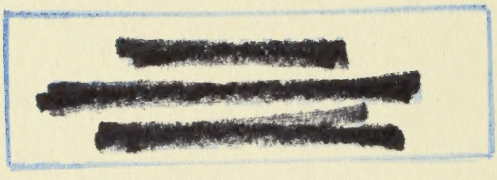
Fritz Franke

Ritterburgen u. Schlösser über der Saale



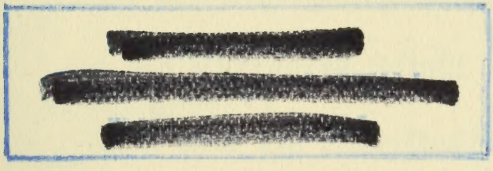
Digitized by the Internet Archive
in 2012

http://www.archive.org/details/ritterburgenunds00fran

Ritterburgen und Schlösser über der Saale

Ein Buch
von sächsisch-thüringischer
Vergangenheit

Fritz Franke



Halle (Saale) 1928

Ch. Graeger Verlag (J. Eckard Mueller)

Margarete Franke in dankbarem
Gedenken an gemeinsam Erlebtes
und an treu helfende Mitarbeit

Nachdruck, auch einzelner Artikel, nur mit Erlaubnis des Verlegers und Quellenangabe gestattet.
Alle Rechte, insbesonders der Uebersetzung und Verfilmung, vorbehalten.
Copyright 1928
by Ch. Graeger Verlag, Halle-Saale
Printed in Germany

Inhalt.

	Seite
Geleitwort	5
Vom Thüringer Saalſtrom	7
Die Sage von der Waldquellfrau *)	10
Ein wenig Geſchichte	12
Von Barby an der Elbe bis Nienburg an der Saale	15
Bernburg	20
Alsleben, Könnern und Rothenburg	27
Die Burg Wettin	32
Der hohe Petersberg	35
Schön Aennchen von Gottgau (Ballade) *)	47
Der hohe Petersberg (Fortſetzung)	51
Vom Giebichenſtein und der Moritzburg in Halle	54
Vom Schwarzen Grafen im Schwarzen Schloß (Ballade) *)	59
Vom Giebichenſtein und der Moritzburg in Halle (Fortſetzung)	61
Die Sage von Ludwig des Springers Flucht aus Giebichenſtein (Ballade) *)	66
Das Merſeburger Schloß und die Auguſtusburg in Weißenfels	68
Die Sage vom Merſeburger Raben	73
Das Merſeburger Schloß und die Auguſtusburg in Weißenfels (Fortſetzung)	75
Schloß Goſeck und die Schönburg	83
Vita somnium breve (Ballade) *)	97
Der alte Biſchofsſitz Naumburg und die Pforte	99
„Dort Saaleck, hier die Rudelsburg —“	114
Camburg und Tautenburg	121
Die Dornburger Schlöſſer	125

*) Vom Verfaſſer.

Seite

Bergneſter um Jena 133
Die Sage von der Margaretenhöhle im Rautal . 134
Die Sage von der Kunitzburg bei Jena 136
Die Sage vom verwünſchten Vogelſteller in den Teufelslöchern 140
Bergneſter um Jena (Fortſetzung) 147
Die Leuchtenburg 154
Dornröschen Orlamünde 159
Um Rudolſtadt 170
Saalfeld und Eichicht 178
Die Bergkaſtelle im Gebiete der Saaltalſperre . 185
Von Hirſchberg bis Hof 197
Die Neſter am Waldſteinhang 200
Hinauf zur Quelle 215
Der Saale Quellenſang*) 216

*) Vom Verfaſſer.

Geleitwort.

„Alte Neſter" über der Saale, ſo hätte das Buch auch heißen können; denn es will erzählen von Ritterburgen, Klöſtern und Schlöſſern, von weltlichen und geiſtlichen Bauwerken aus alter Zeit. Aber nicht ein „hiſtoriſcher Staubfänger" möchte es ſein, ſondern es ſucht die Spuren des menſchlich Lebendigen im Einſt und will es hinüberleiten bis in das Leben von heute, das um die alten Stätten durch mannigfaltige Verwandlungen und in buntem Wechſel flutet. Manch guten Freund wird der Leſer in dieſem Heimatbuche finden; alle die alten, ſchönen Perlen ſind aufgereiht am Silberbande der Saale, des vielbeſungenen und geliebten Heimatfluſſes aller Sachſen-Thüringer, für die in erſter Linie das Büchlein als ein Erinnerung weckender Begleiter gedacht iſt. Aber auch allen denen, die aus der Fremde kommen und die Saale kennen und lieben lernen wollen mit allem, was ihre Waſſer ſpiegeln und raunen von einſt und jetzt, möchte es eine Belebung des Geſchauten ſein, ob ſie zu Fuß, zu Rad, im Auto oder Flugzeug dem Bande des Stromes folgen. Vor allem aber wünſcht es ſich in die Hand der wandernden Jugend und derer, die Jugend zum Wandern durch die Heimat führen, ſei es im Geiſte oder leiblich: in die Hand der Lehrer und Jugendführer, in die Hand der jungen Generation, die im toten Stoffe das verborgene, urewige Leben ſucht.

Genthin, im Sommer 1928.

Fritz Franke.

Vom Thüringer Saalſtrom.

Das Märchen ſingt vom „Waſſer des Lebens“. Wer es ſucht, muß zu den Quellen gehen; und wer es findet, der kann geneſen von allem Gebreſt. So bitter not uns in dem kränkenden Getriebe der Kultur Lebengeſundendes iſt, ſo ſchwer iſt es auch heute noch — wie einſt in Märchenzeiten —, das Lebenswaſſer zu finden. Im Grunde fließt es in uns ſelbſt, und es wird heilend wirkſam durch die Art, wie wir die Fülle der ermüdenden, ertötenden Sinneseindrücke innerlich umwandeln in lebendiges, erlebtes Seelengut.

Vom Leben eines Fluſſes erzählen, heißt von der Mündung zu den Quellen aufſteigen. Zwar in der Schule lernt man es anders; da freut ſich der Lehrer, wenn das Kind den Finger auf die Quelle legt und ihn mit dem Strome die dunkle Flußlinie hinabſchwimmen läßt zur Mündung; denn ſo läuft der Fluß ja auch in Wirklichkeit! Aber die Geſetze des Geiſtigen ſind andere als die der Natur. Naturgeſetz waltet in allem, was außer uns iſt oder was an uns Aeußeres iſt; der Geiſt aber lebt i n uns als gegenwärtige Kraft, und er mutet in die Gründe und Tiefen der Vergangenheit rückwärts. So dringen wir geiſtig in das Leben eines Stromes, wenn wir ihn da erfaſſen, wo er am jüngſten iſt, wo er gegenwartskräftig Neuland bildet, im Schwemmgebiet ſeiner Mündungsniederung, und wenn wir uns an ſeinen Ufern hinaufarbeiten zum Urgebirg, das aus Urwelttiefen emporkraftet, kündend von alter Erdenzeit; zum Urgebirg, in deſſen Bereiche des Flüßleins Quelle ſingt. Es iſt eine Art „Gang zu den Müttern“, und

er weckt erdenmütterliches Heimatgefühl, nach dem wir uns alle innig sehnen.

Aber es gibt noch einen andern Weg der Betrachtung: die Seele kann sich aufschwingen zu dem Geistvater in den Höhen und kann das große Bild des Gewordenen anschauen als ein Ganzes; sie hebt sich von der Erde, auf der sie zuvor das Werdende Schritt für Schritt sich erarbeitet hat in einzelnen Erlebnissen. Wem solcher „Aufschwung im Geiste" zu schwierig erscheint, dem ist's heut leicht gemacht, ein ahnend Vorgefühl geistiger Gesamtschau sich zu schaffen, wenn er, im Flugzeuge dahingleitend „hoch überm niedern Erdenleben", in wenigen Stunden ein umfassendes Relief des Flußlaufes tief drunten sich entfalten und entbreiten sieht. So erlebt der Zugvogel den Anblick der Erde, der Vogel, den weise Völker der Vergangenheit in ihren Mythologien ansahen als den Himmelsboten, der Geistvaters Willen zur Erde bringt und Kunde vom Bilderbuch Erde emporträgt zu Allvaters Haupt. Wer mit dem Auge des Boten zwischen zwei Welten dahinsegelt im Blau, der erspäht Zauberrunen im Erdenangesicht, die dem aufhorchenden Geiste zur Sprache werden vom Geheimnis der Dinge.

Wie sehen wir mit Vogelaugen unsere heimatliche Saale? Welche Rune zeichnete ihr Leben in die Erde? Es ist die Linie des rhythmisch Bewegten, des ewig die Richtung Wechselnden, des S der durch den Erdmull raschelnden Schlange. Kaum ein zweiter unserer größeren deutschen Flußläufe zeigt in so unermüdlicher Wiederholung das Bild des S als Ausdruck rastlos urlebendiger Bewegtheit. Drei gewaltige S-Bogen — von der Mündung über Halle bis in die Gegend von Jena hin, dann über Eichicht nach Saalburg und von dort über Hirschberg zum Quellgebiet — sind wieder und wieder in unzählige kleinere und größere S-Formen aufgelöst, die sich in stetem Wechsel aneinanderreihen. Wie das S im Lautbilde nachahmt das bewegte Sich-winden und -schlingen durchs Gestein, das zum

Bette umgeschaffen wird, so ist der wellige Laut L ein Bild der schwellenden, schnellen Quellen und Wellen. Und diese beiden in die Laute S und L gebannten Erlebniseindrücke, die der Mensch in besonderer Stärke gerade an diesem Flußlaufe haben konnte, verbindet das lautgewordene, frohe Staunen der sie innerlich empfindenden Seele im langen, hellen A, in dem auch der Name erklingt: SAALA. Und wenn der Mensch der Vergangenheit ihn aussprach im Anschauen des Flußlaufes, so empfand er in den Lauten etwa das Folgende: „Du Wasser, das sich wie ein Schlangenleib durchs Grundgestein der Heimaterde windet und schlängelt: wie schön ist dein lebendiges Wellen und Wenden, in dem ich ahne die Fülle unversieglichen Lebens!" *) Als Wissende sprachen unsere Altvorderen die Namen der Dinge, in deren Lauten das Geheimnis ihres vom Menschengeiste erlauschten Wesens schlummert.

Der Saalelauf erstreckt sich im wesentlichen in südnördlicher Richtung über ein Gebiet von rund 200 Kilometer Länge zwischen dem 50. und 52. Grade nördlicher Breite. Den westlichsten Punkt erreicht die Saale in der Gegend der Schwarza-Mündung, wo sie den 29. Längengrad überschreitet, den östlichsten etwa 4 Kilometer nördlich von Corbetha, wo sie sich auf ungefähr 20 Kilometer dem 30. Längengrade nähert. Quelle und Mün-

*) Wer die Saale kennt und liebt, wird sie nicht anders benannt wissen wollen; denn ihr Name spricht ihr Wesen aus gemäß einer Sprachwissenschaft, die nach dem geheimen, tieferen Wesen der Laute forscht. Novalis hat sie geahnt und verheißen, und Dr. Rudolf Steiner hat ihre Grundlagen als Bausteine einer erfüllbaren Zukunftsaufgabe gegeben. Daneben besteht durchaus zu Recht die Ableitung des Namens von „sal" als des „Salzflusses"; denn auch im Wesen des sal liegt Aehnliches, wie es für die Laute S, L und A als Lauterlebnis ausgeführt wurde; wer Lautgefühl besitzt, wird zugeben, daß das Lauterlebnis „Saale" ein anderes ist, als etwa „Salze" wäre. Beide Deutungen ergänzen einander und zeigen gerade, wie man von zwei ganz verschiedenen Seiten das Wesen eines Dinges erfassen kann.

dung liegen fast auf der gleichen geographischen Länge, und die Abweichungen von der Südnordrichtung gehen kaum über 50 Kilometer hinaus. Auf diesem Flächenbande von 200 Kilometer Länge und 50 Kilometer Breite schwingt der Fluß in solcher Lebendigkeit, daß er eine Gesamtlänge von 442 Kilometern erreicht. Er durchläuft ein Gebiet, das in seiner Bodengestaltung die geologische Entwickelung der Erde von der Eiszeit (im Unterlauf) über die mittlere Zeit der Trias (Buntsandstein, Muschelkalk im Mittellauf) bis in die Alt- und Urzeit hin (im Oberlauf und Quellgebiet) aufzeigt; ein Gebiet deutscher Stämme und Landschaften vom sächsischen und plattdeutschen Sprachgebiet über das der vielen Thüringer Staaten von einst bis zu Franken und Bayern hin; und ein Gebiet, in dem deutsche Geschichte in schwerer Zeit sich gespiegelt hat, in dem so mancher der Großen eines Jahrtausends seinen Schicksalsweg gegangen ist.

Dies schimmert hindurch durch die kleine Geschichte, die mir die weise Quellenfrau am Waldsteinhang, dem die Saale entquillt, in sommerlicher Mittagsstunde vertraute:

In grauer Vorzeit — das Inlandeis war schon gen Süd und Nord aus dem deutschen Lande gewichen — verirrte sich im herzynischen Urwalde, da, wo heute die Höhen des Fichtelgebirges sich erheben, ein junger Jägersmann auf der Jagd in dem gewaltigen Felsgewirr und Waldgestrüpp, und als er von der Höhe gen Südwesten herabstieg, der heißen Sommermittagssonne nach, sank er im Hochwald, ermattet von Hitze und Durst, zwischen Steinen ins kühle, grüne Moos. Das schien ihm plötzlich aufzuleuchten wie Smaragd, und er vernahm die Stimme einer weisen Waldquellfrau, die seinen Namen rief. „Durst", lallte er; „Wasser!" — „Trinke nur!" antwortete sie; und er hörte neben sich ein leises Rinnen, das kam von einem silbernen Wasseräderlein, das einem Quellenspiegel entfloß. Er trank und schaute auf die Silberfläche, und während das

kühle Wasser seinen heißen Leib erfrischte, sah er mit staunendem Auge eine Fülle von Bildern wie in einem Zauberglase vor sich vorüberziehen, Bilder, die alle sich malten an einem vielfach gewundenen Flusse und die durch Jahrtausende hin ihm Schicksale von Menschen und Burgen und Ortschaften spiegelten. Deutsches Geblüt lebte da und starb und rang um den Sitz am Strome gegen manche fremdländische Volkswelle, die heranbrandete und zurückfluten mußte, abgewehrt von den Felsen am Tal mit den ragenden Festen.

„Was ist das?" fragte er staunend. „Und wer bist du?" — „Saala bin ich", gab die Waldfrau zur Antwort, „Saala, die Quellfrau. Und was du siehst, ist das Leben meines Gewässers, in dessen Schicksal auch das deine verflochten ist in deines Lebens mannigfacher Wiederkehr. Ich ströme durch das Herzland deutschen Lebens, und wer in meinen Quellenspiegel schaute, der nahm in sein Auge und Herz einen Ewigkeitstrunk treudeutschen Wesens und ward ein Schicksalskind der Saala, zu leiden und zu freuen sich an ihr, zu kämpfen und zu bluten um sie, zu singen und zu sagen von Treue und Liebe zu ihr." Dann schwand die alte Frau; und der Jüngling erhob sich gestärkt und fand an dem Silberfaden hinab ins Tal zu den Siedlungen und zu den Seinen.

Ein wenig Geschichte.

Die Bedeutung der Saale für die deutsche Geschichte ergibt sich aus ihrem Strömungsverlaufe, und sie übertrifft die der weit gewaltigeren Elbe, der sie schon ein gut Stück oberhalb Magdeburg ihr Wasser schenkt. Die Bedeutung der Elbe ist vorwiegend eine vorgeschichtliche; denn sie bildet eines jener Urstromtäler, und zwar das südlichste, das beim frühesten Zurückweichen des Inlandeises die ungeheuren Mengen des Schmelzwassers gegen Nordwesten hin dem Meere zuführte.

Die Saale — schon den Römern bekannt und von ihnen wohl lange Zeit als Oberlauf der Elbe betrachtet — wird als „Grenzgraben" zwischen West und Ost der Schicksalsstrom der Sachsen-Thüringer in ihrem Kampf ums Dasein mit den sorbischen Wenden, der das 7. und 8. Jahrhundert hindurch anhält. In dieser Zeit entstehen die vielen Grenzfesten, die so vielfach durch die Aehnlichkeit ihrer Bauart auffallen und den ganzen Saalestrom hinauf von der Mündung bis zur Quelle sich verteilen als steinerne Zeugen eines hochbedeutsamen Abschnittes deutschen Kulturringens. Es gab Zeiten in diesem Kampf, wo die Fluten der slavischen Eindringlinge über den Grenzgraben Saale gen Westen hinausbrandeten; aber durch Karl den Großen und seine Nachfolger festigte sich im 9. Jahrhundert das Gebiet der Saale als Stützlinie, von der aus gegen Osten hin die slavischen Lande wiedererobert, besiedelt und eingedeutscht werden konnten. Er begründete zwischen Elbe und Saale die sorbische Mark als ein deutsches Schutzgebiet.

Schon zur Zeit der Frankenkaiser wurde das Christentum in das Sachsen-Thüringerland getragen,

doch fand es erſt nach faſt zwei Jahrhunderten durch das Wirken des Bonifatius Feſtigung. Alte heidniſche Mal- und Opferſtätten, dem Thor = Donar heilig (von deſſen Namen vielleicht die Thüringer ſich herleiten, wenn man ſie nicht auf die Urbevölkerung der Hermunduringer zurückführen will), ſuchte die chriſtliche Kirche zu entheiden, indem ſie auf ihnen dem heiligen Petrus Kapellen errichtete; im Saalegebiet iſt der Petersberg nördlich von Halle eine ſolche Stätte, von der noch manches zu erzählen ſein wird. Auch der Chriſtianiſierung des Landes dankt das Saalegebiet manch feſtes Bauwerk, und wichtige Siedlungen ſind aus den ehemaligen Bollwerken der Heidenmiſſion hervorgegangen, wie Halle, Merſeburg und Naumburg, und weiter im Süden Saalfeld, das zum Bistum Bamberg gehörte. In Halle vereinigen ſich ſchon in alter Zeit wirtſchaftliche Bedeutung (Salzſiederei) und ſtrategiſcher Wert (Karl der Große befeſtigte den Kreuzungspunkt der von Thüringen heraufkommenden Straße mit der am Südrande des Harzes weſt-öſtlich verlaufenden, und ſo bot das älteſte Halle den Kaiſern wiederholt den Stützpunkt für kriegeriſche Unternehmungen gegen den polniſchen Oſten) mit der geiſtlich-geiſtigen Bedeutung, ſo daß in ihm ſchon früh die Keime liegen zu dem, wozu es im Laufe der Jahrhunderte geworden iſt: zu einem Brennpunkte wirtſchaftlichen, politiſchen und geiſtigen Lebens.

Dieſe Jahrhunderte des Ringens mit dem ſlaviſchen Oſten ſind die große Schickſalsſtunde der Saale. Im weiteren Geſchichtsverlaufe geht der Kampf nicht mehr um ihren eigentlichen Beſitz, doch nimmt ihr ganzes Stromgebiet an den großen Kriegen teil. Die Nöte des 30jährigen Krieges kommen über ihre Anwohner, und in der Zeit des Sturzes und der Erhebung Preußens lebt ſie wichtigſte Entſcheidungen mit: ſie ſieht die Geſtalt des Großen Korſen bei ſeinem ſiegreichen Vorwärtsdringen und auf der Rückkehr nach dem Sinken ſeines Geſtirns.

Von da ab befrieden sich ihre Geschicke. Ihr Unterlauf von Halle ab wird bedeutsam für die Frachtschiffahrt von und nach Hamburg, und ihr Ober- und Mittellauf trägt in Flößen den Holzreichtum des Thüringer Waldes bis hinunter nach Halle. Und heute tritt ihr Leben in einen neuen Abschnitt ein durch den Bau der gewaltigen Talsperre zwischen Ziegenrück und Blankenstein, deren Anlagen sich über 20 Kilometer Luftlinie hin erstrecken werden.

All diese Dinge sollten hier nur kurz vorskizziert werden; die einzelnen Stätten an der Saale werden Gelegenheit bieten, von mancher der Erinnerung werten Einzelheit zu erzählen.

Von Barby an der Elbe bis Nienburg an der Saale.

Drei Kilometer unterhalb der Saalemündung, da, wo die Wäſſer von Saale und Elbe ſich ſchon untrennbar ineinander gefunden haben, liegt das Städtchen Barby. Von ihm aus wollen wir unſern Gang beginnen; denn es iſt wie Roſenburg, das an einer der weiten Saaleſchleifen oberhalb des Mündungsgebietes liegt, und wie das etwas weiter ſtromauf gelegene Calbe eine alte Burgwarte, die wohl von Heinrich I. angelegt wurden in ſeinem Kampfe gegen die öſtlich der Saale ſitzenden Slavenvölker. Der alte Name Barboy = Furt iſt wendiſchen Urſprungs; von der alten Burgherrlichkeit der Grafen von Barby iſt nur ein kleiner Turm geblieben; er reitet auf der Ufermauer der Elbe und trägt ein Rundgemach, das etwas größer iſt als der Turmſockel: das „Prinzeßchen“. Dort ſaßen die adligen Damen gern und ſchauten über den Strom, und hier mag die kleine Legende entſtanden ſein, die eine Deutung des nicht mehr verſtandenen alten Namens zu geben verſucht:

Der Gatte der Edelfrau iſt in das heilige Land gezogen, und ſie ſchaut tagaus tagein aus den Fenſtern des Türmchens, ſeine Wiederkehr erwartend. Man will ſie tröſten, aber die Ungeduldige zieht ihren Goldreif vom Finger und ruft voll Schmerz, indem ſie das Kleinod in den Fluß wirft: „So gewiß ich dich Ringlein nicht wiederſehe, ſo wahr werde ich auch ihn nicht wiederkehren ſehen!“ Andern Tags zerlegte der Koch eine eben gefangene Elb-Barbe und fand den Ehereif der Dame im Magen des Fiſches. Und als er zur

Herrin eilte, traf er sie klopfenden Herzens; denn eben kündete das Wächterhorn die Heimkehr des Burgherrn.

Die erst spät in das Wappen aufgenommenen, einen Ring bildenden zwei Goldbarben in blauem Felde deuten darauf, daß das Geschlecht derer von Barby sich diese hübsche Deutung zu eigen gemacht hat.

Calbe an der Saale und Barby werden zusammen in einer Schenkungsurkunde Ottos I. als „bedeutende Orte, darin kaiserliche Lehensmänner sich aufhalten", erwähnt und mit „Rosburg" — Rosenburg an der Saale — 965 der Moritzkirche in Magdeburg geschenkt. Schon früh ist das Calber Schloß verwüstet worden: 982 durch den Wendenfürsten Misterojus. Heinrich der Löwe, Oto IV. brannten es nieder; immer wurde es wieder aufgebaut, und immer fand es neue Zerstörer, ein Beweis, daß es kein unwichtiger Platz war. Heut ist es Wohnhaus des Dominiums.

Auch Nienburg zeigt in seinem südlichen Teile, der herüberschaut über die Saale nach Grimschleben, noch altertümliche Reste, wenn auch von dem alten Castellum nichts mehr zu sehen ist. Doch zeigt es noch Ueberreste, die an das ehemalige Kloster erinnern, wie überhaupt die ganze Umgebung der Kirche den einstigen Klostercharakter sofort verrät, sowohl was die Bauten betrifft, als auch in dem gegen die Saale hin stehenden Gemäuer und dem Turm. — Heut blüht es in diesen Ruinen, denn eine Gärtnerei hat sich in ihrem Schutze niedergelassen. Vor der ehemaligen Abtei lesen wir „Schloßplatz", denn sie wurde im Laufe der Entwickelung in eine fürstliche Schloßdomäne verwandelt.

Benediktinermönche aus Thankmarsfelde zogen im Jahre 975 hier ein, und nach ihnen heißt der Ort zur Unterscheidung von Walternienburg und Osternienburg noch bis in die Neuzeit hinein München-Nienburg, das Nienburg der Mönche. Der Kirchenbau wird nächst der Errichtung des Klosters die weitere Aufgabe der Mönche gewesen sein, und so kann die im romanischen Stil errichtete Kirche 1004 geweiht werden. An-

läßlich dieser Feier sah der Ort den Besuch des damaligen Kaisers Heinrich II. Schon nach einem halben Jahrhundert erlebten die Mönche den ersten verheerenden Brand, doch zehn Jahre später stand die Kirche auf den Resten der alten wieder da, und wiederum war der Kaiser, nun Heinrich III., im Jahre 1060 zur Weihefeier anwesend. Kaum zwei Jahrhunderte später brannte sogar die ganze Abtei mitsamt der Kirche nieder, und nun wurde nach Neuerrichtung des Klosters auch die Kirche, und zwar 1250 im frühgotischen Stile, aufgebaut, um 30 Jahre später wieder den Flammen zum Opfer zu fallen und 1282 neu zu erstehen. Eine außerordentliche Zähigkeit haben diese Mönche in ihrer Arbeitsfreudigkeit bewiesen. Nach der zweimaligen Vernichtung der romanischen und der gotischen Form beruhigte sich das fressende Element, und so steht die Kirche heut in der Form, die ihr durch eine Instandsetzung um die Mitte des 19. Jahrhunderts wurde. Die zähen Mönche haben auch sonst ernsthafte und gute Arbeit geleistet für die Kultivierung der stark verslavten Gegend, und hierin haben sie wohl gerade durch die Burg wirksamste Unterstützung gefunden und auch Schutz in Augenblicken der Gefahr. Dafür sprechen Reste von unterirdischen Verbindungswegen nach dem am Bodeeinfluß auf dem Jürgensberge gelegenen Kastell. Die Abtei wurde schließlich im Dreißigjährigen Kriege zerstört und auf ihren Resten später das fürstliche Schloß erbaut.

Der Name des Ortes weist auf die südlich gelegene Dorfschaft Altenburg, der gegenüber die „Nianborg" erstand; 961 taucht sie urkundlich unter diesem Namen auf, während das „castellum Niemborch" erst zwei Jahrsiebente später Erwähnung findet. 996 ist „Nyenborg" bereits Stadt, „ubi Sala et Buda se miscendo vicissim stabili foedere maritant". („Wo die Saale mit der Bode sich mischt und beide einen dauernden Ehebund miteinander eingehen.") Der alte, nach dem Eindringen der Slaven im 4. und 5. Jahrhundert gebildete

Gau Serimunt stand später unter dem bekannten Markgrafen Gero, dem Gründer von Gernrode am Harz, der 965 starb. Er mag das vielleicht schon von den Karolingern errichtete Kastell wieder hergestellt haben. Ein Reisebericht eines Juden aus dem Ende des 10. Jahrhunderts erzählt, daß hier ein Schloß aus Stein und mit Sand gemischtem Kalk gestanden habe. Gegenüber diesem Wendentrutz drohte in den alten Zeiten vor der Verdrängung der feindlichen Eindringlinge jenseits der Saale die slavische Grenzfeste Budizko, wo heute der Ort Grimschleben liegt. Als auch sie deutsch geworden war, fiel der Ort durch Schenkung Ottos II. an die Abtei Nienburg.

Beim Abreißen des Bernburger Tors fanden sich Reste eines alten Wartturms, der zum Kastell gehört haben mag, und eine Straße, die Warthe oder Worthe, erinnert an ihn. Ein bejahrter Turm, die „alte Warte", erhebt sich noch heute auf dem höchsten Punkte zwischen Bode und Wipper westlich von Nienburg. Starke Mauerreste aus alter Zeit fanden sich am Girgelsberge, die ebenfalls auf die einstige Feste weisen.

Auch die Sage hat sich dieser Stätte bemächtigt: Ritter Jürgen, der im Schlosse auf dem Jürgensberge wohnte, erschlug einst im Zorn einen Knappen, der seinen Lieblingshund mit einem Stein geworfen und verwundet hatte. Als der Ritter starb, fand er ob dieser raschen Tat keine Ruhe, und jede Nacht mußte er in der Gestalt eines schwarzen Hundes über den Schäferplatz irren und die späten Wanderer schrecken, bis ein beherzter Bürger, der die Nachtwache versah und dem Ungetüm begegnete, ihm mit seinem Spieß furchtlos zu Leibe ging und es erstach. Damit war die Verwünschung gebrochen, und vor dem Erstaunten stand plötzlich der Ritter von einst und dankte ihm für die Erlösung; dann verschwand er, und mit ihm war auch der Hund verschwunden.

Eine andere Sage erzählt von der im Burgtal nördlich von Nienburg ruhelos um die Mittagsstunde

umherwandernden Jungfrau. Sie war die Braut eines jungen Ritters gewesen, hatte aber in dessen Abwesenheit ihr Herz einem andern geschenkt, und als sie mit diesem an den Altar treten wollte, erschien unerwartet ihr Verlobter, und im Zweikampf mit dem Störer seines Glückes fiel er. Nun wandert die tote Jungfrau immer wieder zu der Stelle, an der ihr verratener Verlobter den Tod fand. Eine verwandte Sage spielt im Süden der Stadt; dort soll, wo die sogenannte Bläsbrücke über einen Bodearm führt, eine Burg gestanden haben, die dem Vater eines Ritterfräuleins gehörte, welche einem jungen Ritter anverlobt war. In Plötzkau an der Saale, südlich von Bernburg, hauste der als gewalttätig bekannte Graf Pfuhl, der die Braut eines Tages raubte und ihr Gewalt antat. Sie gebar dann ein Knäblein, doch der Schmerz und die Scham hatten sie so zerstört, daß ihr Geist sich umnachtete und sie das Kind tötete. Die Plötzkauer ergrimmten über dies jammervolle Schicksal der jungen, schönen Mutter, die sie liebgewonnen hatten, und erschlugen den wüsten Grafen, der nun nachts auf einem Schimmel, das abgeschlagene Haupt unterm Arm, über die Bläseraue jagt. Die Jungfrau ging ins Kloster am Bläs, und man hörte sie nach ihrem Tode noch immer weinen und klagen. Mit dem Namen Bläs bringt man die Altenburger Kirche St. Blasii in Zusammenhang.

Bernburg.

Nur 5 Kilometer südlich von Nienburg liegt Bernburg, die Stadt, auf die in neuerer Zeit die Bedeutung Nienburgs übergegangen ist, die es als wichtigster Ort der Umgebung hatte. Unterhalb der Stadt mündet von Osten die Fuhne, oberhalb von Westen die Wipper, so daß hier die Saale in Verbindung steht mit dem Stromgebiet der Mulde und mit dem östlichen Harzgebiet, denen sie durch Fuhne und Wipper die Hand reicht. Sie strömt hier über in der Tiefe ruhende Salzlager von einer Mächtigkeit, welche die der Staßfurter vielleicht noch übertrifft. Das Kalisalz gehört der Zeit an, in der die deutsche Landschaft von dem Zechsteinmeere überflutet war, also der geologisch als Perm bezeichneten Epoche. Wenn wir in einem der zahlreichen Schächte in die Tiefe fahren, so dringen wir immer weiter zurück in urferne Erdzeiten, wie wir später beim Stromaufwärtswandern ebenfalls immer weiter in die Urvergangenheit der Erde dringen werden, ohne in die Tiefen fahren zu brauchen. Ueber dem Zechstein lagert die Triasformation. Buntsandstein wird in den etwa 5 Kilometer stromauf liegenden Brüchen von Aderstedt und Gröna gebrochen, die besonders den sogenannten Rogenstein liefern, einen Sandstein, der durch chemische Sonderungsvorgänge runde, schalig gebaute Körnchen aufweist, die rogenartig aussehen. Muschelkalk steht am Tage an am linken Steilufer der Saale und im großen Solvayschen Steinbruch. Keuper, der aus roten Tonarten besteht, ist in der „Altenburger Schweiz“ zu sehen, einer nicht zugeschütteten Gipsgrube bei Altenburg. Diese weitausgedehnte Trias ist stellenweise von der Braunkohle des Tertiär

bedeckt. Zwar lohnt der Braunkohlenbau hier nicht recht, aber südlich von Bernburg, bei Bebitz, werden in großen Gruben porzellanerdige Tone abgebaut, die dieser Erdzeit angehören. Diesen Untergrund überlagern allenthalben, einem durchlöcherten Tuch vergleichbar, Kies und Sand der Eiszeit, in welcher zweimal die Gletscher des hohen Nordens über Bernburg flossen. In dem sogenannten Gletschergarten, einem großen, flachen Buntsandsteinfelsen, zeigen sich die Spuren der Gletscherwaschungen, z. B. auch gut erhaltene Gletschertöpfe, Vertiefungen, die durch herumgewirbelte Steine ausgehöhlt wurden. Und in die jüngste Zeit hinauf führt uns endlich der nach dem Weichen des Eises verbleibende Geschiebelehm oder Löß, der außerordentlich fruchtbaren Boden abgibt, und schließlich die Schlickmengen des Saalegebietes, die bei Hochwässern sich auf der Flußaue absetzten und das Schwemmland des Alluviums, der allerjüngsten Formation, bildeten.

Ein Heimatbuch, das von Burgen und Schlössern und anderen denkwürdigen Vergangenheitsbauten erzählt, muß auch von dem Grunde berichten, über dem sich Bauten erheben; denn wie diese untrennbar sind von den Geschicken der Menschen, die in ihnen lebten und litten, so sind sie auch undenkbar ohne den Grund, der sie trägt; und wir sollten mehr und mehr aus der vereinzelten, abgezogenen, abstrakten Betrachtung zu einem Gesamtgefühl von der Zusammengehörigkeit dessen kommen, was über, neben und unter uns ist; die drei Goetheschen Ehrfurchten haben nicht nur ihren philosophisch moralischen Wert, sondern einen sehr praktisch erzieherischen, insofern sie unser eigenes Verbundenheitsgefühl mit der Welt, in der wir leben, vertiefen und dadurch unser Denken, Empfinden und Tun wertvoller machen und beglückender.

Das Museum der Stadt gibt zu den geschilderten Beobachtungsstätten die Fundreste an Pflanzenwuchs, Tierüberbleibseln und Menschengerät. Und da darf

vor allem gesagt werden, daß Bernburg der Fundort von Tongefäßen in solcher Fülle und Eigenart ist, daß man eine bestimmte Art von uralter Keramik als den Bernburger Typ bezeichnet. Die Gefäße, die weiche Formen, eine schwarzbraune, polierte Oberfläche und wenig Verzierungen haben, entstammen der jüngeren Steinzeit. Ob in der dann folgenden Bronzezeit, zwei Jahrtausende vor Christi Geburt, schon Germanen in diesen Gegenden saßen, wird bezweifelt. Aber man darf annehmen, daß sie mit dem Beginn des letzten vorchristlichen Jahrtausends die vorher hier seßhaften Kelten verdrängt haben. Um das Jahr 9 vor Christus, als die Römer, einmal und nicht wieder, bis hierher vorstießen, haben Hermunduren das Land besiedelt. Dann drangen um 400 nach Christus, wie schon erwähnt wurde, die Slaven ein, die um 600 das ganze Gebiet in Händen haben. Inzwischen aber haben, nach dem Zusammenbruch des Thüringer Reiches 531, die Franken sich als Herren durchgesetzt; Sachsen und Schwaben wurden angesiedelt, und das Gebiet zwischen Bode und Wipper hieß „der Schwabengau"; und um die Zeit der Karolinger tritt Bernburg ins Licht der Geschichte. Der am Westufer der Saale liegende Stadtteil Waldau wird als fränkischer Königshof erwähnt, als eine Art Residenz; diese Rolle übernimmt dann später der gegenüberliegende Stadtteil mit der Bernburg. Die Geschichtsschreiber erwähnen eine wichtige Urkunde, laut welcher Karl der Große in Nymwegen Ostern feierte, im Jahre 806 und seinen Sohn Karl nach Thüringen, an einen Ort Waldau, schickte, wo dieser Heerschau hielt. Von da habe er seine Mannen in das Land jenseits der Elbe gesandt und sei selbst über die Saale ins Warinerfeld gezogen, wo der Sorbenfürst Milito fiel; darauf sei er an die Elbe zurückgekehrt. Zwischen Waldau und der östlichen Landschaft vermittelte eine uralte Saalefurt; denn eine wichtige Straße führte hier schon in früher Zeit, ein Handelsweg, wie die verschiedentlich gefundenen

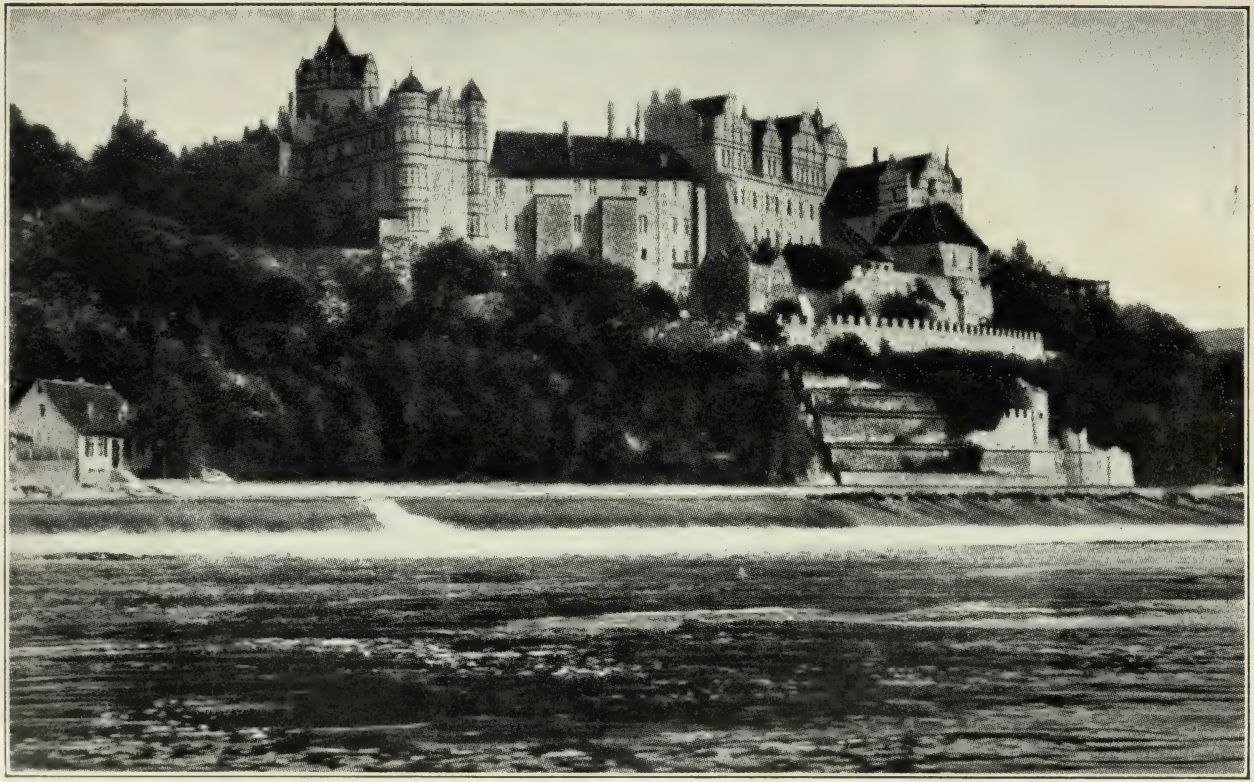
römischen Münzen beweisen. Die Entstehungsgeschichte des eigentlichen Bernburg ist dunkler. Von der Namendeutung aus findet man eigentlich nur einen genaueren Anhalt, wenn man der jüngsten der aufgetauchten Meinungen folgt — denn die Deutung Warinerburg gäbe nur eine sehr unbestimmte Datierung; diese jüngste Auffassung nimmt Bernburg als die Burg des „jungen Bären" an, nämlich des jugendlichen Markgrafen Albrecht. Dessen Mutter kann als eine Tochter des letzten Billung Magnus das Gebiet aus sächsischem Hausbesitz ihrem Gatten zugebracht haben. Der junge Sproß mag den Beinamen zuerst im Scherz erhalten und ihn so der Stadt vermittelt haben, über der schon seit Beginn des 12. Jahrhunderts Befestigungsanlagen gewacht haben mögen. In der Zeit dieses Albrecht des Bären taucht jedenfalls der Name Bernburg zuerst auf. 1138 wurde die Feste von seinen Feinden eingenommen und zerstört. Der Volksmund hält zäh fest an der Ableitung des Namens von den im Zwinger der Burg gehaltenen Bären, die noch heute zur Freude der Bernburger wie der Fremden ihr eintöniges Leben in ihrer „splendid isolation" führen.

Das Schloß bietet den großartigsten Anblick von jenseits der Saale. Die Hauptbauten entstammen etwa dem 16. Jahrhundert. Der Ausbau währte bis ins 18. Jahrhundert hinein. Sehr alt dagegen ist der Bergfried, der wesentlich höher ist, als er von unten gesehen erscheint. Auch vom Schloßhof aus kommt seine Höhe gegenüber der Breite nicht so recht zur Geltung wegen der niedrigen Bekrönung. Er führte den Namen Eulenspiegelturm, und an ihn knüpft sich folgende kleine Erzählung von dem alten, merkwürdigen Landstreicher und klugen Narren:

Till Eulenspiegel war einst zum Wächter auf dem Bernburger Schlosse bestellt. Der Graf, sein Herr, saß mit seinen Rittern bei fröhlichem Mahle im Saal des Schlosses, und der leckere Duft der köstlichen Speisen

drang hinauf in die Nase des armen Schelms, der schnuppernd droben Umschau hielt. Nirgend ist etwas Böses zu sehen; kein Feind naht; die Straßen liegen still und leer und friedlich da. Tills blanke Aeuglein schauen auf das Treiben jenseits der Fenster drunten; seine gespitzten Ohren hören den hellen Becherklang; seine spitze, etwas aufstrebende Nase saugt begehrlich den Feierdunst. Da springt ihm ein Einfall durchs Haupt: wenn er jetzt bliese „Feind! Feind!“ so gäb's ein Bestürzen und ein Durcheinander, wie wenn einer in einen Ameisenhaufen getreten. Und dann . . . und dann . . . Schon hat er das Horn am Munde und stößt mit Macht hinein, als sei der Feind bereits auf der Brücke. Eine Sekunde ist alles still und starr; dann bricht der Sturm los. Zu den Waffen — auf die Rosse — aus dem Tor — durch den Pfaffenbusch dem Feind entgegen. Das Tor ist zugepoltert. Till huscht die Treppen hinunter, schlüpft in den verödeten Saal und setzt sich in des Grafen Lehnsessel. Noch sind die Braten warm und der Wein so kühl. Das schmeckt dem losen Schelm. Er hat die Zeit gut genutzt, bis die genarrten Ritter heimkehren. Als sie erschienen, war er verduftet, hatte aber seinen „Eulenspiegel“ hinterlassen. Und waren die Ritter auch zuerst recht bitterböse, bald packte sie das Lachen über den, der gescheiter gewesen als sie alle.

Das Hauptstück des Schlosses, das Langhaus, zieht sich, von der Saale gesehen, linkerhand nach hinten; zwei runde, von unten nach oben durchlaufende Erkertürmchen schließen die schmale Giebelfront ein. Ein schlichter, von zwei mächtigen Steinpfeilern gestützter Zwischenbau, der Wolfgangsbau, leitet zum Christiansbau über. Vom Hof aus gesehen, ist das Obergeschoß des Wolfgangbaues durch eine Außentreppe erreichbar. Der Christiansbau stammt nicht mehr aus den Zeiten seines Erbauers Christian I., der während des Dreißigjährigen Krieges lebte, sondern er wurde nach einem Brande erst in jüngster Zeit ganz im alten



Schloß Bernburg an der Saale.

Stile wieder aufgerichtet. Er wirkt, vom Fluſſe aus geſehen, beſonders eindrucksvoll mit ſeinen gewaltigen Giebeln, mit der ſtarken Untermauerung, der etwas tiefer liegenden Terraſſe, unter der wieder eine Mauer mit viereckigen Zinnen entlangläuft. Das letzte Stück des Bergfußes iſt dann bewaldet, und daneben, unter dem Wolfgangsbau, ſteigen terraſſenförmige Untermauerungen herab, die ſogenannten Bärentreppen, neben denen ſich zerfallendes Befeſtigungswerk befindet.

Steigen wir auf einem der Zugänge aufwärts — es ſoll einſt auch unterirdiſche gegeben haben — und nähern uns dem Eingange, ſo ſehen wir über dem Bärenzwinger den eigenartig bekrönten, viereckigen Blauen Turm, der vielleicht dem 15. Jahrhundert entſtammt. Ein vor etwa 200 Jahren errichtetes Portal nimmt uns auf, wir überſchreiten eine ſteinerne Brücke, die einſt Zugbrücke war, und gehen an der Schloßwache vorbei auf den geräumigen Hof, der Platz für ritterliche Spiele bot. Während ſich zur Linken Chriſtians- und Wolfgangsbau und vor uns das Langhaus erſtrecken, zieht ſich rechts eine mit Torwegen und einem Balkon verzierte Mauer bis zu dem am rechten Flügel des Langhauſes ragenden Eulenſpiegelturm hin; hinter der Mauer ſehen wir die ſchmucken, auf dem ehemaligen Schloßgartengrunde ſtehenden Bauten des Kreishauſes und der zu einem zweiten Kreishauſe (das erſte reichte nicht aus) umgewandelten Reithalle. Durchſchreiten wir den Hof und verlaſſen ihn durch das Langhaus (die Schloßbauten dienen als Amtsgericht), ſo finden wir den alten Bärengraben zugeſchüttet, und ſchattige Bäume übergrünen uns auf dem gewonnenen Boden. Die Umgebung des Schloſſes mit ihrem vielen Grün und den ſchönen Bauten der Bergſtadt machen uns den Abſchied von der gewaltigen Buntſandſteinkuppe, die ſo viel Reizvolles trägt, ſchwer, aber unſer Ziel ruft uns, und es liegt noch weit, weit vor uns. So wandern wir ſtromauf, an

Plötzkau vorüber, einem Marktflecken auf dem linken Ufer, der früher Hauptort einer Grafschaft war. Das Schloß, auf einem Felsen erbaut, mit weit ausschauendem Turme, diente einst als Fürstensitz und war dann bis 1872 Strafanstalt. Hier hauste jener Graf Pfuhl, dessen schaudervolle Geschichte wir in Nienburg kennen lernten.

Alsleben, Könnern und Rothenburg.

Der nächste Ort, der Erinnerungen bietet an alte Zeit, ist Alsleben. Er hatte schon unter den heidnischen Sachsen seine eigenen Herren und sicher unter den Sachsenkaisern eigene Grafen. Ihr Schloß stand auf der sogenannten Alten Burg, einem Berge südostwärts der Stadt. 979 haben ein Graf Gero und seine Gattin Adela die Dom- und Stiftskirche St. Johannis Baptistä erbaut, die der Jungfrau Maria, den 12 Aposteln und dem Täufer geweiht war, und haben dazu das Vierunddreißig-Jungfrauen-Kloster errichtet. Dieser Graf Gero soll von einem kaiserlichen Bedienten, der sich sehr beliebt zu machen verstanden hatte, beim Kaiser einer Verräterei beschuldigt worden sein. Nach dem Brauche damaliger Zeiten ist es zwischen dem Grafen und dem kaiserlichen Ministerialen im Beisein des Kaisers und vieler Fürsten zum Zweikampf gekommen, der auf einer Insel bei Magdeburg ausgefochten wurde, vermutlich auf dem Roten Horn. Graf Gero verwundete seinen Gegner hart am Kopf, fiel aber dann ermattet zu Boden und mußte sich überwunden bekennen. Des Kaisers Günstling Waldo, durch einen Trunk frischen Wassers erquickt, ließ sich den Harnisch abnehmen, brach aber plötzlich tot zu Boden infolge der schweren Verwundung. Der Kaiser ergrimmte über diese überraschende Wendung und ließ Gero auf der Stelle den Kopf abschlagen; er befahl, daß die Leiche unbegraben, den Vögeln zum Fraß, liegen bleiben solle. Da fiel Geros einzige Tochter Adela, die mit einem Ritter Friedrich Schacken zu Schackenstädt vermählt war, dem Kaiser zu Füßen und bat um ein rechtes Begräbnis für den toten Vater; sie

wolle dafür ihre Güter zu Alsleben dem Erzstifte in Magdeburg übergeben. So erwirkte sie durch die Stiftung, was sie erbat.

Der Name Alsleben soll von der großen Menge der in der Gegend gefangenen Aale herrühren, weshalb die Stadt auch drei rote, zusammengewundene Aale im Wappen führt.

Eine spätere Begebenheit wird erzählt von dem einstigen Gerichtsherrn zu Alsleben, Heinrich von Krosigk, der in den Zeiten des Dreißigjährigen Krieges lebte. Am Osterheiligabend des Jahres 1637 befand sich dieser auf dem Heimritt von Sandersleben. Er war ohne Begleitung und wurde von drei schwedischen Reitern, die sich von ihrem aus Egeln kommenden Trupp abgesondert hatten, frühmorgens um 8 Uhr eine Viertelstunde Wegs von Alsleben umringt und gezwungen abzusteigen. Man zog ihn bis aufs Hemd aus und nahm ihm Kleider und Pferd. Auf seine Vorstellungen, daß die Schweden als Freunde gekommen seien und den Saalkreis zu schützen hätten und daß sie zu diesem Zwecke doch auch Kontribution empfingen, hat ihm der eine Ritter trotz seiner flehentlichen Bitten, sein Leben zu schonen, zwei Pistolkugeln durch Kopf und Unterleib geschossen und sich mit dem Raube wieder zu seinem Kommando aufgemacht. Als er bei Alsleben die Fähre über die Saale betrat, haben die Fährleute das Pferd und die Kleider ihres Gerichtsherrn erkannt, und es entstand ein Murmeln und Murren, worauf der kommandierende Kornett nachgefragt und den Täter zur Rede gestellt hat. Darauf haben dessen Begleiter den Hergang erzählt, und der Kornett hat den Schuldigen der Gerichtsbarkeit übergeben. Da er die Tat bekannte, wurde das Urteil der Schöppen von Halle eingeholt, und er wurde am 28. April am Nauendorfischen Wege gerädert, wo das Hochgericht später stand. Er hat Hans Mantel geheißen, war der Sohn eines Kaufmanns aus Königsberg und hatte in des Obristen von Dörflings Regiment ge-

ſtanden. — Ein ergreifendes Stück von Schuld und Sühne und von Treue, die es an den Tag gebracht.

In Könnern, das, ein wenig zurückgezogen vom Fluß, auf dem Nordrande des großen Plateaus liegt, das wir vom Petersberge genauer überſchauen wollen, halten wir nur kurze Raſt. Daß der Turm der hochgelegenen Kirche in ſeinem unteren Stockwerk den Reſt eines alten Schloßturmes birgt, der dem hier oben gelegenen Franken- und vorher wohl Sorbenkaſtell angehörte, ſieht man ihm nicht ſo ohne weiteres an. Die Feſte war in älteſten Zeiten, wo noch die ganze Umgebung von Sumpf und dichteſtem Wald umgeben war, ein wichtiger Stützpunkt an der gen Magdeburg führenden Heerſtraße. Im Schutze dieſer frühen Burganlage kann dann um 700 der kleine Ort ſich gebildet haben, deſſen Name aus dem Slaviſchen Conj = „Roß“ hergeleitet wird, alſo etwa Roßweide bedeutet.

Mit Alsleben, das wir hinter uns ließen, iſt es im 10. Jahrhundert als Teil dieſer Grafſchaft verbunden geweſen. Doch nach dem Tode des ſo unrechtlich gerichteten Grafen Gero — eines Nachfolgers übrigens des großen Markgrafen Gero, vielleicht ſogar eines Verwandten von ihm —, zerſtückte ſich der bis dahin zuſammengefaßte Beſitz.

Die Herren von Conre waren Vaſallen des Magdeburger Erzſtiftes, und im 12. Jahrhundert weilte der Erzbiſchof Wichmann, ein Verwandter der Wettiner, gern in Könnern und ſtarb auch dort. Von ſeinem Ende iſt eine merkwürdige Geſchichte bekannt, die uns wieder nach Calbe zurückverſetzt. Es war kein halbes Jahr vor Wichmanns Tode, an den er entfernt nicht dachte, der aber doch in einer verborgenen Art ſchon in ſeiner Leiblichkeit ſich vorzubereiten ſchien. Er ſaß in ſeinem Schloſſe in Calbe beim Mahl, als er einen Gaukler eintreten ſah. Nun waren ihm dieſe Leute, die ja Künſte mancher Art verſtanden, immer willkommen geweſen, und die Fahrenden wußten das wohl und kehrten gern da ein, wo ſie ihn wußten.

Wichmann aber durchfuhr plötzlich ein merkwürdiger Schauder, und er winkte den Kommenden weg und hieß ihn rasch hinausgehen. Alle hielten das Gebaren des Erzbischofs für einen Scherz, und der Mann trat näher. In höchster Erregung befahl Wichmann, ihn hinauszuwerfen, und erstaunt brachte man den Ankömmling aus dem Saal.

Als der Erzbischof als Leiche in Könnern lag, weilte daselbst dieser Gaukler, der die Kunst verstand, die Leichen vor dem Einsargen auszuweiden; man holte ihn herbei, und er nahm Wichmanns Eingeweide heraus. Man sah in der Begegnung in Calbe eine Vorverkündung des nahen Todes.

Doch wenden wir uns Rothenburg zu! Auch hier sind keine ragenden Burgreste mehr zu finden, obwohl das geschulte Auge Spuren des Vergangenen auf der hohen Saaleböschung wohl entdecken kann, die den Namen „Alte Burg" führt. Der Blick von der Höhe macht es verständlich, daß dieser Platz bereits in sehr früher Zeit eine Götterstätte war und eine Burg, in der in Notstunden die Bevölkerung eine letzte Zuflucht fand. Deshalb sind die landeinwärts liegenden Seiten, die weniger geschützt waren, durch doppelte und dreifache Umwallungen und Gräben gesichert gewesen, deren Andeutungen noch wahrnehmbar sind, wenn sie mit der Zeit auch mehr und mehr eingeebnet wurden. Auf dem Gelände dieser alten Volksburg, die als prähistorische Wallburg auch durch Bronzefunde, ausgegrabene Urnen und in der Umgegend verstreute Hünengräber sichergestellt ist, haben dann in der Germanenzeit die Wariner gesessen, die als Händler auch hier dafür sorgten, daß Römermünzen als Andenken an ihre Zeit gefunden wurden; und die einbrechenden Slaven haben sie zum Trutzbau ausgestaltet gegen die Franken, denen sie schließlich doch weichen mußten. Der frühe Name Sputinesburg ist slavisch und deutet wohl auf einen Eigennamen hin, ist jedoch schwer sicher zu erklären. Zu Ottos des Großen Zeiten stand das

von Heinrich I. errichtete Burgwardium unter dem Gaugrafen Billung und war kaiserliches Lehen, ging dann aber durch Schenkung an das Magdeburger Moritzkloster über, und zwar in einer viermal urkundlich bestätigten Form! Damals war Rothenburg wichtiger, als der arme Ort heut ist; denn mit Giebichenstein war es ein wertvoller Punkt, von dem aus zielbewußt der Saalkreis von der erzbischöflichen Politik erobert werden konnte.

Der junge Name Rothenburg kann später, als vielleicht Steinbauten aus dem roten Porphyr sich droben zu erheben begannen, sich eingebürgert haben, wo man den Namen aus der Slavenzeit bereits als allzu fremd empfand. Noch im 11. Jahrhundert, dem Jahrhundert seiner Blüte, scheint es dahingewelkt zu sein. Die plötzlich gegen den Kaiser Heinrich IV. umgeschlagene Stimmung im Erzbistum Magdeburg mag diesen nach seinem Unstrutsiege, der die sächsischen Fürsten und den Erzbischof in seine Hand gab, veranlaßt haben, die Feste zu brechen. Merkwürdigerweise haben Grabungen keine Mauerreste zutage gefördert. Vielleicht also bestand sie nur aus Lehm- und Holzwerk, und der Name Rothenburg ist ihr von der unten liegenden Siedlung zuerteilt worden, die sie über dem roten Felsengrund stehen sah. Später trug ein Weinberg den Namen „Die Burg" weiter .

Die Burg Wettin.

Fahren wir von Rothenburg mit dem Dampfer stromaufwärts, so geht es an Friedeburg und an dem vor allem zur Apfelblüte malerisch gelegenen Closchwitz vorüber gen Süden, bis wir unmittelbar hinter Closchwitz nach Osten biegen und nun die Uferhöhen an der nördlichen Flußseite mit den breitgelagerten Bauten von Burg und Schloß Wettin vor uns haben, überragt von dem Porphyrkegel des Schweizerling.

Viel imposanter baut sich jedoch Wettin auf, wenn wir uns ihm von Halle her auf dem Flusse nähern. Da ist die behagliche Breite verschwunden; schroff hebt sich das Ufergestein empor; wir schauen gegen die Spitze hin, in welche die Baulichkeiten sich nach der Wasserseite zusammenziehen, und trotzig reckt sich das Grafenschloß und hebt sich darüber die Burg.

Auch die Siedlung und die Feste Wettin sind uralt ehrwürdige Stätten; Ausgrabungsfunde weisen auf arische Völker, die vor mehr als vier Jahrtausenden in das Land drangen; Kelten folgten später; vier Jahrhunderte vor Christus siedelten Sueven sich an und danach Hermunduringer. Römische Denare aus der Kaiserzeit, die auf Handel mit römischen Kaufleuten deuten, haben die Vermutung rege gemacht, in den Anfängen Wettins ein Römerkastell zu sehen. Später hausen thüringische Wariner dort, und etwa 600 nach Christus besiedeln slavische Sorben das Gebiet. Von ihnen stammt die Namengebung Wettin, ursprünglich Widin, die Stätte des Gottes Wit, einer Windgottheit. Denn was die Slaven vorfanden, war eine Stätte, die dem Wodan heilig gewesen, dem im Sturmhauch Wehenden; und beide Namen gehen unzweifelhaft auf

die indogermanische Wurzel vā = wehen zurück. In christlicher Zeit lebt dieser Wettergeist weiter in Petrus, dem die Kirche, vor allem aber der für die Feste so wichtige Petersborn geweiht war.

Doch die alte Sorbenburg fällt den Eroberstreichen der Franken in der Karolingerzeit. Karl der Große oder auch sein Sohn, der nach dem Berichte von Zeitgenossen auf einem Wendenzuge 806 am östlichen Teil der Saale ein Schloß angelegt haben soll — womit das „Schwarze Schloß" bei Halle gemeint ist — fanden hier bereits eine Feste vor. Unter den Sachsenkönigen wird sie dann ein Burgwardium mit Graben und Mauer und einem ragenden Bergfried, bis sie schließlich als Lehen an Dedi, den Sohn Dietrichs von Buziko, fällt als ein wichtiger Kreuzungspunkt der Straßen, die seine östlich und westlich davon gelegenen Besitzungen miteinander und mit Nord und Süd verbinden. Später finden wir als Herrn von Wettin Dedis Enkel Thiemo, der als erster sich Graf von Wettin nennt. Dessen Enkel wiederum sind Dedo und Conrad, die wir als Gründer und Vollender des Klosters auf dem Petersberge noch näher kennenlernen werden. Unter Conrad dem Großen blüht die Grafschaft empor. 1127 wird er Markgraf zu Meißen, und sein Gebiet, das anfangs etwa acht Meilen im Geviert umfaßte, übertrifft schließlich an Größe das ehemalige Königreich Sachsen. Nach glanz- und kampfreicher Regierung legt er 1156 Panzer und Schwert am Altare des Meißner Doms nieder, zieht die Mönchskutte an und kehrt heim in den Frieden seines Klosters auf dem Petersberge, aus dem er bald in den ewigen Frieden schied. Droben in der Gruft auf dem Berge ruht er neben seiner Gemahlin.

„So wechselt's in der Welt;
der lange Zeit gekrieget,
wird nun ein Mönch; der Löw'
als wie ein Lamm still lieget."

So sang's im Volke von ihm.

Vier Linien gehen von seinen vier Söhnen aus. Die Meißener Linie wird das Stammhaus der Könige von Sachsen. Die Wettiner starben 1217 aus, und schon elf Jahre später schenkte der letzte Graf der Brehnaer Linie das Wettiner Erbe, weil er kinderlos blieb, kurz vor seinem Ende dem Erzstift Magdeburg. Nach dem Tode des letzten Administrators von Magdeburg kam es im Westfälischen Frieden an Brandenburg und damit schließlich unter die Hohenzollern. Später ward es Domäne und blieb es, nachdem die Burg eine glänzende Erneuerung unter dem Prinzen Louis Ferdinand erfahren und nach dem Heldentode des Prinzen bei Saalfeld in der Zeit Napoleons sieben Jahre im Besitz seines Marschalls Duroc gewesen war.

Umwoben von Sagen war einst die Stätte. Aus uralten Tagen klingt die Verehrung für Wodan nach. Auch ihn, wie Donar auf dem Petersberge, kleidet die Kirche in Mönchsgewand, in dem er die weiten Räume durchwandert und die Ställe, Segen spendend an Mensch und Tier. Auf der Unterburg, dem sogenannten Winkel, hieß eine besondere Kammer „die Mönchskammer" zu seinem Gedächtnis. Aber auch im Sturm hetzt er als wilder Jäger über seine einstige Kultstätte; seine Meute kläfft, und sein Hetzruf gellt. Der Fischer in schwankem Kahne hört ihn und ruft: „Mir auch eine Keule!" Da schüttert sein Fahrzeug von wildem Stoß, und eine riesige Pferdekeule liegt auf dem Boden des in Wind und Wellenschlag schaukelnden Bootes. Sie drückt es bis an den Rand ins Wasser, und er müht sich vergebens, sie zu heben und über Bord zu werfen, um den Kahn zu erleichtern. „Verfluchter Klumpen!" wettert er grimmig — da ist die Gabe Wodans verschwunden.

In den verlassenen Gemächern des Schlosses wehklagt und ringt die knochigen Hände die „weiße Frau", die umgeht, wenn ein Angehöriger des Hauses Wettin vom Leben scheiden muß.

Der hohe Petersberg.

Zu einem Heimatbuche, das von den alten Ritter- und Mönchsbauten an der Saale erzählt, gehört der Petersberg hinzu, wenn er auch da, wo die Saale ihm heute am nächsten kommt, an dem Bogen zwischen Brachwitz und Lettin, noch immer acht Kilometer entfernt liegt. Aber einmal hängt die Klostergründung eng mit dem Namen Wettins zusammen, und dann, was wichtiger ist, beherrscht er doch als die weithin höchste Erhebung den gesamten Unterlauf der Saale von der Mündung bis weit über Halle hinaus. Er liegt am Rande des rechtsufrigen Hochgeländes zwischen Könnern und Halle, der sich im Bogen südostwärts über Löbejün, den Petersberg und Gutenberg nach Trotha schwingt.

So schroff wechselnd, wie sein Aussehen durch die Zeiten hindurch gewesen ist, war auch die Bestimmung, die Menschenwille ihm gab: einst wohl aus wildem Gewälde aufragend, gewiß auch selber waldumrauscht, war er eine Feierstätte Donars; im Mittelalter aus einer vorwiegend waldigen Landschaft kahl und felsig sich erhebend, trug er ein Kloster von zahlreichen, eindrucksvollen Bauten; heut wiederum zum größten Teil waldbedeckt, doch abgesehen von dem Bergholz im Südosten weit und breit von Feldern und Wiesen umgeben, schmückt ihn ein Bismarckturm, und er ist ein gern gewähltes Ziel für festliche Züge völkischer Verbände und volkstümlicher Vereine geworden. Zu allen Zeiten aber war er ein Platz, der sich offene, für Naturschönheit und -größe empfängliche Menschenherzen gewann und der das Gemüt des aus dem Flach-

lande Kommenden aus der Ebene des Alltags zu höheren, kraftvolleren Empfindungen heraufhob. In einem alten Buche fand ich eine Schilderung, die nun fast ein Jahrhundert zurückweist und die so menschlich fesselnd ist, daß ich sie wörtlich in dies Buch hereinnehmen darf.

„O, es waren schöne Abende, wenn wir, eine fröhliche Schar, die Tore von Halle verließen und nach dem hohen Petersberge zogen, den man von der Stadt aus in drei Stunden erreicht. Die Mauern und Türme des Klosters glühten im Scheine der sinkenden Sonne, ein zarter Duft lag auf der Gegend ringsumher, und auf den Gipfel des Berges gelagert, labten wir uns an der herrlichen Aussicht und genossen das ergreifende Schauspiel, den flammenden Sonnenball hinter die dunklen Waldspitzen des Harzes hinabtauchen zu sehen. Im nahegelegenen Wirtshause wurde, sobald die kühle Nacht aus den Tälern heraufstieg, ein heiteres Mahl verzehrt, und niemand dachte daran, dem Schlafe auch nur ein Stündchen zu opfern. Es wurde geplaudert oder ein heiterer Sang angestimmt oder in den Fremdenbüchern geblättert, welche, da sie Denksprüche und Verse von Menschen aus allen Weltgegenden und eine Anzahl bekannter Namen enthielten, gar nicht uninteressant sind. Mancher Student fand darin seinen Vater und Großvater; und als vor Jahren ein hallischer Musensohn den Namen seines Vaters suchte und fand, las er bei diesem: „Was ist der Bursche ohne Geld?“ Er nahm in stillem Nachdenken seine Schreibtafel aus der Tasche, schrieb sich Datum, Jahreszahl und Pagina des Buches hinein und brach in die Worte aus: „Warte, Alter!“

War aber die Nacht warm und schön, so blieben wir im Freien. Noch gedenke ich eines schönen, sommerwarmen, blauen Septembertages, an dem ich den Berg allein bestieg, um von ihm Abschied zu nehmen, denn mein Triennium war verronnen. Damals fühlte ich recht tief, daß Trennung auch von leblosen Gegen-

ständen bitterlich schmerze. In einen Fensterbogen des hohen Chors gelagert, blickte ich noch einmal hinab auf die liebe, bekannte, herrliche Gegend, die mir noch nie so reizend erschienen war, wie an diesem Tage. Zu meinen Füßen erstreckten sich im goldenen Abendschimmer des gesegneten Landes Gaue in unabsehbarer Ferne: liebliche Täler, bewaldete Höhen, der Städte hohe Türme, der Dörfer hellrote Dächer mit rauchenden Schornsteinen und die in bläulichen Duft gehüllten Riesenkonturen der Berge.

In den Zweigen sangen die Vögel ihre Abendvesper zu dem Glöcklein, welches aus den Ruinen ertönte, und ihr ernster, feierlicher Ton sowie der milde Herbstabend stimmten mein Gemüt zu süßer Wehmut.

Leise ward ich hier umweht
von geheimen, frohen Schauern,
gleich als hätt' ein fromm Gebet
sich verspätet in den Mauern.

Scheidend grüßet hell und klar
noch die Sonn' in die Kapelle,
und der Gräber stille Schar
liegt so traurig vor der Schwelle.

Und der Baum im Abendwind
läßt sein Laub zu Boden wallen,
wie ein schlafergriffnes Kind
läßt sein buntes Spielzeug fallen.

Als es dunkel geworden, wanderte ich dem Wirtshause zu, aber an seiner Schwelle scholl mir ein vielstimmiger Gesang entgegen und scheuchte mich zurück. Das Wirtshaus wimmelte von fröhlichen Musensöhnen, welche soeben aus Halle eingetroffen waren. Er war mir unmöglich, in ihren Jubel einzustimmen; ich beschloß, umzukehren und die Nacht in der Ruine zu verbringen. Zwischen den Mauern der alten Kirche setzte ich mich auf einen Stein. Es ward still und

immer ſtiller um mich her, das Schweigen der ganzen Natur verbreitete einen Zauber um mich, der Sinn und Geiſt gefeſſelt hielt — ich entſchlief.

Da war es mir, als rege ſich etwas im Dunkeln des Hintergrundes. Ein ſeltſames Geräuſch ſchlug an mein Ohr, und zwiſchen dem Gemäuer ward es lebendig. In der Kirche richteten ſich empor die Steingeſtalten, welche am Boden liegen, und blitzten im wunderbaren Glanze wie Stahl. Aus den Niſchen und den Vertiefungen traten Geſtalten; die Toten des großen Gottesackers, welcher die Ruine umgibt, richteten ſich auf, nicht in wildem, ſchauerlichem Gewirr, ſondern in ernſter, feierlicher Stimmung, mit zu den Sternen erhobenen Blicken und mit gefalteten Händen; von den Urnen und Grabmälern her kamen ſie gezogen, Ritter und Landleute, wie ſie in buntem Gemiſch auf der luftigen Höhe ſchlummern, geführt von lieblichen Kindern in Engelshüllen und roſigen Angeſichtern. Ihnen entgegen aber quoll von vielen tauſend Wachskerzen ein blendender Lichtglanz und aus der Tiefe des Gotteshauſes ein heiliger, majeſtätiſcher Orgelton. Vor dem Hochaltare ſtand der heilige Petrus, der Patron des Kloſters, den goldenen Himmelsſchlüſſel in den Händen, um ihn her die toten Aebte in ihren glänzenden Stolen und Meßgewändern und die alten Mönche mit ehrwürdigen Apoſtelhäuptern. Neben mir aber erblickte ich viele ernſte Männer und Frauen mit blaſſen Geſichtern. Allen voran eine edle, ritterliche Geſtalt, daneben ein züchtiges Frauenbild und hinter ihnen viele Ritter und Edle. Es war Markgraf Conrad von Meißen und ſeine Gemahlin Lucardis, umgeben von ihren Söhnen und Befreundeten.

Erſchrocken fuhr ich empor; ich rieb mir die Augen, ob ich recht geſehen, und als ich wiederum umblickte, war alles verſchwunden. Die Türme und Mauern ragten wie ſonſt in die Luft, und alles ſtand, wie ich es immer geſehen.

Bewegt von der ſonderbaren Erſcheinung, nachſinnend, ob ich alles wirklich bloß geträumt, taumelte ich, halb erſtarrt von dem Sitzen auf kaltem Geſtein und von den Schauern der kühlen Herbſtnacht, hinaus ins Freie."

Dieſe michaëliſche Heerſchau der Geiſter lenkt den Blick zurück auf die Vergangenheit des Kloſters, das der Erzähler ſo ſah, wie es in Trümmer gefallen war ſeit dem Blitzſchlage am 31. Auguſt 1565, der in den Kirchturm fuhr und zündete und Urſache einer Feuersbrunſt wurde. Es war heißeſte Sommerzeit geweſen, das Waſſer, das ſchon immer ſpärlich auf dem Berge zu haben war, faſt verſiegt, die reiche Ernte in den Scheunen und Kornhäuſern eben untergebracht. An ein Löſchen war nicht zu denken; alles brannte nieder bis auf die alte Kapelle, die erhalten blieb. Der Chroniſt ſchreibt vor hundert Jahren: „Man ſieht noch jetzt an dem alten Turme Riſſe, welche teils vom Blitzſtrahl, teils von der ſchrecklichen Hitze beim Brande herrühren. Für ein Wunder wurde es gehalten, daß die Bildſäule des heiligen Petrus oben an der Mauer, zur Rechten des großen Chors, unbeſchädigt ſtehen geblieben war, und es wurden zum Andenken an dieſes Ereignis an der linken Tormauer folgende Verſe in einen Stein gehauen:

Dùm sacer Aùgustùs Gothànam dèstruit àrcem,
hàec sacra dèstructà est fùlminis ìgne domùs.
Pètra suùm Petrùm defèndit. Vìndice dèxtra
ìn mediìs flammìs sìc tege, CHRISTE, tuòs! "

(Kurfürſt Auguſt ließ frevelnd das Schloß bei Gotha verbrennen —
Gottes ſtrafender Brand fällte dies heilige Haus.
Schützend wahrte der Fels ſeines Petrus heiliges Schutzbild —
ſo in ſehrender Not ſchütze die Deinen, Herr Chriſt!)

Dieſe Worte ſchildern den Brand als eine Strafe für Kurfürſt Auguſt, der in dem Grumbachſchen Streit

vom Kaiser Maximilian II. den Auftrag erhalten hatte, das prächtige Schloß Grimmenstein bei Gotha in Trümmer zu legen.

Dieses Feuer mag vielleicht auch noch in anderem Sinne als eine Strafe zu betrachten sein, denn es machte einer Epoche ein Ende, die, wenn man den überkommenen Berichten vollen Glauben schenken darf, eine Zeit des inneren Verfalls gewesen ist. Am Beginn dieser Verfallszeit steht wiederum ein Brand, über den sich folgendes berichtet findet:

„Durch die Unvorsichtigkeit eines Soldaten, den die Mönche aus Mitleiden in ihr Krankenhaus aufgenommen hatten und welcher wegen der herrschenden großen Kälte in dem hölzernen Bau ein zu großes Feuer angemacht hatte, entstand ein nächtlicher Brand, welcher so um sich griff, daß das ganze Kloster nebst der großen Kirche und dem Turme in unglaublich kurzer Zeit bis auf die Mauern niederbrannte, wobei nur die kleine Kirche und die alte Kapelle gegen Mitternacht, obwohl sie mitten in dem Flammenmeere standen, zu allgemeiner Verwunderung erhalten blieben."

Dies geschah 1199. Und diesmal war es Menschenhand, deren Ungeschick dem Kloster zum Schicksal wurde. Doch Menschenhände und der Wille zum Aufbau machten den Schaden in zwei Jahren wieder gut. Es war aber in gewissem Sinne auch ein Gutes für das Kloster dabei, denn Propst Walther ließ zahlreiche Gebäude, die bisher Holzbauten gewesen waren, nun in Stein wiederaufrichten und setzte alles in den alten Stand. Eines aber hat er nicht wieder herrichten können: den alten strengen Klostergeist und die gute Zucht der Mönche; und während der Chronist nicht müde wird, den eifrigen Erbauer zu loben und wieder zu loben, fügt er wehmütig hinzu, daß mit dem alten Kloster auch alle Gottesfurcht, welche die Mönche etwa noch vorrätig gehabt, gleichsam mit verbrannt und verlorengegangen sei und an deren Stelle ein überaus

gottloſes Leben unter den Mönchen eingeriſſen wäre, wie denn überhaupt nach des Propſtes Walther Tode, der im Jahre 1205 erfolgte, alles Unglück ſeinen Anfang genommen habe. Im Jahre 1222 und in den folgenden Jahren ſei es auf dem Petersberge ſo übel zugegangen, daß die Mönche mit ihren Vorſtehern nicht nur in beſtändigem Hader gelebt, ſondern auch einen Vorſteher namens Johann vergiftet hätten, ein überaus unſittliches Leben geführt, in Karten und mit Würfeln geſpielt, ſich öffentlich geſchlagen und einen recht freien, ja ärgerlichen Wandel gehabt hätten, welcher Unordnung mit vieler Mühe habe müſſen abgeholfen werden.

Es iſt die Zeit, in der in verbrecheriſcher und gewalttätiger Weiſe ein Kanonikus Dietrich von Landsberg ſeine Wahl zum achten Propſte durchgeſetzt hatte und nun, nachdem die ärgerlichſten Parteiungen vorausgegangen, in einem ähnlichen Leben voll Haders und unſittlichen Beiſpiels ſein Amt führte. Die zuſammenhängende Chronik bricht ab, ohne von dem Ende dieſes liederlichen Treibens zu berichten noch von dem Ende deſſen, der es heraufbeſchwor und zu deſſen Lebzeiten der letzte Wettiner Graf, Heinrich III., als zwölfjähriger Knabe ſtarb. Mit ihm ſtarb die Wettiner Linie aus, und er wurde als letzter auf dem Petersberge, der Begräbnisſtätte der Grafen von Wettin, beigeſetzt. Die Erben bekümmerten ſich wenig mehr um das Kloſter, das dann ſpäter, in der Zeit der Reformation, von Herzog Heinrich dem Frommen 1540 ſäkulariſiert wurde.

So zeigt ſich das Schickſal des Kloſters in einer eigenartigen Weiſe mit dem Grafenhauſe Wettin verbunden, dem es ſeine Entſtehung verdankte. Denn Graf Dedo von Wettin, ein Bruder des nachmaligen Markgrafen Conrad von Meißen, legte im Jahre 1124, unter des Kaiſers Heinrich V. Regierung, den Grundſtein zu dem erſten Kirchenbau auf dem Berge. Er konnte ihn nicht vollenden, denn er hatte ein Gelübde

getan, nach dem gelobten Lande zu ziehen. Eine Sünde drückte sein Gewissen: er hatte seine Gemahlin, Bertha von Groitsch, verstoßen im Zorne darüber, daß sie ihm statt eines Sohnes eine Tochter geboren. Nun bahnte der Erzbischof Norbert von Magdeburg eine Versöhnung an, und Dedo tat seine Bußfahrt, von der er krank heimkehrte. Doch der Sterbende hatte dem von ihm gestifteten Kloster eine köstliche Reliquie mitgebracht, welche ihm ein wertvoller Schatz wurde, der im Hauptaltare verwahrt blieb: ein in Silber gefaßtes Stück vom heiligen Kreuze. Und ehe er ins Jenseits ging, setzte er seinen Bruder Conrad zum alleinigen Erben ein, indem er ihm zur heiligen Pflicht machte, das Kloster, das er zu bauen begonnen, zu vollenden, was Conrad aufs treuste erfüllte. Mit ihm beginnt die Zeit eines glänzenden Aufstiegs unter den fünf ersten Pröpsten, bis der sechste, jener durch Gift beseitigte Johannes, das Opfer gewissenloser Habgier wurde.

Das Kloster war dem heiligen Petrus geweiht; doch ehe der Berg „Petri Berg" ward, war er ein Satanstummelplatz gewesen, und des Unfugs war so viel geworden, so zahllose Steine hatte der Teufel in seine Krallen genommen und von der Höhe in die Umgegend geschmettert, um die überall emporwachsenden Christenkirchen zu zertrümmern — nach Sennewitz, Hohenthurm und Gimritz bei Halle, nach Wettin und Zörbig; ja bis gen Eilenburg und in den Dessauer Kreis hinein finden sich die Teufelssteine — daß Petrus, den der Berg als eine alte Wetterscheide interessierte, dringend sich den Bau einer Kirche wünschte und Klosterzellen um sie herum, damit der heilige Geist des Christentums endlich einmal wirksam mit dem Bösen aufräume. Denn das Christentum rang schon lange um die Seele der dortigen Gegend, aber nicht mit dem rechten Erfolg. Die alten Heidengötter saßen zu fest in dem Geklüft des Berges und im Blute seiner Getreuen, die ihn umwohnten. Und selbst heute noch sind die Erinnerungen an Thor = Donar, dessen Kultstätte

der alte Luterberg war, noch nicht gewichen und ſpuken durch manche Sage, von der noch erzählt werden ſoll. Aber wie Donar ein Verwandter iſt des Slaven-Donnergottes Prove, ſo iſt er als Wettergott ein Verwandter Petri, und die Bilder und Geſtalten, in die hinein ſich die Wirklichkeit dem menſchlichen Erleben verdichtet, ſind wandelbar wie das Erdenbewußtſein des Menſchen; was aber bleibt, das ſind die geiſtigen Wirklichkeiten, die hinter ihnen ſtehen. Und dies iſt für den Petersberg dasjenige, was ſich in Blitz und Donner offenbart. Denn zu allen Zeiten iſt dieſer Berg in der Ebene eine Wetterſcheide erſten Ranges geweſen.

Die Gegend iſt, beſonders im Frühjahr und im Herbſt, ſehr häufig in Nebel gehüllt. Dann ſcheint ſie ein ungeheures, wogendes Meer, aus dem ſich der Berg wie eine Inſel erhebt. Wenn aber nach einem heißen Tage die Kuppe ſich mit einem Häubchen umzieht, wenn, wie das Volk ſagt, „der Pfarrer auf dem Petersberge Tabak raucht“, dann darf man gewiß ſein, daß es Regen gibt. Heranziehende Gewitter pflegen ſich zu teilen und rechts und links in mäßiger Höhe vorbeizuziehen, was einen um ſo herrlicheren Anblick gewährt, als man das ganze Gewitter von Anfang bis zu Ende beobachten kann. Ziehen ſie aber in gerader Richtung gegen den Berg und ſtauen ſich an ihm, ſo ſind ſie beſonders ſchwer und verheerend. Es findet ſich eine Schilderung eines ſolchen ſchweren Wetters, wie es auch an jenem Auguſttage des Jahres 1565 gewütet haben mag, als es das Kloſter in Aſche legte:

„Es war an einem Sonntagabend. Fürchterliche Blitze mit Donnerkrachen begannen auf einmal von allen Seiten, und viele Gewitter hatten den Himmel, ſoweit unſere Augen reichten, überzogen. Schreckliche Schläge ertönten jeden Augenblick von allen Seiten her, welche ein heftiger Platzregen begleitete. Und da immer Blitze auf Blitze, Donner auf Donner folgten, ſo ahnte jedermann den jüngſten Tag.“ Damals zählte

man zwanzig Brände zugleich in der Umgebung des Berges.

Wenn so das sich stauende Wetter wie ein blauschwarzer Block dastand und sich auszutoben begann, dann standen unsere Altvorderen wohl auf dem Gipfel und empfanden die Feuerkraft von Thors Blitzgewalt im heißen Pochen ihres Blutes; und wenn er den Hammer warf und er ihm gefügig zurückkehrte zur Hand, dann erlebten sie im Rhythmus ihres Pulsschlages den Gott, der gen Jötunheim zieht, um den Riesen den gestohlenen Hammer nicht zu lassen; denn Freia, die Blühende, könnte nicht mehr den Pfirsichhauch des Lebensglanzes über Götter und Menschen breiten, wenn der Taktschlag von Thors Hammer nicht im Leibe der Welt die Ordnung hielte und sein Blitzfeuer nicht den Ausgleich schüfe im Kampf mit dem eisigen Tod, der von den Nebelriesen herabdroht.

Dieser Donar, dessen Feste im Frühling, am Walpurgis- und am Himmelfahrtstage, und um die Erntezeit gefeiert wurden, wird im Munde der christlichen Priester zu jenem Satan, der in ohnmächtiger Wut gewaltige Blöcke ins Land wirft. Jene Reste der Eiszeit, von den Gletschermassen aus hohem Norden herabgetragen und beim Schmelzen des Eises liegengeblieben als Zeugen — wie auch der Petersberg selber an seinem Nordhange Spuren der Gletscherwirkung zeigt — unsere Vorfahren sahen in ihnen Spuren des segnenden Frühlingsgottes, die er beim Umwandern der Flur hinterlassen, wenn er Fruchtsegen spendend aus dem Gewölk zur Erde stieg. So weisen diese Reste in allerfrüheste Zeit uns zurück, und es ist interessant, wie auch in dem, was sich um sie an wechselnden Vorstellungen spinnt, der Wandel menschlichen Geistes sich demjenigen offenbart, der ihre Runen lesen kann.

Die Ausgrabungsfunde erzählen von einer uralten Besiedelungsgeschichte. Vielleicht schon einundeinhalb Jahrtausende vor Christi Geburt haben vom Berge machtvolle Fürstengeschlechter über die Ebene geherrscht.

Der ursprünglich keltischen Bevölkerung folgten etwa ein halbes Jahrtausend vor Christus Germanen, suevische Hermionen und spätere Hermunduringer. Heruler, Angeln, Langobarden wandern im dritten nachchristlichen Jahrhundert ein, und Wariner bilden ein kleines Reich für sich unter der Hoheit der Thüringer. Noch heute vorhandene Spuren deuten darauf, daß der Petersberg damals wohl eine Wallburg mit einem Donarheiligtum in ihrer Mitte gewesen ist. Der Franke Childebert vernichtet dies Wariner-Königreich um 600, und in das nun schutzlose und wenig besiedelte Gebiet strömen die Sorben ein, mit der Bevölkerung sich mischend und den Gott der donnernden Wetter, der bei ihnen Prove hieß, verehrend. Den Germanen bleibt er Donar, und heut noch erinnert auf dem Berge an ihn der Brautstein, eine viereckige, etwa drei Meter lange Porphyrquader, die als Bank in die Erde gelegt ist; die Liebenden, die hier sich die Ehe versprechen, sind des Fruchtsegens Donars gewiß.

Unter Karl dem Großen oder doch spätestens unter seinem Sohne Ludwig dem Frommen, also im Beginne des neunten Jahrhunderts, besetzten die Deutschen das Gebiet, und mit ihnen begann die Ausbreitung der christlichen Lehre. Der Berg trug nun einen kleinen Holzbau, der der Tauffeier bekehrter Heiden diente. Aber erst den Wettinern gelang es um das Jahr 1000, dem Christentum auf dem Berge eine festere Stätte zu schaffen.

Reich an Sagen ist dies alte Stück Heimatland: da soll zu gewissen Zeiten in den alten Gängen unter dem Kloster eine Gans gesehen worden sein, die über goldenen Eiern brütete; und wer zur rechten Stunde die rechten Worte fand, der konnte das Nest ausnehmen und die glückschweren Eier heimtragen.

Da warten Schätze, daß sie gehoben werden, und alte, graubärtige Mönche wandeln seufzend um die Geisterstunde umher und deuten mit knöcherner Hand nach dem hohen Chore, in dem nach aller Verständigen

Urteil des Klosters unermeßliche Reichtümer vermauert liegen und einer fröhlichen Auferstehung entgegensehen. Ja Donar selbst, in Mönchsgestalt, gebückt und das aschenfarbene Gesicht von weißem Haar und Bart umwallt, geht vom Berge durch unterirdische Gänge in die Nachbardörfer und Ortschaften; zur Nachtzeit striegelt er die Pferde schön glatt, bewegt sie auf dem Hofe und füttert sie dann, daß ihnen das Futter besser bekomme. Und dann erscheint er dem Gutsherrn und will nur, daß man freundlich mit ihm sei. Und in den Gutsstallungen auf dem Petersberge hat er ein Lieblingsfohlen, auf dem reitet er um den Berg in hellen Frühlingsnächten und segnet die Flur und behütet die Scheuern und Stallungen.

In der Kirche selber stand Petri Bild, mit ausgestrecktem Arme einst die Richtung weisend, in die auch seine Augen schauten: dort sollte ein gewaltiger Schatz in der Erde verborgen sein.

Ein Jude aus Gröbzig kam oft mit seinen Handelsartikeln auf den Petersberg, und da er viel von den im Kloster verborgenen Reichtümern gehört hatte, wurde seine Gier rege, und er fragte einen armen Tagelöhner, mit dem er zuweilen handelte, wie man es anzufangen habe, um zu den verborgenen Schätzen zu gelangen. Dieser teilte ihm sehr geheimnisvoll mit, daß solches sehr leicht auszuführen sei, wenn man nur ein Buch besäße, welches „der Höllenzwang" hieße. Er wisse zwar wohl, wo das Buch zu haben sei, allein es koste viel Geld, und er sei zu arm, es zu kaufen. Der Jude fragte, wieviel Geld er wohl brauche, um es herbeizuschaffen. Jener meinte, unter zehn Talern ginge es nicht an, und der Jude nahm sichtlich erfreut Abschied mit dem Versprechen, bald wiederzukommen. Er hielt auch Wort. Kaum waren einige Tage verflossen, so fand er sich wieder ein, die Sache wurde reiflich überlegt, und der Tagelöhner empfing endlich die verlangten zehn Taler, wogegen er versprach, den Höllenzwang auf einen bestimmten Tag abzuliefern.

Nach Ablauf der festgesetzten Zeit erschien der Jude, und der Tagelöhner übergab ihm mit ernsten Mienen den wohlversiegelten Höllenzwang, den der Jude mit nach Gröbzig nahm. Gegen das Verbot des Tagelöhners öffnete er daheim das Paket, zeigte das Buch einem Bekannten, und dieser sagte ihm, daß der vorgebliche Höllenzwang — die Christenbibel sei. Den Juden rührte fast der Schlag. Schnell packte er das Buch wieder ein, eilte auf den Petersberg, verlangte sein Geld zurück und machte dem Tagelöhner die bittersten Vorwürfe wegen seines Betruges. Dieser entgegnete ganz ruhig: dies sei der Höllenzwang, darauf könne er sich verlassen; mit diesem Buche könne man Hölle und Teufel zwingen. Da der Jude, alles Lamentierens ungeachtet, sein Geld nicht zurückerhielt, wandte er sich an die Gerichte. Der Tagelöhner wurde aufgefordert und trotz seiner Entschuldigungen verurteilt, das Geld herauszugeben, beiden aber bei harter Strafe untersagt, jemals wieder nach Schätzen zu fahnden.

Die schönste Sage aber ist wohl die, welche sich um den Frößnitzstein schlingt, der einst in der Krosigker Flur nordwestlich vom Berge stand, ein Findling, den wohlmeinender Eifer in Halle neben dem Museum für Vorgeschichte aufgestellt hat, fern von der Stätte, der er gehört, und bar des Zaubers, der ihn dort umwitterte. Die Sage aber ist diese:

Schön Aennchen von Gottgau.

I.

„Nur leis herein, Herr Müller — still, sie stirbt —
wir fanden sie am Graben bei der Mühle.
Sie muß von weit gewandert sein — die Füße
erfroren in zerfetzten Lumpen — nur ein Kleid,
zerschlissen auf dem wundgefrornen Leibe —
und dieses Bündel — schaut, wie lieb es schläft! —
im Arm. Sie hat das Kind umhüllt mit allem,

was sie vom Leib entbehren konnte." — „Gott im Himmel,
dies Weib ist nicht von weit! In diesen Zügen,
die bitt're Not und übermenschlich Leid
zerstört, erkenn' ich Annemar von Frößnitz,
des lieben edlen Herrn von Frößnitz Weib,
der einst nach Preußen zog, um gegen Polen
im deutschen Ritterheere mitzustreiten.
Rasch, Mutter, lauf zum Arzt — ob er noch helfen,
sie retten kann, das liegt in Gottes Hand."
Dieweil die Frau hinausgeht, wirft der Müller
noch einige Scheite Holz in den Kamin,
dann schaut er nach dem Kind, das friedlich schläft,
und setzt sich wachend in die Lehnstuhlecke.

II.

Die Fiebernde ist aufgewacht.
Ganz schwach erhebt sie die Stimme:
„Ich bin gewandert Tag und Nacht —
ich kam zu spät — vorüber die Schlacht —
und Sieger der Pole, der grimme.

Die Toten waren gemäht wie Klee —
auch er lag stumm und blutig.
Ich wanderte heim durch Sturm und Schnee.
Wie bitter der Hunger, der Frost, wie weh!
Doch hielt mich die Hoffnung mutig.

Ich fand daheim sein Schloß verbrannt.
Ich ging von einem zum andern:
von den Freunden von einst hat mich keiner erkannt.
Da wollt' ich wieder hinaus ins Land —
in den Tod, in die Fremde wandern.

Das Kind, das gold'ne, das er mir gab,
sein Mägdlein darf nicht sterben!
Ich fühl's, daß ich kaum ein Stündlein noch hab' —
o Gott im Himmel! und bin ich im Grab,
dann muß das Kindlein verderben!"

Wild ſchluchzt ſie auf. Da fühlt ſie fein
ein Herz ſich über ſie neigen:
„Geh' du in Frieden zum Himmel ein!
Wir hegen und hüten dein Töchterlein,
als ſei's unſer leiblich Eigen."

Da lichtet ein Glanz das graue Geſicht —
es ſchwindet in ſeinem Schimmer
die Erdenqual dem ewigen Licht —
einen Hauch des Dankes die Lippe ſpricht,
eh' ſie verſtummt für immer.

III.

Spielt am Bach der edle Junker
von der Burg zu Löbejün
mit dem hübſchen Müllerbuben
unterm hellen Weidengrün,

wundert mancher ſich im Dorfe,
was des ſtolzen Grafen Sproß
von der hohen Burg herabzieht
zu dem ſchlichten Spielgenoß.

Ach, es iſt ein ſeltſam Ahnen
tief verborgenen Geſchicks,
das ſich einſt enthüllt im Zauber
ſelig-ſchönen Augenblicks.

Als die Kinder am Altare
ſich zur Firmung wiederſeh'n,
war der blonde Müllersknabe
ein Prinzeßchen Tauſendſchön.

Es in böſer Zeit zu bergen
vor Geſindel ſchlimmer Art,
hat das Müllerpaar des Kindes
wahres Weſen ſtreng verwahrt.

Aber da sich die Gespielen
tief in Aug' und Herz geschaut,
bleibt Schön Aennchen in des Junkers
Schutz und Schirm als seine Braut.

Doch die Zeiten werden schlimmer.
Der Hussiten wildes Heer
mordet, sengt und brennt im Lande,
und die Burg setzt sich zur Wehr.

Der gewalt'gen Zahl der Feinde
fällt die Stadt und fällt das Schloß,
und verzweifelt ringt der Ritter
Häuflein mit dem wilden Troß.

Plündernd ist er eingedrungen
in der Burg geborst'nes Haus —
ach, was trägt der braune Teufel
dort auf seinem Arm heraus?

Weh, Schön Aennchen ruft den liebsten
Freund umsonst in ihrer Not,
denn er sinkt, umstellt von Feinden,
ihr zu Füßen in den Tod.

Schier betäubt von Schmerz und Grauen,
sieht sie plötzlich furchtbar-schön
den Gewaltigen von Böhmen,
den Prokopen vor sich steh'n.

Wild entreißt sie sich dem Arme
des Entführers, wirft sich hin,
dem Gebietenden zu Füßen,
und umklammert flehend ihn.

Aber ehe ihre Lippe
noch ein bittend Wort gesagt,
hat ihr der vertierte Räuber
seinen Dolch ins Herz gejagt.

Mit der Linken, als sie hinsinkt,
fängt Prokop den schönen Raub —
seine Rechte schlägt den Mörder
zornig nieder in den Staub.

Und er weiht des Schlosses Schätze
all Schön Aennchen zum Geschmeid,
und er gibt der holden Toten
selbst das letzte Weggeleit.

An der Straße, wo herüber
weh die Heimatglocke ruft,
ruht mit ihrem gold'nen Brautschatz
still Schön Aennchen in der Gruft.

Daß den Frieden keiner störe,
den ihr Gottes Wille gab,
deckt ein schwerer, mächt'ger Findling
stumm und ernst ihr frühes Grab.

Doch kehren wir noch einmal zu jener alten Schilderung Duvals zurück, mit der wir begannen. An jene Traumschau schließt er den Eindruck der Morgenfrühe:

„Noch feierte alles still, bis zuerst die Bewohner des hohen Turmes, die gespenstigen Raben, durch den frischen Morgenwind geweckt, ihre Stimmen erhoben und dann in der Tiefe auch die Lerche erwachte und ihr Morgenlied sang. Aus den dichten Wolken, welche im Osten standen, blickte das Auge des Morgens; der Wind erhob sich kräftiger, zerstreute das Nebelgewölk welches auf der Erde lagerte, und vergönnte dem trunkenen Auge, jede Schönheit des Landschaftsbildes unverschleiert zu betrachten und in den Reizen der höchst ausgebreiteten Aussicht zu schwelgen."

Dieser weite, freie Blick hat der Erhebung wohl auch den alten Namen mons serenus oder Luterberg, der lautere Berg, eingetragen.

„Die Aussicht ist in der Tat sehr schön, und man erblickt", so fährt der alte Erzähler fort, „wenn der Himmel klar ist, einige vierzig Städte, ohne die vielen Schlösser, Flecken, Meiereien und unzähligen Dorfschaften — einen Raum, auf dem eine Million Menschen lebt. Man übersieht den ganzen Saalkreis, das Stift Merseburg, die Anhaltinischen Fürstentümer, den größten Teil von Thüringen, die Grafschaft Mansfeld, einen bedeutenden Teil des Harzgebirges, das Magdeburgische, das Halberstädtische und Meißnische — ein köstliches Panorama."

Und dabei ist der Berg von seinem Fuße gemessen nur 60 Meter hoch, aber er ruht auf einem Sockel von bereits 180 Metern Höhe.

Auch geologisch bietet der Berg viel Bemerkenswertes, und so zog er am 7. Mai 1803 auch Goethe in seinen Bann, der damals einige Tage in Halle weilte. In der Mitte des 19. Jahrhunderts veränderte sich das Aussehen des Berggipfels durch den Wiederaufbau der Kirche, den Friedrich Wilhelm IV. veranlaßte. Damals bekamen auch die Särge der Wettiner neue Deckel von Stein. Der Bau sollte geweiht werden am siebenhundertjährigen Gedenktage der Mönchwerdung Conrads, doch erst am 8. September des folgenden Jahres, 1857, geschah die Einweihung anläßlich der Herbstmanöver des IV. Korps, da das Novemberwetter des Vorjahres schon zu winterlich rauh gewesen war. Dafür aber leuchtete statt des geistlichen Gedenktagsglanzes nun die Pracht eines militärischen Gefolges zahlreicher Fürstlichkeiten in dem goldenen Scheine eines selten schönen Herbsttages. Von Giebichenstein her, wo er residierte, fuhr König Friedrich Wilhelm IV. mit seinem königlichen Gaste Johann von Sachsen sechsspännig über die Landstraße, auf der heute die Autos von Halle nach Bernburg rasen. Und eine glänzende Feier im Beisein der preußischen, thüringischen und sächsischen hohen und höchsten Herrschaften übergab die neue Kirche ihrer Bestimmung.

So ragt heute der Berg wieder stattlich bekrönt von Kirche und Bismarckturm ins Land, und wir erinnern uns der Verse, die A. G. Eberhard in ein Einschreibebuch der alten Klosterkirche setzte:

Im Saalkreis ist der Petersberg
ein respektabler Riese,
der in dem Alpenparadiese
ein armer, kleiner Zwerg
voll kleiner Steine hieße.
So kommt es auf den Ort nur an,
zu sein ein groß oder kleiner Mann.

Vom Giebichenstein und der Moritzburg in Halle.

Wir nähern uns der bedeutsamsten Ortschaft, die die Saale auf ihrem Laufe berührt, der Stadt Halle, in der zwei Burgruinen an vergangene, mittelalterliche Zeit gemahnen: der Giebichenstein und die Moritzburg. Die Kunst, vorwiegend in ihrer Auswirkung im Kunstgewerbe und Kunsthandwerk, ist in die Unterburg Giebichenstein eingezogen, während die Oberburg heute bis auf den unzugänglichen Turm nur noch einen geringen Rest alten Gemäuers zeigt. Die Moritzburg ist teilweise ausgebaut worden und enthält vor allem das Museum der Stadt, die kleine Universitätskirche und Turn- und Fechträume der Universität. Der Südostturm ist in einen entzückenden Vortragsraum umgewandelt worden. Man kann sich kaum größere Gegensätze denken als die beiden Schlösser: das eine auf steil am Flusse aufragendem Felsen, hoch herunterschauend ins Tal; das andere breit hingelagert, von der Stadtseite fast anzusehen, als wollte es in die Erde hinein verschwinden. Das droben auf der Bergeshöhe eine zerfallene Ruine, umwuchert von Efeu und Fliedergebüsch; das andere ausgebaut und neu belebt; das eine dem Getriebe der großen Stadt entrückt, still und vornehm seitab gelegen und hoch in die wehende Luft gehoben; das andere dicht an der Schlagader des unablässigen Verkehrs von Nord nach Süd, einbezogen in das pulsierende Leben der Hauptstadt, dem es auch die eigene Wiederbelebung dankt.

Und so werden die beiden Schlösser zum Symbol für Halle; denn es ist die Stätte der schroffsten Gegensätze allenthalben, wo wir auch hinschauen. Schon die

Schätze des Grundes, auf dem es steht, sind gegensätzliche. Dem Salz verdankt die Stadt ihre Anfänge; schon lange, ehe die Wenden sie nach ihm Dobresol (Gutsalz) benannten, haben Siedler mit den einfachsten Mitteln hier als Salzsieder gewirkt. In quellendem Wasser gelöst, lebt es in der Erde Schoß, und wenn es gesotten und geklärt ist, so ist's ein schneeweiß Mineral, das uns das Essen erst bekömmlich und schmackhaft macht. Der andere Schatz aber, den die hallische Erde hütet, ist dunkel und ungenießbar; doch er wärmt uns das Heim und treibt die Maschinen. Halle steht auf Braunkohle; die ist einst kein Mineral gewesen, sondern lebendiger Pflanzenwuchs, ehe in der Erdepoche vor der Eiszeit, im sogenannten Tertiär, gewaltige Fluten die Wälder unter Wasser setzten und in Jahrtausenden aus dem Faulschlamm sich die Kohle bildete.

In den alten Zeiten war es nur das Salz, das den Unterhalt für die Siedler an der Saalinsel gewährleistete. Nachdem die Wenden durch Karl Martell überwunden worden waren — es war im Jahre 735 — schenkte dieser seinen Franken zum Lohne für ihren Waffensieg die Salzwerke, und nun bildete sich ein Stamm von Salzsiedern, die unter Heranziehung keltischer Fachleute allmählich eine enggeschlossene Kaste bildeten; sie nannten sich Halloren. Die Sage erzählt nun von der Stadtgründung, es sei eines Tages an den Siederhütten — es waren kaum hundert aus Holz und Stroh gebaute Unterschlupfe — der Bischof vorübergekommen, der auf Giebichenstein saß, und sie hätten ihn um die Einwilligung gebeten, hier eine Stadt auf dem ihm gehörenden Gebiete bauen zu dürfen. Der Bischof fragte die recht ärmlich ausschauenden, schlichten Leute, sie hätten wohl für ihre Lumpen einen guten Käufer gefunden, daß sie das Geld so wacker anlegen wollten. Da hätten sie ihm geantwortet:

„Han wir hüte Water und Holt,
han wir morne Silber und Gold."

Der Biſchof lachte: „Dann baut in Gottes Namen eure Stadt aus Waſſer und Holz! Sonne, Mond und Sterne mögen euch Gold und Silber darüberwerfen!“

Nach Jahresfriſt kam der Biſchof wieder des Weges und ſah eine ſchmucke Stadt an Stelle der ärmlichen Hütten ſtehen. Die Halloren fielen ihm zu Füßen und dankten ihm, daß er ihnen den Grund für ihre Stadt verliehen. Man ſoll ihn haben einziehen laſſen wie den Heiland in Jeruſalem auf einem Eſel, der ſonſt die Salzkörbe ſchleppte; und da man keine Palmen hatte, ſo riß man die blühenden Roſen von den Büſchen und ſtreute ſie ihm vor. So ſoll Halle zu ſeinem Wahrzeichen, dem Eſel, der auf Roſen geht, und zu ſeinem Wappen gekommen ſein, darinnen Sonne, Mond und Sterne ſtehen.

Nach dieſer Sage fiele die Stadtgründung in eine Zeit, in der Giebichenſtein bereits dem Erzſtifte Magdeburg geſchenkt worden war. Auch um die Schenkungsgeſchichte rankt ſich die Sage. Otto I. ſoll, als er das vorher „der Stein“ benannte Schloß übergab, zu dem Erzbiſchof geſagt haben: „Dir gev ik den Stein“, und ſo ſoll es zu dem Namen Giebichenſtein gekommen ſein, der in alten Urkunden in mannigfaltigen Schreibungen auftritt als Vitcanſtein, Givikanſtein, Gibucanſtein und in vielen Abwandlungen.

Die geſchichtlich feſtſtehende Tatſache einer zweimaligen Gefangenſchaft Ludwigs des Springers (deſſen ſagenhaftes Entkommen ſpäter in Form einer Ballade mitgeteilt werden ſoll) in der Gewalt Kaiſer Heinrichs V. läßt vermuten, daß die Burg auf dem Felſen damals noch als Staatsgefängnis diente. Bis in die Zeiten Ottos I. hinein war ſie mit der Grafſchaft Wettin verbunden geweſen; ihre Begründung hat man Heinrich I., dem Vogler, zugeſchrieben, doch ſollen ſchon vor Karl dem Großen Sachſenherren Eigner von Giebichenſtein geweſen ſein, ja die zahlreichen Funde von römiſchen Silber- und Kupfermünzen aus dem erſten nachchriſtlichen Jahrhundert haben vermuten

lassen, daß bereits durch Drusus oder Germanicus, die Stiefsöhne des Kaisers Augustus, hier ein Kastell errichtet worden sei; so mag vielleicht Heinrich der Vogler vorhandene Anlagen als Bollwerk gegen die Magyaren ausgebaut haben. Auch als Stätte uralter Heidenkulte, und zwar finsterer Gottheiten, findet der steile Porphyrkegel Erwähnung.

Aus dem Salz von Halle erwuchsen weitere Gegensätze, die sich entscheidend auswirkten. Waren schon die Halloren ein Völkchen im großen Volke, das sich vielleicht nicht so sehr durch seine Grobheit, wohl aber durch seine kernfeste Treuhaftigkeit von der „Gemeinheit" — wir sagen heute höflicher: der Allgemeinheit — abhob, so daß die „Brüderschaft unser Lieben Frauen im Tal" eine unbedingt verläßliche Garde des Landesherrn gegenüber dem „Salzadel" wurde, der nach Selbständigkeit und Freiheit vom Reiche strebte, so bildeten diese Salzjunker mit ihrem immer mehr bestimmenden politischen Einfluß einen Gegenpol zu der mehr und mehr wachsenden erzbischöflichen Macht. Dieser Gegensatz kam im Beginn des 15. Jahrhunderts in der Ermordung (denn etwas anderes war seine ungerechte Hinrichtung durch die Hallenser nicht) des vom Erzbischof wider den Willen des Rates eingesetzten Salzgrafen Hans von Hedersleben zum Ausdruck, und er ruhte das ganze Jahrhundert nicht, bis er endete in der Knebelung der Stadt, nachdem die stolze Herrlichkeit des Salzadels zusammengebrochen war. Die reichen Pfänner wurden Schritt um Schritt aus dem Besitz ihrer Solgüter gedrängt, und einer von ihnen, in dem noch die Geschichte der Anfänge des Kampfes lebendig war, sagte, als er bettelarm die Stadt verlassen mußte, im Bewußtsein alter Erbschuld weinend die Worte: „Das haben unsere Väter am Bruder Hedersleben verschuldet. So lange hat das unschuldige Blut gen Himmel müssen schreien, aber nun ist's still geworden!" Und zwei Bauwerke sind steinerne Zeugen dieser dunklen Geschichten: der Rote Turm auf dem

Marktplatz und die Moritzburg. Von beiden mag noch ein wenig geplaudert werden.

Der Rote Turm, dessen Bau 1418 begonnen wurde als eines Wahrzeichens der Adelsmacht und -hoffnung, wurde erst fast ein Jahrhundert später beendet, als bereits die Macht des Adels ein jämmerlich Ende gefunden und der Traum von der freien Reichsstadt Halle gründlich ausgeträumt war. Der alte hallische Chronist Dreyhaupt erzählt von dem Knopf, der als Bekrönung aufgesetzt wurde:

„Der Knopf, so vergüldet gewesen und im Umfang sechs althallische Ellen, im Durchmesser aber zwei Ellen weit ist und der zwei Zentner und dreizehn Pfund wiegt, ist am Abend Jacobi, den 24. Juli 1506, aufgesetzet und in denselbigen in einer zinnernen Schachtel eine Inschrift gelegt worden. Auf den Turmknopf sind verschiedentlich bei landesfürstlichen und anderen Einzügen hoher Personen die Ratsschieferdecker gestiegen, die Ankunft mit Losbrennung eines Gewehrs und Schwenkung der Fahne angezeiget, ein Glas Wein ausgetrunken, neue Schuhe und Strümpfe angezogen, die alten heruntergeworfen, wie bei Herzogs Augusti, Kurfürsten Friedrich Wilhelms und Friedrichs III. Huldigung, der Einweihung der Universität, der Königin von Portugal und König Karls III. von Spanien Einzügen geschehen."

Weiter erzählt Dreyhaupt: „Der Turm ist sehr fest und schön von dauerhaftem pirnaischen Sandstein aufgeführt, 140 alte hallische Ellen hoch, und hat ein feines Ansehen. Der Grund ist auf einen Rost von eichenen Pfählen gesetzet und hat einen Quellbrunnen, der an der Mitternachtsseite zutage fließet, welcher für eine Hungerquelle ausgegeben und aus dessen starken oder schwachen Ueberläufen von dem gemeinen Mann Teuerung oder wohlfeile Zeit geweissaget ward. Auf selbigem stehet ein großes Uhrwerk mit einem vierfachen Uhrzeiger auf allen vier Seiten des Turms, an deren einem gegen Mittag eine Mondkugel angebracht

iſt, die das Ab- und Zunehmen des Mondes anzeiget. Dieſe Uhr ſchlägt alle Viertelſtunden, und werden die Stundenſchläge von dem Türmer wiederholet und auf zwei Glocken, davon die eine auf dem Hausmannsturm, die andere auf dem blauen Turm an der Mittagsſeite hänget, nachgeſchlagen."

Dieſer wuchtige und doch in ſtrebiger Gotik ſich verjüngende Turm fand ein Gegenſtück in der drei Jahre vor ſeiner Bekrönung vollendeten Moritzburg, an der faſt zwei Jahrzehnte gebaut worden iſt. Dem Erzbiſchof Erneſtus, dem jüngſten Bruder Friedrichs des Weiſen aus dem Hauſe Wettin, genügte es nicht, von dem abſeits gelegenen Giebichenſtein herunter das bedenkliche Treiben der Hallenſer zu beobachten, nein, er wollte dem „halliſchen Löwentrotz" dicht an den Rand des Tals eine Zwingburg hinſetzen, vor derem Blick ihnen die Luſt am Aufbegehren vergehen ſollte. Eine zuerſt verfolgte Abſicht, dies Zwinguri an den Martinsberg zu bauen, wurde aufgegeben zugunſten der Stätte, an der einſt Karls des Großen gleichnamiger Sohn eine Trutzburg gegen die vertriebenen Wenden in der Nähe der Solquellen errichtet hatte, das „Schwarze Schloß", das längſt verfallen war, deſſen Andenken aber in der Sage und in dem Namen Halle weiterlebt; denn es hieß urſprünglich ſeit ſeiner Begründung im Jahre 806 „Halla" und lieh dieſen Namen der aufblühenden Doppelſtadt im Tal und am Berg, die den wendiſchen Dorfnamen Dobreſol oder Dobrebora als eine unliebſame Erinnerung an die Slavenzeit tilgen wollte.

Die Sage vom „Schwarzen Grafen im ſchwarzen Schloß" berichtet folgendes:

Vom Schwarzen Grafen im Schwarzen Schloß.

Im Kloſter kniet und betet heiß
für des Bruders Sünd' und Fehle
Schweſter Mathilde in Herzenspein —
dieweil der Graf waldaus, feldein
die Meute hetzt auf dem roten Schweiß
mit gierig lechzender Kehle.

Er jagt den Hirsch mit dem schneeweißen Fell,
den er schon oftmals spürte;
und sollte er drüber zum Teufel geh'n:
heut' muß er das Tier am Boden seh'n!
So hetzt er nach, bis an die Zell'
im Wald die Spur ihn führte.

Die Tür stand offen — am Kreuzifix
lag zu des Klausners Füßen
das atemlose, waidwunde Tier —
der Graf tritt ein in wilder Begier,
nicht sieht er die Angst des flehenden Blicks:
„Nun sollst du zur Lust mir büßen!"

Zum Kreuze springt das rote Blut,
als er die Beute weidet.
Und wie das Herz er offenlegt,
das rote weiß ein Kreuze trägt.
„Geweiht!" so ruft er in frevlem Mut,
eh' er heraus es schneidet.

Kaum hat er daheim das Herz verzehrt,
versteht er die Sprache der Tiere.
„Flieh!" krächzt der Hahn, „Dein Schloß sinkt ab!"
Die Ente: „Reit' über die Brücke, trab trab!"
Da packt ihn die Angst, er wirft sich aufs Pferd
und jagt aus dem Schloßreviere.

Der Koch, der von der Speise genascht,
hört auch die warnenden Stimmen.
Dieweil der Graf aufs Roß sich schwingt,
flehentlich bittend er in ihn dringt;
rasch hat er den Schwanz des Pferdes erhascht,
um hintenauf zu klimmen.

Der Graf haut ab den Schwanz mit dem Schwert,
und fort, daß die Funken stieben.
Er hört die Henne: „Schau nicht zurück!
Du wahrst dein Leben! Du wahrst dein Glück!"
Den Berg hinunter trägt ihn das Pferd.
Der jammernde Koch ist geblieben.

Der Donner kracht — der Boden ſchwankt —
ein Wetter praſſelt zu Tale —
er wendet ſich erſt am Giebichenſtein:
da ſieht er in der Flammen Schein,
wie der Turm zerbirſt, wie die Mauer wankt
und verſinkt in den Fluten der Saale.

Im Kloſter aber betete heiß
die liebende Schweſter Mathilde —
da ſchmolz des Grafen ſtarrer Sinn —
im lodernden Brandſchein kniete er hin:
„Mein Leben ſei Deiner Gnade Preis,
Du Retter und Richter milde!“

Ins Kloſter Neuwerk geht ſein Gang
noch an dem gleichen Tage. —
Zu Sankt Jakobi um Mitternacht
das Schwarze Schloß in der Flut erwacht:
es ſteigt beim erſten Glockenklang
und verſinkt mit dem zwölften Schlage.

Nicht weit von dieſem erzbiſchöflichen Zwingbau, der Moritzburg, erhob ſich eine andere, vom Treiben der Stadt geſonderte Welt, ein Städtchen für ſich mit einem Beſitz, der allmählich einer ganzen, umfangreichen Grafſchaft gleichkam: das im Jahre 1121 geſtiftete Kloſter Neuwerk, das mit vier Türmen ſtolz über die Saaleniederung und über die Stadt hinſchaute. Seine große Glocke „Suſanna“, die 266 Zentner wog, galt als ein wundertätiges Heiligtum, dem zu opfern an Geld und Gut ſelbſt vor dem Fegefeuer zu bewahren imſtande ſein ſollte. Kein Wunder, daß ſie dem Kloſter Einkünfte ſicherte wie anderen ein großes Rittergut, ohne daß ſich tauſend fleißige Hände zu regen brauchten für den Ernteſegen, wenn nur die zwei Fäuſte des Glöckners fleißig die Stimme zum Tönen brachten, die Segen herabrief über alle, die an ſie glaubten.

Zwischen diesen Stätten der Pracht und der Wohlhabenheit, Kloster Neuwerk und Moritzburg, lag mit verkrümmtem Rücken das armselige, schmutzige Judendorf, und in der Saaleniederung am heutigen Hafen erhob sich seit 1200 die Deutschritterkomturei St. Kunigunden, für alle Zeiten ruhmreich durch das Andenken an den Kreuzzug gegen die heidnischen Preußen unter dem Hochmeister Hermann von Salza, der von dieser Stätte aus unternommen wurde. Nach einem langen, segensreichen Wirken fiel sie schließlich der Gegnerschaft des Klosters Neuwerk zum Opfer. Gegensätze über Gegensätze prägen sich aus, wohin das Auge sich wendet in der Vergangenheit Halles. Ganz besonders leidvoll und schreckensreich werden sie in der Zeit der Reformation und des Schmalkaldischen Krieges, in dessen Verlauf nach der Schlacht bei Mühlberg Kaiser Karl V. in Halle vor den huldigend gekrümmten Rücken der Bürgerschaft am 10. Juni sein wertvolles Beutestück zur Schau stellte: den gefangenen Kurfürsten Johann Friedrich, dem er den Landgrafen Philipp von Hessen zur Seite kettete, nachdem dieser, vertrauend auf Kaiserwort, das ihm nach getanem Fußfall Begnadigung zugesichert hatte, gen Halle geeilt war. So wirkte noch immer der Geist der Schurkerei in den Mauern nach, in denen Hederslebens unschuldig Blut geflossen war.

Das Ende des Glaubenskampfes brachte auch für Halle das Ende der erzbischöflichen Fron, nachdem Markgraf Sigismund von Brandenburg dem neuen Glauben beigetreten war, und Stiftsverweser oder Administratoren traten nun die Herrschaft über das Erzbistum Magdeburg an.

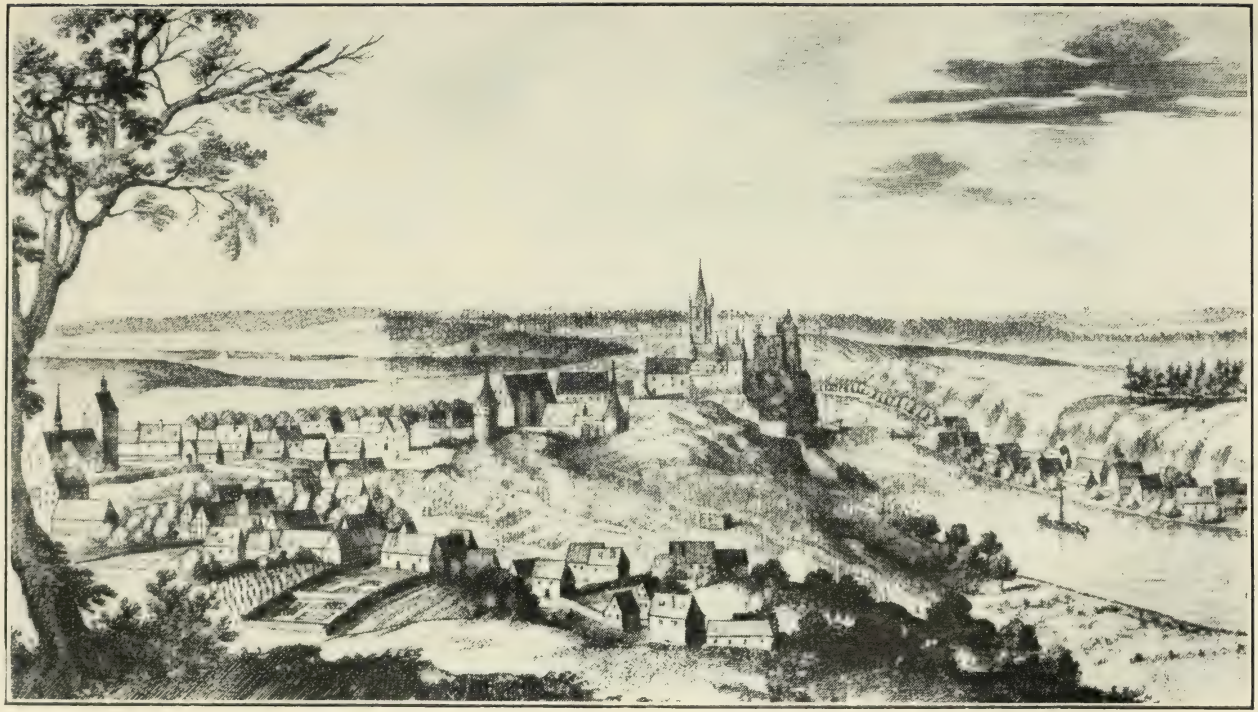
Der Dreißigjährige Krieg brachte Halle mancherlei hohen, aber wenig erquicklichen Besuch. Im Oktober 1625 blutete der Stadtsäckel rote Guldenströme für Wallenstein, der dafür eine Sehenswürdigkeit auf dem Markte einrichtete, einen Schnellgalgen, an dem gelegentlich ohne tiefere abschreckende Wirkung Kriegs-

volk gerichtet wurde, das sich vergangen hatte. Dann kam im September 1631 Magdeburgs Würgengel, Tilly, auf dem Marsche gegen den Schwedenkönig Gustav Adolf. Tilly, der im „Goldenen Ring" am Markte gut gefrühstückt hatte, kehrte bald zum zweiten Male dort ein, aber nur für kurze Rast. Denn er war, verwundet und geschlagen, auf der Flucht vor dem großen Schweden. Der kam am 19. September selbst, sorgte, daß nun wieder das reine Evangelium im Dom verkündet wurde und nahm am 24. September an einem Gottesdienst im Dom teil. Drei Tage darauf verließ er die Stadt, stundenweit von der Menge geleitet. Nach seinem Tode bei Lützen quartierten die Schweden unter Banér im Giebichenstein und verwandelten die Prachtgemächer in Pferdeställe. Die Akten aus den Gerichtsstuben dienten als Streu, und so fand die Flamme, die ein unvorsichtiger Soldat, der in der Unterburg hauste, nicht sorgsam genug gehütet hatte, so reichlich Nahrung, daß sie nach Einäscherung der unteren Baulichkeiten auch die Oberburg zerfraß. Kurz und bündig schreibt Dreyhaupt: „Das alte erzbischöfliche Schloß auf dem Felsen an der Saale ist im Dreißigjährigen Kriege nebst dem ganzen Hinterteil Anno 1636 abgebrannt und ganz ruinieret und wüste geworden."

Damit war Giebichenstein vom Schauplatz der Geschichte gestrichen. Anders die Moritzburg. Die widerstandsfähige Feste wurde in anmutigem Wechsel bald für die Kaiserlichen, bald für Schweden und Sachsen ein Stützpunkt, und unter den einander folgenden Belagerungen hatte am meisten die Stadt zu leiden, vor allem unter den Schweden. Gegen Ende des Jahres 1638, in dem als Administrator von Magdeburg Prinz August von Sachsen sich von Halle hatte huldigen lassen, rückten die Schweden von neuem an, um der sächsischen Besatzung die Moritzburg wieder zu entreißen. Es kam zu einem eigenartigen Begegnen, wie es das Schicksal immer wieder einzelnen Menschen zuteil

werden läßt. Zwei Schulkameraden, Sigismund Erschel und Samuel Oesterling, waren als junge Leute aus ihrer Vaterstadt Halle ins Leben hinausgezogen und unter die Soldaten geraten; Erschel im sächsischen, Oesterling im schwedischen Heere. Nun saß der Sigismund als Burghauptmann in der Moritzburg und hatte sie gegen den Jugendgespielen, der die schwedischen Sturmkolonnen führte, zu verteidigen. Die beiden Obersten standen sich auf dem Boden ihrer Vaterstadt auf Tod und Leben gegenüber. Oesterling konnte die Burg im Sturm nicht nehmen. Da sprengte er zur Nachtzeit den großen Turm, der heut' noch als romantisch ragende Ruine drunten an der Saalebrücke steht, durch eine Mine in die Luft. Den über die Trümmerstätte eindringenden Schweden mußten die Sachsen sich ergeben, und die Freunde haben einander in hartem Kampf zwischen Kameradschaft und Pflicht gegenübergestanden. — Die Burg hat noch bis in das Jahrzehnt des Friedenschlusses hinein immer wieder zwischen Sachsen und Schweden den Herren gewechselt und wurde mehr und mehr schartig, und auch in der Stadt sah's jämmerlich aus, als der Friede kam.

Aber wenn auch der Siebenjährige Krieg und die Franzosenzeit noch manches Unglück brachten, so begann doch nun eine Zeit, in der der alte Fluch zur Ruhe kam. Der festliche Einzug des Brandenburgers Friedrich Wilhelm, des Großen Kurfürsten, war ein Auftakt für langsames Emporblühen. Es war ein unerhört befreiter Tag: auf dem Knopfe des Roten Turmes schwenkte nach alter Sitte Matthes Riedel die rotweiße Fahne; in den Donner der Kanonen pfiffen die Stadtpfeifer hinein, Blumengewinde wehten allenthalben, und auf dem Markte hatte die Pfännerschaft einen sinnigen Triumphbogen errichtet, der die vier Solquellen, aus einem Felsen sprudelnd, darstellte; zum Dank erhielt der älteste Hallore das kurfürstliche Leibpferd zum Geschenk und ritt stolz eine Ehrenrunde um die vier Quellen. Und an anderer Stelle sprudelten



Ort und Burg Giebichenstein bei Halle anno 1650. Crölwitz.

auf dem Markte vier brandenburgiſche Adler aus ihren Schnäbeln weißen und roten Wein, der die Stimmung der ſeligen Bevölkerung raſch in taumelige Höhen erhob.

Und ging es auch in wechſelvollem Leben weiter — gegen Ende des Jahres raffte die Peſt ein Drittel der damals ſo glücklichen Einwohner dahin, trotz der übermenſchlich helfenden Aufopferung des „Stadtarztes“ Händel, des Vaters des berühmten Komponiſten, deſſen Andenken Halle noch heute treu wahrt, wenn es auch ſein Denkmal dem Verkehr zuliebe ein wenig verrückt hat — es kamen wieder beſſere Zeiten; die Univerſität konnte 1694 gegründet werden; Auguſt Hermann Francke ſtiftete die Segenſtätte, der Jahr für Jahr das Land Jünglinge verdankt, die hinausziehen, um als geiſtig und körperlich gutgewappnete Männer der Heimat emporzuhelfen. Der ſchlichte Spruch um die Urne des Selbſtloſen: „Er hat Gutes getan und iſt nicht ermüdet — er erntet ohne Aufhören“ bewahrheitet ſich Tag um Tag.

Aber nun kam's wieder anders. Der Kanonendonner von Roßbach war das erſte Zeichen unſäglicher Leiden, die der Durchzug feindlicher Heere im Siebenjährigen Kriege der Stadt verurſachte. Die Franzoſenzeit brachte am 19. Oktober 1806 den Einzug Napoleons. Er ſchloß die Univerſität, die ſein Bruder „Immer luſtik“ gnädigſt wieder eröffnete, bis ſie beim zweiten, blutigen Beſuch 1813 Napoleon wiederum aufhob. Aber wenn die Not am größten, iſt Gott am nächſten. Der Tag von Leipzig brach die Ketten. Und nun ging's wirklich langſam empor, wenn auch das Leitmotiv der Gegenſätzlichkeiten niemals verſtummte. In Breite zum Thema durchgeführt hat es die Symphonie der jüngſten Vergangenheit. Die Bildung des großen mitteldeutſchen Induſtriezentrums um Halle hat eine Arbeiterſchaft ſich ſammeln laſſen, deren Lebens- und Ideenkreis ein völlig anderer als derer „um die Univerſität“ iſt. So hat Halle in den Jahren der Nach-

kriegsstürme Kämpfe von unerhörter Dramatik erlebt. Damals wurde auch die Moritzburg wieder Bollwerk, in dem die bewehrten Studenten sich verschanzten; und die Burg Giebichenstein sah die Kämpfe am Galgenberge und das Minenwerfergefecht um die Höhen der Bergschenke und des ihr gegenüberliegenden Cröllwitz. — Inzwischen ist das Allegro furioso längst verklungen, und ein neuer Satz hat begonnen. Er scheint sanfter, aber wir trauern dem verklingenden nicht nach, wenn wir stromauf weiterziehen, denn uns winkt von ferne schon Thüringen mit seinen lieblich-schönen, grünen Wäldern und Höhen.

Die Sage von Ludwig des Springers Flucht aus Giebichenstein.

Landgraf Ludwig, du fielst aus des Kaisers Gunst —
nun hält er dich hart gefangen.
Wer einmal sitzt auf Giebichenstein,
kommt selten glücklich wieder heim.
Wie bleichten deine Wangen!
Dein Hoffen und Sehnen ist umsunst,
er hört nicht dein Verlangen.

„Nun neigt sich schon das dritte Jahr,
und ich harre des Spruches noch heute.
Sie sagen, er habe sich zugewandt
von Goseck dem Abt und dem Bremer Jant
und sei ihrer Rachsucht Beute.
Mich schaudert zu denken, es wäre wahr,
daß er vor Mord nicht scheute!

Er kehrte schon lange von Rom zurück
und ließ mich in Haft noch immer.
Die Wächter achten meiner nicht viel,
sie wachen bei ihrem Würfelspiel —
so leuchtet mir Hoffnungsschimmer:
ich wag's und suche fliehend mein Glück
als mutiger Springer und Schwimmer!"

Du jammerſt mich, Ludwig; wie wurdeſt du ſchwach —
du wankſt durch die Zelle am Stecken —
dein Huſten bös vom Gewölbe hallt —
dein Blick iſt ſtumpf, dein Gang ward alt;
gehüllt in Mäntel und Decken,
grübelſt du trüben Gedanken nach
und bangſt vor des Todes Schrecken.

Die Tür geht auf; ein ſchmächtiger Mann
tritt grüßend über die Schwelle.
„Euer Schreiber, um den Ihr gebeten, Graf,
Euern Willen zu ſiegeln vorm letzten Schlaf.“
Von draußen ſchließt ſich die Zelle;
und ehe der Schreiber noch ſtaunen kann,
verwandelt der Kranke ſich ſchnelle.

„Frag' nicht, du Getreuer, nur merke dir gut:
wenn voll ward des Mondes Scheibe,
bringt drüben ans Ufer mein Roß, den ‚Schwan‘,
dingt einen Fiſcher mit flinkem Kahn,
der drunten am Felsſturz treibe —
ich werf' mich von droben hinab in die Flut,
flieh' heim zu meinem Weibe!“

Die Tür geht auf; der ſchmächtige Mann
eilt ernſt an den Wachen vorüber;
er trägt ein verſiegelt Pergament —
er trägt des Grafen Teſtament.
Der Sieche redet im Fieber —
kaum daß er vom Sitze ſich heben kann;
und ſein Blick wird ſtumpfer und trüber.

Der Vollmond ſteigt hinter Giebichenſtein —
ein Nachtvogel flattert zu Tale —
„So nehm' ich mir Freiheit, ſo nehm' ich mein Recht —
Jungfrau Maria, hilf deinem Knecht!“
Dumpf ſchäumen die Waſſer der Saale.
In den Kahn — aufs Roß — in die Nacht hinein —
ans Herz dem geliebten Gemahle!

Das Merseburger Schloß und die Augustusburg in Weißenfels.

Wir wandern über Ammendorf nach Schkopau, dem alten Rittergut im Stifte Merseburg, das seit 1550 dem Adelsgeschlechte derer von Trotha gehörte, und wenden uns nun der Saale zu, um den Weg an ihrem linken Ufer fortzusetzen. Dicht hinter Schkopau beginnen Grünanlagen, die den Uferstreifen und die hohe Böschung hinauf bis zur Eisenbahn schmücken, und wenn man den oberen Weg geht, so schaut man weit über die Auen der Saale- und Elsterniederung, die hier verschmelzen. Man tut gut, über die schmale, hochgeschwungene Fußgängerbrücke vor Merseburg auf das andere Ufer zu gehen und vom Dorfe Meuschau her sich von Osten der Stadt zu nähern, weil von hier sich das Schloß mit dem Dom und dem Schloßgarten besonders reizvoll am Flußufer emporbaut. Die Breite des Ostbaues mit der schöngeschwungenen Giebelreihe wird überragt von den verschiedenartigen, schlanken Türmen, die doch alle in eine strebige Spitze auslaufen. Jenseits der Brücke steigen wir auf Stufen zum Domplatz empor, der uns mit stiller Feierlichkeit umfängt, und betreten dann den einzigschönen Schloßhof, dessen grünübersponnene Mauern mit der reichen Architektur und den schmuckvollen Portalen und Erkern einen heiteren Ernst über das Geviert verbreiten, in dem wir gern verweilen, um ein wenig der Vergangenheit nachzusinnen.

Das Bauwerk, in dem seit 1815 die Amtsräume der Regierung untergebracht sind, entstand erst in der Zeit von der Mitte des 15. bis zum Beginn des 18. Jahr-

hunderts, aber es steht genau auf der Stelle des alten Schlosses, das Bischof Thilo von Trotha niederreißen ließ und dessen Bau um 1250 vom Bischof Heinrich von Wahren begonnen sein soll, wenn seine Anfänge nicht bis in die Zeit Kaiser Heinrichs II. zurückreichen. Denn die alte Pfalz, die bisher den Kaisern als Residenz gedient hatte und die er den Bischöfen überließ, wird er nicht aufgegeben haben, ohne daß für ein geräumigeres Kaiserhaus gesorgt war.

Die Mittagsseite schließt der Dom ab, den ebenfalls Heinrich II. begann und dessen Vollendung bis in das Zeitalter der Reformation reicht. Heinrich erneuerte das Bistum, das bereits unter Otto dem Großen gestiftet, aber auf Betreiben des eifersüchtigen Magdeburger Erzbistums vom Papste unter Ottos II. Regierung wieder aufgehoben worden war. An dem Platze der heutigen Domkirche hat jener Otto der Große als Stifter des Bistums aus Anlaß eines Sieges über die Hunnen im Jahre 966 am Laurentiustage eine Laurentiuskirche gebaut, die aber später zerstört wurde. Dom und Schloß sind baulich miteinander verschmolzen, denn der Dom bildet die Südseite des Schloßhofgevierts. Das von Thilo neuerrichtete Bauwerk blieb bis 1561 Sitz der Bischöfe. Später wurde es Residenz der Herzöge von Merseburg und lag dann nach dem Tode des letzten lange unbewohnt.

Die Stadt liegt am Rande einer fruchtreichen Ebene, die sich am linken Saaleufer hinbreitete und heute auf weite Strecken hin Industriegelände geworden ist. Da ragen im Süden die in gerader Reihe aufmarschierten vierzehn Schornsteinriesen von Leuna empor, „Burgen" des 20. Jahrhunderts, um die die liebe, alte Saale einen scheuen, weiten Bogen macht. Und im Westen, im Gebiet der Geisel, die in Merseburg mündet, breiten sich Braunkohlengruben, deren Nähe das Emporkommen anderer Industriewerke fördert. So hat sich heute über den Glanz der Geschichte vergangener Tage der dunkle Rauch und Dunst einer

neuen Zeit gelagert, die es wenig mehr kümmert, daß einſt hier bunte Züge von wehrſchimmernden Rittern zu frohem Turnier zuſammenſtrömten und die alten deutſchen Kaiſer ſeit dem Vogler bis gegen das Ende der Hohenſtaufenzeit hier gern und nicht nur einmal während ihrer Regierungszeit Aufenthalt nahmen; daß manch glänzender Reichstag in Merſeburg gehalten worden iſt und die Stadt im Mittelalter wichtiger geweſen iſt als alle andern in ſächſiſchen Landen, wichtiger als ihre Nachbarin Halle, die ſie heute weit überflügelt hat, wenn auch die Stätte der „Hallenſer, Halloren und Hallunken“ oft ſcherzhaft als Vorort von Merſeburg bezeichnet wird, weil es noch immer der Sitz der Regierung des Bezirks iſt, dem auch Halle angehört. Jeder Schuljunge kennt's als den Ort, in deſſen alter Stiftsbibliothek im vorigen Jahrhundert ſich die Merſeburger Zauberſprüche fanden, zwei in alte Heidenzeit zurückweiſende, in altdeutſcher Sprache niedergeſchriebene Formeln, die den Gefangenen helfen ſollten, ihre Bande zu ſprengen und zu entkommen — und gewiß haben ſie unſern Altvordern oft geholfen; denn wer ſie ſprach, dem gab das Bewußtſein der Verbundenheit mit der helfenden Gottheit ſolche Kraft, daß ſie über ihr Alltagsmenſchentum Hinausgehendes zu leiſten fähig waren — und die dem Roß, das ſich am Fuß verletzte, Heilung ſchaffen ſollten.

In dieſen alten, heidniſchen Zeiten ſchon iſt Merſeburg ein Sammelplatz geweſen, an dem Götterfeſte vom Volke gefeiert wurden.

Um Chriſti Geburt herum ſollen die Römer ſüdlich des Domplatzes, wo heute die Dompropſtei ſteht, ein Kaſtell und einen Marstempel gehabt haben, und Germanicus und ſpäter Antoninus Pius ſollen die Siedlung bedeutend verbeſſert haben. Man will den Namen von dieſen Uranfängen her als Marsburg deuten. Andere wieder ſagen, nach Merowig, dem Frankenkönig, der ſie befeſtigt habe, ſei ſie Merwigsburg benannt. Und noch andere leiten den Namen von einem

uralten deutſchen König Marſo zu des Patriarchen Noah Zeiten her oder die ganz von Ehrfurcht vor dem Pergament Freien von der ſumpfigen Niederung: ſie ſagen, es ſei ganz natürlich die Marſchenburg.

Karl der Große befeſtigte die Ortſchaft noch einmal, und ſtärker als zuvor. Von ihm rühren vielleicht die ſehr alten Reſte einer Zitadelle in der Vorſtadt Altenburg bei der einſtigen Kirche St. Viti und dem Weinberghaus her — jedenfalls aber baute er dem zur Grafſchaft erhobenen Gebiete eine Kirche St. Johannis, die ſpäter von den Hunnen zerſtört worden iſt. Heinrich der Vogler richtet ſie wieder auf und legt in ihrer Nähe eine Pfalz an, eben jene, die der zweite Heinrich dem Biſchof ließ. Und er macht Merſeburg neben dem nordweſtlicher gelegenen Quedlinburg und dem öſtlicheren Meißen zur feſtgegründeten Stadt als Reichswacht gegen den ſlaviſchen Oſten. So ſehen wir es als einen Ort, in dem zuerſt deutſche Geſchichte ſich feſtigte.

Als der Vogler im Jahre 919 die Regierung antrat, ſaß auf der „Alten Burg" der reiche Graf Erwin, und ſeine ſchöne Tochter, eine Wittib, hatte gelobt, den Witwenſchleier mit dem der Himmelsbraut zu vertauſchen. Als aber auf einer Kriegsfahrt gegen die Sorben Kaiſer Heinrich I. ſie kennenlernte, da vergaß ſchön Hatheburch ihr Gelöbnis und vermählte ſich dem werbenden Kaiſer. Aber der Halberſtädter Biſchof erklärte die Ehe für einen Frevel wider Gott und drohte mit dem Bannfluch der Kirche. Heinrich löſte die Ehe, und Hatheburch nahm zum dritten Male den Schleier und ging nun doch ins Kloſter, nachdem ſie einem Sohne Thankmar das Leben gegeben, dem die zerronnene Möglichkeit, Thronfolger zu ſein, das Daſein vergällte. Heinrich aber teilte ſeine Liebe zwiſchen dem ihm ſo teuren Merſeburg und der zweiten Gemahlin Mathilde, die dem Stamme Widukinds angehörte.

Auch um die Mitte des 11. Jahrhunderts begegneten ſich in der Kaiſerſtadt die Schickſale bedeutender Menſchen: 1057 kam am Tage Peter und Paul Agnes

von Poitiers, die Witwe des machtvollen Heinrich III., mit ihrem jungen Sohne Heinrich zu einer wichtigen Begegnung mit den sächsischen Fürsten nach Merseburg; und ein Jahr später traf der Kaiser hier mit dem Abte Hildebrandt zusammen, der als Gesandter des Päpstlichen Stuhles wichtige Botschaften zu überbringen hatte. Es war der nachmalige Papst Gregor VII., vor dem Heinrich 19 Jahre später in Canossa büßend kniete, den er nach weiteren vier Jahren in der Engelsburg in Rom bedrohte und der nach wiederum vier Jahren, fern dem Heiligen Stuhle, unter dem Schutze des Normannenherzogs Robert Guiskard in Salerno starb. Aber auch Heinrichs Kämpfe mit den Fürsten haben in Merseburg ein Denkmal. Im Herbste des Jahres 1080 verlor sein Gegenkönig Rudolf von Schwaben die Schlacht an der Elster und mit ihr die Schwurhand, die einst Kaisertreue gelobte, und das Leben. Im Dome errichtete man ihm ein wundervolles Grabmal und bewahrte bis heute die abgehauene Hand auf. Und als nach sieben Jahren Heinrich die schöne Ruhestatt sah, entfuhr ihm der fromme Wunsch: „Lägen doch alle meine Widersacher so herrlich begraben!“

Als gegen Ende des 12. Jahrhunderts Friedrich Rotbart den Bischöfen den kaiserlichen Schloßbau abtrat und Bischof Thilo von Trotha es glänzender nach dem Abbruch wiederaufbaute, brachte er, wie an allen andern von ihm herrührenden Bauwerken, auch hier sein Familienwappen mit dem Raben, der einen Ring im Schnabel hält, an und setzte eine Summe aus zur Pflege eines Raben, der in der Einsamkeit eines großen Käfigs durch die Jahrhunderte der Bischofslaune Freiheit und Leben zu opfern hatte. Im 17. Jahrhundert taucht dann in den Chroniken die Sage auf, die auch hier mitgeteilt werden soll in einer aus dem Jahre 1840 stammenden Fassung.

Die Sage vom Raben zu Merſeburg.

„Es war im Jahre 1424, als der Biſchof zu Merſeburg, Thilo von Trotha, eine große Jagd anſtellte, zu der er auch ſeinen Freund, den Biſchof Gerhardt von Meißen, einlud. Schon forderte Hörnerklang die Waidluſtigen zum blutigen Vergnügen auf, da begehrte Thilo von ſeinem Jagdroſſe herab von ſeinem alten, im Dienſte ergrauten Johann noch einen Becher glühenden Weins. Als dieſer ihm den Becher reichte, rannte der hitzige Ulrich, der Jäger, in ſeiner Jagdbegier aus Unvorſichtigkeit den Johann an, und der Wein floß über des Biſchofs Hand und ſeine Kleider. Vom Schmerz des Brandes ſeiner Hand und von ſeiner Diener Ungeſchicklichkeit zur Wut gereizt, ſprang der leicht erzürnte Thilo von ſeinem Roſſe und ſchlug ſie beide mit ſeinem Jagdſpeere, daß alle Umſtehenden und beſonders der Biſchof Gerhardt blutige Tränen hätten weinen mögen. Wie billig, machte Gerhardt dem bald wieder beſänftigten Thilo über ſeine ſchnell aufbrauſende Hitze die verdienten Vorwürfe, und weil Thilo ſein Unrecht einſah, ſo gab er dem Freunde das Verſprechen, dieſe Hitze in Zukunft zu bekämpfen, ja ſie wechſelten deshalb gar ihre goldenen Reife am Finger, damit, wenn Thilo des Ringes vom Freunde anſichtig würde, er ſeiner Hitze und ſeines Gelübdes gedächte.

Nun hielt Thilo zur Kurzweil ſich einen Raben, der, in des Biſchofs Schloſſe frei herumlaufend, mehr Gunſt genoß, als manches Chriſtenkind von ihm ſich zu erfreuen hatte. Der Jäger, auch nach des Biſchofs Wohlwollen haſchend, hatte den Raben, der Marcus gerufen ward, einige Worte gelehrt und war, beiläufig geſagt, gerade nicht des alten Johann Freund, ſondern ſuchte dieſen vielmehr aus ſeines Herren Gunſt zu verdrängen. Plötzlich vermißte der Biſchof eines Morgens beim Ankleiden ſeinen Ring und eine goldene Kette, welche beide er abends zuvor in das gewöhnliche Käſt-

chen über seinem Bette gelegt hatte, doch ohne dieses vielleicht zu schließen. Schnell ließ er sein ganzes Hausgesinde sich versammeln und strenge Nachforschung anstellen, doch keiner wollte Ring und Kette nur irgendwo gesehen haben. Da rief mit einem Male eine Stimme: „Hans Dieb! Hans Dieb!“ Es war der Rabe, und da man von ihm dies frisch gelehrte Wort noch nicht gehört hatte, so hielt man es für eine Gottesfügung zur Entdeckung des Diebes. Flugs ergriff man den alten Johannes und warf ihn als verstockten Leugner und Heuchler auf die Folter. Und siehe: was nicht der Schmerz wirkt! Er gestand nicht bloß etwas als getan, was er doch nicht getan hatte, sondern unter den gräßlichen Qualen gab er selbst seinen Geist auf.

Da kehrte unversehens Bischof Gerhardt bei Thilo ein und sagte ihm: „Freund, mein Ring von dir ist zerbrochen; was hat das zu bedeuten?“ Schwer betroffen von diesem Worte, gedachte ahnungsvoll Thilo sogleich des alten Johann, und wie siedendes Blei rann ihm das Blut durch die Adern. War Johann doch vielleicht unschuldig gewesen, hatte er unschuldig auf seinen Machtbefehl hin die Seele aushauchen müssen? Dieser quälende Gedanke ließ ihm von Stund an Tag und Nacht keine Ruhe, und dabei dachte er auch immer wieder seines schnell auflodernden Zornes, als dessen Opfer Johann gefallen war, und seines gegebenen Versprechens.

In solchem Trübsinn verlebte der Bischof mehrere Jahre. Da fiel es ihm einmal ein, zu seiner Zerstreuung ein großes Bankett zu geben, zu dem er viele Freunde einlud. Den Abend erhob sich ein heftiges Gewitter mit dem wütendsten Sturme, der Bäume und Häuser niederwarf. Da wurde es den Spielern und Pfeifern Angst, und der Jubel verstummte. Statt dessen drang die Kunde unter die bestürzte Menge, der alte Turm im Schloßhof mit seinem Rabennest sei eingestürzt, und der Troß der Diener eilte die Stiegen hinab, um zu sehen, ob es der Hilfe irgendwo bedürfte.

Da erglänzte plötzlich zu aller Erstaunen der Ring und die Kette in dem Rabennester, und unwillkürlich entfuhr allen der Ruf: „Der arme Johann!“ Als das der Bischof hörte, ward er sehr traurig: denn wenngleich heftig, so war er doch von Herzen gutmütig.

Die Gäste zerstreuten sich. Der Bischof ward nie wieder fröhlich, und damit andere Brauseköpfe nach ihm eine Warnung hieraus erhalten möchten, so bestimmte er, es solle für ewige Zeiten ein Rabe hier erhalten und gefüttert werden, und wer ihn füttere, solle jährlich dafür zwölf Scheffel Korn und zwölf Reichstaler erhalten. Dazu setzte er ein Vermächtnis auf, das bis jetzt im Gebrauche ist; und wer von den Lesern sich selbst davon überzeugen will, der mag nach Merseburg reisen, da wird er jetzt noch am Schlosse einen muntern Raben im Käfige finden und einen Mann, der ihn pünktlich füttern muß.“

Inzwischen kam nach Thilos Tode die Reformation herauf und bereitete der Bischofsherrlichkeit allmählich ein Ende. An drei Augusttagen des Jahres 1545 stand Luther predigend auf der Kanzel der Domkirche, an deren Türen ein Vierteljahrhundert vorher die päpstliche Bannbulle gegen ihn angeschlagen gehangen hatte. Die nun seit 1561 im Schlosse residierenden Administratoren ließen den Bau erneuern und umbauen und mit dem Schmuck der Giebel, der Erker und Pforten versehen, der heut das Auge erfreut.

Wechselndes Kriegsvolk lag im Dreißigjährigen Kriege im Schlosse; nach dem Friedenschluß begann mit dem Herzog Christian dem Aelteren die Linie der Sachsen-Merseburger Herzöge als Administratoren. Im Hausflur des „Herzog Christian“, des alten Fischhauses am Gotthardsteich, das heute der Kreisjugendpflege dient, wird er gefeiert als der Augustus von Merseburg, weil er sein Land, wie jener weiland Rom, mit Bauten geschmückt habe. So wirkte er auch verschönernd am Schloßbau und legte den weitläufigen Garten nördlich von ihm an. Sein Enkel Moritz Wil-

helm erbaute darin den Pavillon. Er war ein freundlicher Sonderling, der im Gedanken daran, wer einst ihn nach seinem Tode betrauern würde, weinend auf dem Grabe irgendeines fremden Bürgersmannes sitzen konnte — Stimmungen, die seine weiche Seele vielleicht packten, wenn er dem Wein, den er nicht verachtete, etwas reichlicher zugesprochen hatte. Eine feinfühlige Künstlernatur, der es die Geige jeden Formats angetan hatte. Der „Geigenherzog" besaß einen ganzen Saal voll Musikinstrumente; vornehmlich Geige, Bratsche, Viola, Cello und Baß waren in wertvollen Stücken zu finden. Er besaß die Schrulle, bei Tafel, ja bei Sitzungen und in der Kirche stets eins seiner geliebten Instrumente bei sich zu haben und seine Zustimmung zu dem, was geschah oder gesprochen wurde, durch kräftige Töne auf dem Instrument zu bekunden. Die volkstümlichste der vielen kleinen Geschichten, die man sich von ihm erzählte, ist die folgende:

Es galt, die Stelle des Hofpredigers zu besetzen, und unter den zahlreichen Bewerbern war ein gewisser Traugott Sebald, eine Kantorswaise. Zwar wagte er nicht zu hoffen, daß gerade ihm die wertvolle Stellung gegeben werden würde, doch könnte vielleicht eine kleine Pfarre irgendwie abfallen; denn er hatte seine Mutter zu versorgen und wollte eine Braut an den Altar führen. Bei einem Besuch im Schlosse führte ihn sein Schicksal in die herzogliche Musiksammlung, und da er ein leidenschaftlicher Musiker war, ergriff er eine Geige, begann zu spielen und fand kein Ende. Die schönen Melodien drangen an des Herzogs Ohr; er ging leise herzu und lauschte, ohne sich bemerkbar zu machen. Auf Grund dieser menschlichen Begegnung ließ er Sebald zur Probepredigt zu und gab ihm als Text Hosea 4, 11: „Unzucht, Wein und Most machen toll", und zwar mit der Weisung, eine Nutzanwendung auf Seine Durchlaucht, den Herzog, der Predigt einzugliedern. So predigte denn Traugott gegen die Unmoral und konnte das makellose Beispiel des hohen

Herrn zur Nutzanwendung heranziehen, und mehrfach ertönte aus der Hofloge das zustimmende „Schrumm“ und „Wumm“ des Kontrabasses, den der befriedigte Herzog strich. So ging's denn in den zweiten Teil hinein, der vom Wein und Most zu handeln hatte, wiederum nebst Nutzanwendung; und allenthalben war man gespannt, wie sich hier der Kandidat aus der weit bedenklicheren Affäre ziehen würde. Selbst der Herzog verbarg seine Spannung nicht: ganz vorn an die Brüstung trat er heran, Baßgeige und Bogen in den Händen. Und Sebaldus endete nach schwungvoller Philippica gegen den Trunk im allgemeinen und im besonderen: „Und nun, ihr, die ihr dem Laster des Saufens huldigt, sagt, was ihr zu eurer Entschuldigung vorbringen könnt! Dürft ihr behaupten: ‚Der Herrgott hat den Wein so süß und so lieblich geschaffen und läßt ihn wachsen zur Freude des Menschen?‘ Gewiß nicht; denn es gibt kein elenderes, jämmerlicheres Gesöff in der weiten Gotteswelt als den Wein, der hierzuland um Saale und Unstrut wächst. Das kann euch nicht entschuldigen.“ Nun aber machte Traugott eine Pause und schaute nach der Hofloge hinüber, von der her die Nase des Herzogs funkelte wie Abendsonnenglut. Und er hob die Stimme: „Ja, aber ihr werdet sagen: ‚Trinkt nicht unser durchlauchtigster Herr Herzog auch?‘“ Und Sebaldus lüpft mit ehrfürchtiger Verneigung sein Käpplein. „Ja, das ist ganz etwas anderes: der hat's; dem schmeckt's! Wohl bekomm's ihm! Amen.“ „Schrumm — schrummmm — rum widibum — wumm, wumm, wumm!“ fiel der Baß bei und unterstrich die kühne, den Weg der abstrakten Logik verlassende Nutzanwendung.

An der herzoglichen Tafel, zu der der Predigtamtskandidat befohlen wurde, fand er in seinem Mundtuch ein versiegeltes Schreiben mit den kurzen Worten: „Jeremias 15, 19. Moritz Wilhelm, Herzog zu Sachsen.“ In der Heiligen Schrift fand sich: „Darum spricht der Herr: Wo du dich zu mir hältst, so will ich mich zu dir

halten, und du sollst mein Prediger bleiben!“ Dankbar schaute der neue Domprediger zu seinem Herrn hinüber und legte stumm die Hand aufs Herz; und Moritz Wilhelm verstand die Gebärde. Auf den Heimweg reichte ihm der Kellermeister 18 Flaschen, die nicht mit Saale- und Unstrutwein gefüllt waren; denn achtzehnmal hatte die Geige beifällig gebrummt, und auch fürderhin brachte jeder Strich der Zustimmung dem jungen Hofprediger eine Flasche Wein aus dem herzoglichen Keller.

Im Siebenjährigen Kriege sah Merseburg den Prinzen Soubise das hohe Saaleufer besetzen, um dem vermuteten Uebergang Friedrichs des Großen entgegenzutreten. Doch Friedrich warf sein Heer bei Weißenfels hinüber, der Prinz mußte ausweichen, und sein Schicksal ereilte ihn bei Roßbach. Merseburg fiel dann im Wiener Kongreß an Preußen.

Am Solbad Dürrenberg vorüber gelangen wir nun nach Weißenfels, dessen Altstadt sich auf dem Hange der Saalehöhen am rechten Ufer malerisch aufbaut, überragt von dem wuchtig breiten Bau der Augustusburg, deren heutige Gestalt im Jahre 1660 von Herzog August grundgelegt wurde. Die voraufgegangene Zerstörung des früheren Schlosses fällt in die für Weißenfels schwerste Zeit, in das Jahr 1644 des Dreißigjährigen Krieges. Die vorangegangene Zeit hatte vor allem durch die Unmenschlichkeiten der Franzosen den Bürgern entsetzliche Leiden gebracht. Es wird erzählt, daß man ihnen die Fußsohlen zerschnitt, die Kniescheiben durchsägte, ja sie bei lebendigem Leibe in geheizte Backöfen sperrte und ihre Kinder als lebendige Ziele brauchte, wenn man sich der Kurzweil des Pistolenschießens hingab.

Die Zerstörung des Schlosses geschah durch den schwedischen Generalmajor Morteigne eine Woche vor dem Weihnachtsfeste. Der Weißenfelser Magistrat hatte Arbeitskräfte zur Verfügung zu stellen. Was den Aexten und Picken widerstand, wurde durch die Artil-

lerie gesprengt. Der Schloßkommandant brauchte eine Woche, um die Außenwerke einzureißen. Die außerordentlich starken inneren Wände forderten fast sieben Zentner Pulver zur Sprengung. Balken flogen bis in die Mitte der Stadt. Erst nach Wiederholung der Sprengung lag alles in Trümmern.

Die großen Persönlichkeiten des Dreißigjährigen Krieges gehen auch durch die Geschichte von Weißenfels. Gustav Adolfs Heer von 20 000 Mann hielt vor Lützen drei Tage lang die Stadt besetzt. Der Abend des Kampftages brachte den Einzug der Leiche des Königs. Sie wurde hier einbalsamiert und für die Fahrt nach Schweden hergerichtet. Wallenstein, Montecuculi, Torstensen besuchten die Stadt mit ihren Scharen; Tilly hinterließ ganz besonders böse Erinnerungen, und die Holkischen Jäger ließen sich 8000 Taler an Stelle der angedrohten Plünderung zahlen.

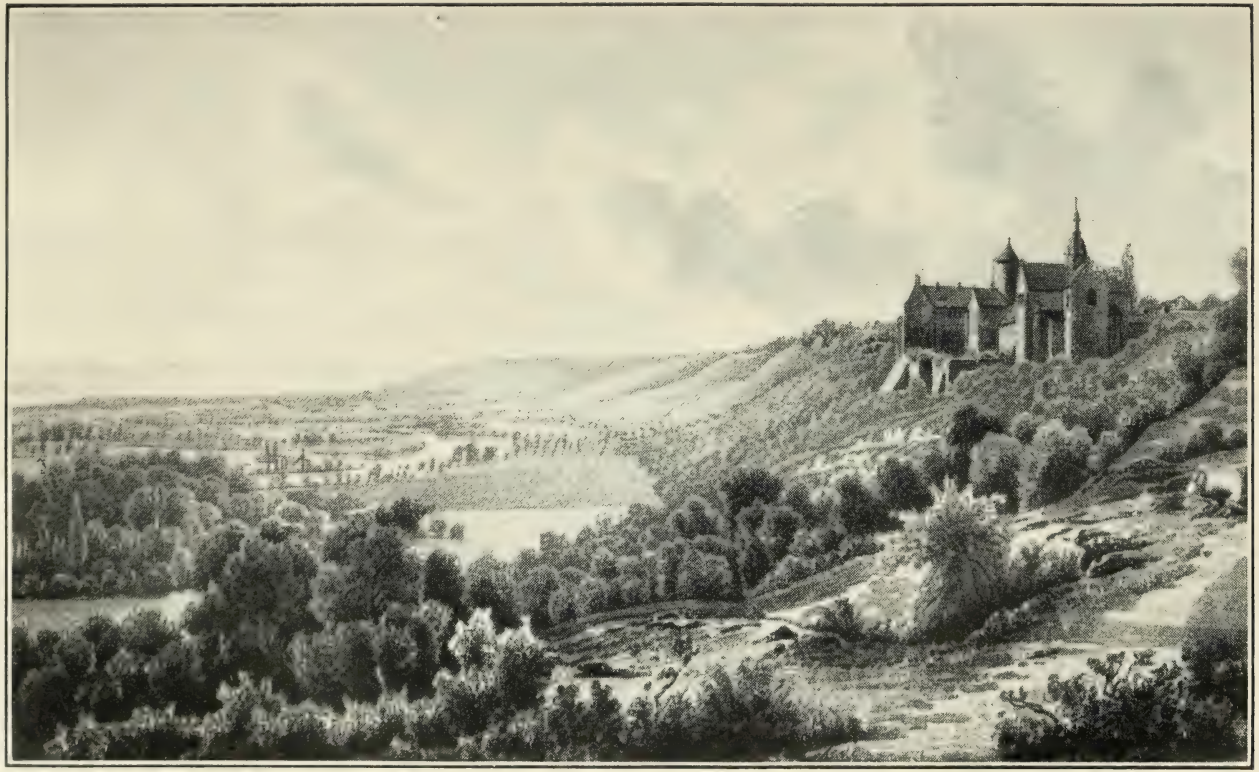
Der Siebenjährige Krieg brachte im Jahre 1757 ein Vorspiel vor Roßbach, als nach der Niederlage bei Kollin im Juni die Franzosen einrückten und die Erinnerungen an französische Besatzungssitten im Dreißigjährigen Kriege wieder wachriefen. Vor den Preußen, die das Schloß besetzten, wichen sie, wurden aber endgültig erst durch eine regelrechte Kanonade vom Klemmberge herunter zum Abzuge veranlaßt. Dabei brachen sie die Brücke ab. Der Alte Fritz aber ließ rasch eine Floßbrücke errichten und gab's ihnen bei Roßbach.

Napoleon hat viermal in Weißenfels Besuch gemacht. Als er von Tilsit kam, zeigte er sich vernünftiger, als die Weißenfelser selber waren; denn die grünen Pforten, die ihn erfreuen, und die Jungfrauen, die ihn mit einem französischen Huldigungspoem begrüßen sollten, übersah er. Neun Tage vor Weihnacht 1812 fuhr der in Rußland Gedemütigte dann nachts im Schlitten durchs Klingentor ein, wechselte die Pferde und jagte über Naumburg weiter gen Südwesten. Das Jahr 1813 brachte der Stadt die Kosakenknute, bis der

französische Marschall Ney in einem Gefechte nördlich vom Klingentor die Russen in die Senke der Rippach, eines rechten Nebenflüßchens der Saale, jagte. Der Avantgarde folgte am letzten Apriltage Napoleon mit 20 000 Mann Einquartierung, deren Vorbeimarsch er bei strömendem Regen abnahm. Zwei Tage später verwandelte sich nach dem Kampfe bei Groß-Görschen, das unweit östlich liegt, die Stadt in ein großes Lazarett für die französischen Blessierten. Nach der Schlacht bei Leipzig ging die wilde Flucht durch die Straßen von Weißenfels; zwei volle Tage lang strömten ununterbrochen die Truppen in buntem Durcheinander von Fußvolk, Wagen, Reitern, Troß und Kanonen, so daß Napoleon selber eine volle Stunde auf eine Möglichkeit warten mußte, hindurchzufahren. Tags darauf kamen bereits die preußischen Verfolger unter Blücher.

Von dem wackeren Hutmacher Scheitel auf den Klemmberg geführt, jagte der Marschall Vorwärts den Fliehenden, die wiederum hinter sich die Brücke vernichteten, in den Nebel hinein eine Kanonade nach. Aber die treuen Bürger, unter Leitung eines Fischers Mundt, der als junger Mensch die Brücke für den Alten Fritz mitgebaut hatte, schlugen eine Floßbrücke, über die Blücher den Abziehenden nachsetzte. Wie Merseburg, so wurde auch Weißenfels durch den Wiener Kongreß preußisch.

Neben diesen Großen der Wahlstatt seien aber auch zwei Große im Kampfe der Geister genannt, die mit Weißenfels verbunden waren: 1518, auf der Fahrt nach Augsburg, und 1521, auf der Reise zum Wormser Reichstage, hat Luther hier gepredigt; und so sehr auch die Beichtkinder von Weißenfels kontrolliert wurden — sie bekamen Blechmarken als Beichtausweise und empfingen Strafen, wenn sie keine vorzeigen konnten —, die Reformation setzte sich durch. Ja als nach der ersten Predigt Luthers im darauffolgenden Jahre Tetzel auf dem Marktplatze erschien und Ablaßzettel verkaufen wollte, empfing man ihn mit Spott und Hohn, und



Schloß Goseck und das Saaletal 1840 (nach einer seltenen Steinzeichnung).

wenn ihn die Behörde nicht geschützt hätte, so hätte er zu den unverkauften Ablaßzetteln noch andere Denkzettel von den Weißenfelsern hinzubekommen.

Der andere Große im Geiste ist der Dichter Friedrich von Hardenberg, Novalis, der hier seinen Roman „Heinrich von Ofterdingen" schrieb und seine schönen, tief empfundenen religiösen Lieder dichtete. Aus Schicksalsgründen und aus innigem Verbundensein mit den geistigen Welten erblühten die blauen Blumen seiner Dichtung und vor allem seine viel zu wenig gekannten Fragmente, die Offenbarungen vergangener Weisheit und künftigen Werdens bergen. Sein Sterbehaus, in dem er seine Hülle der Erde ließ — er folgte am 25. März 1801 seiner frühverstorbenen Braut Sophie von Kühn in die Geistwelt nach, in deren Gründe sie ihm als Seelenführerin schon im Diesseits das Schauen geöffnet hatte — liegt in der Klosterstraße, in der auch ein Dichter des Schicksals — allerdings, wie er es zu verstehen meinte — starb: Adolf Müllner, der Verfasser fatalistischer Schauertragödien, die uns heute wie schlechte Kolportage anmuten, obwohl sie ernst gemeint sind. Auch heute wird es wieder Mode, über Schicksalhaftes sich dichterisch auszulassen — ich denke an Werke wie „Ostpolzug" und so manches andere — Müllners Beispiel sollte davor behüten, es zu tun, wenn man nicht wahrhaft — wie Novalis — aus dem Geiste sprechen kann; denn alles andere ist hohl und zerfällt, im Wahrheitslichte gesehen, in nichts.

Die Klosterstraße führt in die Gegend des ehemaligen St. Klaren-Klosters, das ursprünglich, bis zu seiner Verlegung in die Stadt, an der Naumburger Straße stand. Ueber seine Gründung ist eine Legende im Umlauf:

Graf Dietrich, mit dem Beinamen der Dicke, geriet im Kriege in Gefangenschaft und saß in Burg Werben in Haft. Er hatte eine fromme Schwester, deren Wunsch seit langem die Begründung eines Nonnenklosters war. Daran sich zu erinnern, hatte Dietrich in Werben

Muße, und er gelobte, er wolle ein Kloster gründen, wenn er wieder frei würde. Da seien, so heißt es, seine Fesseln zur Erde gefallen und Engel hätten ihn an der Hand genommen und aus dem Kerker geführt. Seine Schwester aber wurde die erste Aebtissin der Klarissenschwestern in dem neugestifteten Kloster. Seine Verlegung fällt in das Jahr 1303, das Jahr der Erbauung der Marienkirche. So kehren wir wieder in ältere Vergangenheit zurück und wollen noch kurz auf die Urgeschichte der Burg Wizzinfels blicken, die auch als Zwingburg gegen die Sorben entstanden sein wird. Als Markgraf Gero unter Otto dem Großen die Schutzherrschaft über den Gau übernahm, stand Wizzinfels bereits. Otto der Reiche aus dem Hause Wettin-Meißen kaufte die Grafschaft Weißenfels für seinen Sohn, der dann 1198 der Stadt ihr Wappen gab: auf blauem Grunde ein Tor mit Fallgitter, gerahmt von zwei Türmen, zwischen denen in goldenem Wappenfeld ein Löwe springt. Dieser Grafenreihe, die die Stadt mehr und mehr emporhob, gehörte auch der Klostergründer an. Aus den Grafen wurden Herzöge; die neueste Entwicklung machte sie wieder zu schlichten Bürgern. Auch das Schloß geht neuen Schicksalen entgegen; lange Jahre diente es als Kaserne; geänderte Zeiten schufen andere Verwendungsmöglichkeiten. Aber seine markige, edle Wucht gemahnt doch immer daran, daß Fürstensinn andere Denkmäler schafft als Bürgersinn.

Schloß Goseck und die Schönburg.

In der breiten Aue, die sich bald hinter Weißenfels zwischen den hohen Uferrändern dahinzieht bis Naumburg, fließt die Saale durch saftige, mit Obstbäumen bestandene Wiesen; in der Gegend von Leissling bewalden sich die Höhen, der Fluß sucht den nördlichen Hang und spiegelt das hochgelegene Schloß Goseck, wendet sich dann scharf nach Süden und kommt geradlinig von der Schönburg hergeflossen; dann schwingt sich ein gewaltiger Bogen um den Südrand der Bucht, kreuzt wieder das breite Tal und ein noch breiterer Bogen umzieht am Nordrande das Naumburger Becken, als wage der Fluß nicht, das uralt ehrwürdige Stadtgebiet zu berühren. In diesen Nordbogen nimmt er das breite Mündungstal der Unstrut auf, in dessen Hintergrunde zwischen Klein- und Groß-Jena hindurch der Turm der Freyburger Neuenburg sich erhebt, herübergrüßend aus einer Zeit, in der die genannten Orte noch in inniger Verbindung standen durch die Schicksale ihrer Herren.

Der Höhenzug, der bei Groß-Jena mit einem Steilfall zur Unstrut und Saale hinab beginnt und dann verflachend über Goseck in den Igelsberg endet, bietet einen wundervollen Blick über das im Frühling von Obstblüten wie verschneite Tal gen Weißenfels hinab, dessen Augustusburg über die Höhe ragt, während Naumburg mit den sieben Türmen von Dom, Wenzels- und Moritzkirche vor dich hingebreitet ist und die Schönburg sich wie ein edler Stein aus dem jenseitigen Waldring hebt.

Die Umgebung des heutigen Goseck ist altheiliger Boden; der Hagen oder Hain war eine alte Opferstätte, und beim Roden um den Ort kamen viele Reste aus uralter Zeit zutage, die von Kämpfen, Kult und Opferdienst zeugen.

Die Sage erzählt von einer Sorbenburg Ponzigk, die hier sich erhoben haben soll; doch hätte eine solche auf der flachen Höhe gegen deutsche Angriffe wenig Bedeutung gehabt. Eher mag da eine Burg als Auslug nach den rechtsufrigen Slaven von Thüringfäusten errichtet worden sein, als diese unter Ludwig dem Deutschen die Ostmark säuberten. Ein edles Thüringer Geschlecht ergreift nach der Unterwerfung der Sorben Besitz von der Burg, als deren Name nun Gozeka, Gosigk oder Gusigk in den Urkunden genannt wird. In der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts wird als Stammvater der Pfalzgrafen von Sachsen auf Goseck ein Friedrich genannt, der sich mit Agnes, einer Gräfin von Orlamünde und Weimar, vermählte, welche ihre Erziehung dem berühmten Stift in Quedlinburg dankte. Beide standen in hoher Gunst des machtvollen Kaisers Heinrich III., der es wagen durfte, drei durch Parteiklüngel gewählte, gleichzeitig amtierende Päpste abzusetzen und viermal nacheinander Deutsche zu Päpsten zu ernennen. Den ältesten Sohn Friedrichs und der Agnes hatte Heinrich III. ebenfalls zum Papste vorgeschlagen, er wurde aber schließlich nur Erzbischof von Bremen. Es war jener glanzliebende Weltmann Adalbert, in dessen Schule Prinz Heinrich IV. nach harten, gedrückten Knabenjahren, die er unter der Erziehung des fanatisch asketischen Hanno von Köln in steter Seelenangst verbrachte, als Jüngling in ein leichtlebiges, wenig beaufsichtigtes, alle Wünsche eines leidenschaftlichen Blutes erfüllendes Leben geriet; kein Wunder, daß dieser Heinrich IV. als Mann seelischen Schwankungen unterworfen war, die ihn den Aufruhr und die Flucht von der Harzburg und den Gang nach Canossa erleiden ließen.

So wird Adalberts von Bremen zweiter Bruder Dedo Stammherr der Burg Goseck, die jedoch schon 1041 niedergerissen wird, um dem Grundstein für ein Benediktinerkloster Raum zu schaffen. Dedo und den dritten, jüngsten Bruder hatten ernste, traurige Lebensschicksale geführt, Einkehr und Frieden bei Gott zu suchen. Die drei Brüder stiften das Kloster und eine Kirche, deren Bau tatkräftige Förderung durch den Halberstädter Bischof Burchard erfährt, so daß es im Jahre 1053 am Tage des Erzengels Michael, dem 29. September, durch Adalbert von Bremen, zu dessen Bistum es gehörte, feierlich der Jungfrau Maria und dem Heiligen Michael geweiht werden konnte. Es sollte von nun an Gotteseck heißen.

Dedo, der auf Goseck wohnte, erlitt ein tragisches Ende. Als er eines Tages heimkehrend vom Pferde stieg, stieß ihn ein rachsüchtiger Mönch, den er hatte strafen lassen, mit einem Messer nieder. Sterbend vergibt er dem Mörder, den man laufen läßt. Friedrich II., der jüngste Bruder, wählt sich die Weißenburg bei Supplicium (Schipplitz, heute Zscheiplitz, westlich von Freyburg an der Unstrut) zum Wohnsitz. Sein Sohn Friedrich III. wird eines Tages ermordet im Walde gefunden, als ihn die Jagd von seinem Gefolge getrennt hatte. Die Gründe sind unbekannt. Man nimmt an, die Mörder seien von Ludwig dem Springer gedungen gewesen (von dessen kühnem, sagenhaftem Sprung vom Giebichenstein bereits erzählt wurde und von dessen Schicksalen eingehender berichtet werden wird, wenn über die Schönburg gesprochen wird). Dieser habe den Wunsch gehabt, den Gatten Adelheids, die er liebte, zu beseitigen. Adelheid von Stade, ein Markgrafenkind, trug damals einen Sohn, der als Friedrich IV. die pfalzgräfliche Reihe fortsetzt. Nach der Vermählung Adelheids mit Ludwig dem Springer bleibt Friedrichs Herz dem neuen Vater verschlossen, ja es kommt bald zu Feindseligkeiten. Der Stiefsohn fordert Ludwig zum Turnier nach Merseburg, um im

Gotteskampf den vermuteten Mord am leiblichen Vater zu rächen. Kaiser Heinrich V. verhindert diesen Kampf, und es kommt zu einer Aussöhnung. Aber die inneren Stimmen schweigen nicht. Schlimme Mord- und Brandhändel spielen sich zwischen ihnen ab, und nun findet Friedrich die Hilfe des Kaisers gegen den Stiefvater, da er auch in Händel mit dem Abte von Goseck geraten ist. Der Kaiser setzt Ludwig auf Giebichenstein gefangen.

1540 wird Goseck säkularisiert und hat von da an weltliche Besitzer. 1840 erwarb es durch Kauf Graf von Zech auf Benndorf.

Ich erinnere mich eines Besuches auf Goseck mit einer Schulklasse. Es war ein herrlicher Sonnentag. Nichtsahnend drangen wir in das Schloß bis auf die stille, weite Gartenaltane vor, als uns ein Kammerdiener, vornehm und edel selber wie ein Graf, entgegentrat und umzukehren bat, da der Herr Graf daheim seien und während seiner Anwesenheit Besichtigungen nicht gestatteten. Leise zogen wir uns zurück wie aus dem Zimmer eines schwer Erkrankten, und wir freuten uns doppelt, einen Blick von der Höhe dieser umgrünten Terrasse hinüber in das sonnenhelle Tal mit seiner Blütenfülle — wenn auch in aller Eile — haben tun zu dürfen. Und oft haftet ein solch rascher Blick, erhascht im Scheidenmüssen, tiefer im Herzen, als manche lange Stunde des Verweilens.

Zwei Wege führen von Goseck hinüber nach der Schönburg. Entweder wandern wir nach Eulau und überschreiten auf der Fähre den Fluß, an dessen rechtem Ufer wir stromauf bis zu dem von der alten Burg überragten Dorfe Schönburg gehen, oder wir bleiben auf dem Höhenrande und steigen allmählich nach Lobitsch ab, wo uns ein Fährkahn übers Wasser trägt, durchqueren Leisling und steigen nun auf schmalen Waldwegen zum jenseitigen Höhenrande empor. Hier wechseln Nadel- und Laubwald, freier Blick und Waldesdichte, hochgelegenes Feld und

blumiger Wiesengrund, Weinberghang und sandige Schlucht, und schließlich ragt der Schönburgturm heraus, als stände er einsam im Grün. So nah erscheint er uns, und doch geht's noch auf und ab und über ein breites Stück Ackerfeld, bis sich die Straße ins Dorf hineinsenkt, tief in den roten Sandstein geschnitten, auf dessen Höhe wir uns auf holpriger Auffahrt zum Burgtor emporarbeiten. Längs der hohen Mauer, die den Absturz zur Saale säumt, zur Rechten das Gasthaus mit seinem weiten Vorplatz und Gemüsegärtchen, gelangen wir an ein kleines Mauertor und treten auf einen Altan hinaus, der in schwindelnder Höhe über dem Absturz hängt. Ein Ausblick von unbeschreiblicher Schönheit öffnet sich hier dem Auge. Mag Rudelsburg vom Tale gesehen romantischer und stolzer auf den grauen Kalkfelsen sich erheben: diesem Blick von Schönburg vermag es nicht Gleichwertiges an die Seite zu setzen. Ebenso eigenartig und unerklärbar, wie es oft ist, daß sich um gewisse Persönlichkeiten und Orte, die sich recht unscheinbar ausnehmen, Sagen bilden und um andere, viel hervorstechendere nicht, ebenso eigenartig ist es mit der Beliebheit mancher Stätten, die Tausende von Besuchern an sich ziehen, während andere in ihrer entrückteren Schönheit unbeachtet liegen und trotz eifriger Bemühungen nur das Herz kleiner Kreise gewinnen. Wie Rudelsburg die Feststätte der deutschen Korps [Kösener S.(enioren) C.(onvent)] ist, so soll Schönburg die würdige Feierstätte des Naumburger S. C. landwirtschaftlicher Studierender werden, und seit sie im Besitz der Stadt Naumburg ist, wird sie mehr und mehr ihrem Wiederaufbau und Ausbau entgegengeführt. Vielleicht werden dann in kommenden Jahrzehnten auch Tausende zur Schönburg pilgern und den wundervollen Blick staunend genießen über die Naumburger Bucht hin, der vom Turme noch sich weitet in die Runde gen Weißenfels, Goseck und Freyburg mit seinem lockenden Turm, der heute Wahrzeichen einer weitbekannten

Sektkellerei ist. Hier droben schwindet jedes Gefühl der Enge und kirchlicher Ehrwürdigkeit, an die das Bild der siebentürmigen Bischofstadt gemahnen könnte, und das Prickeln perlenden Weins vermeint man zu spüren; denn der Blick von diesem Söller in die lachende Aue stimmt frei und heiter, und durch die Mauern der „Schönen Burg" klingt im Winde noch immer, vernehmbar dem Lauscher nach innen, das Klingen von Bechern, der Ton von Saitenspiel und das Lachen und Geplauder schöner Frauen aus Rittertagen; aber er hört auch die stille, heimliche Zwiesprache liebender Herzen. Das mag mit beitragen zu dem Hauche von Schönheit, der die Burg umwittert und der schon stark zu spüren ist, wenn man, von Leisling kommend, zum erstenmal überraschend den umgrünten Bergfried auftauchen sieht: daß Genien der Freude und Liebesgötter die alten Steine zu ihrem Spielplatz erkoren haben.

„Mag der Zeitensturm die Pracht verweh'n,
Menschenfrevel, was da ist, verkümmern,
eitler Glanz im eignen Nichts vergeh'n:
wahre Schönheit ist noch schön in Trümmern."

Diese Worte fand ich als Motto über einer fast hundert Jahre alten Schilderung der Schönburg, die anschaulich malt, wie die Ruine damals sich dem Besucher zeigte.

„Ein noch ziemlich erhaltenes Tor führt in den ersten Burghof, in welchem an Stelle der jetzigen Försterwohnung sonst Ställe und Wirtschaftsgebäude standen und wo sich noch der unabsehbar tiefe Brunnen befindet, aus dem das Wasser mittels eines Tretrades heraufgebracht wird. Von hier aus tritt man durch das früher mit einer Zugbrücke versehen gewesene Tor in den zweiten Burghof, in dessen linker Ecke sich der hohe, noch ziemlich erhaltene Turm erhebt. Beide Burghöfe sind mit herrlichen, fruchttragenden Obstbäumen

bepflanzt, von deren Segen sich jedoch die in dem alten Gemäuer nistenden Raubvögel einen großen Teil zueignen. Die noch immer haltbare Ringmauer der Burg ist mit wohlgedeihenden Weinstöcken bezogen."

Heut ist der alte Obst- und Gemüsegarten dem Betriebe der Burgwirtschaft gewichen, und der Brunnen soll wieder aufgebaut, mit einem neuzeitlichen Pumpwerk versehen werden und für sie das nötige Wasser liefern.

Doch setzen wir uns mit einer Flasche Wein auf ein Stündchen in eine stille Ecke des inneren Hofes in den Schatten der alten Bäume und lauschen dem, was uns die alten Steine aus vergangenen Tagen erzählen!

„Wir wissen eine merkwürdige Geschichte", so begannen die Steine, „aus der Zeit Kaiser Konrads II., des Saliers; sie ist also fast aufs Jahr neun Jahrhunderte alt. Damals kam ein junger ausländischer Graf in die öden, waldigen Berge des nordwestlichen Thüringer Waldes und erkaufte sich von den einheimischen Dynasten einige Berge und Täler im einsamsten Winkel dieses rauhen Gebirges. Er hatte keinen Namen, er war schwarz gekleidet, und seine zwölf ritterlichen Begleiter beobachteten über ihn und seine Herkunft ein geheimnisvolles Schweigen. Ein schweres Unglück mochte ihn aus seiner Heimat vertrieben haben. Die Geschichte kennt den seltsamen, schier unheimlichen Ankömmling unter dem Namen Ludwig mit dem Barte, und die Chronisten behaupten, er sei ein Nachkomme des großen Franken Karl gewesen. Von seinem gewaltigen Ahnherrn mag er den Brauch übernommen haben, immer von jenen zwölf Paladinen umgeben sich zu zeigen, die Karl der Große als ein getreuer Diener des Christus um sich hatte, wie dieser seine Jüngerschar. Die Feierlichkeit des Schweigens, das jener Kreis von Begleitern Ludwigs unverbrüchlich wahrte, mag auf ein christliches Gelöbnis deuten, das wegen ernster Schuld getan wurde. Möglich, daß

er aus Frankreich gekommen war und daß Zerwürfnisse in dem burgundisch-arelatischen Zweige der Karolinger ihn hatten flüchten lassen; denn dieser Linie entstammte auch Gisela, die Gemahlin des salischen Frankenkaisers Konrad II., und in ihr fand Ludwig mit dem Barte eine Fürsprecherin bei ihrem kaiserlichen Gatten, durch deren Einfluß der fremde Graf bald an Ländergebiet und an Ansehen in Thüringen beträchtlich gewann. So nimmt es nicht wunder, daß der junge Edeling eine Enkelin der Kaiserin als Eheweib heimführt. Es ist eine junge Wittib namens Cäcilie aus dem Geschlechte der alten Herzöge von Braunschweig, welche einen Sohn Heinrich des Voglers zum Stammvater hatten. Cäcilie brachte ihm die Herrschaft Sangerhausen als Mitgift zu. Der älteste Sohn aus dieser Ehe, Ludwig II., war erst vierzehn Jahre alt, als sein Vater starb. Dieser junge Herr erweitert den Erbbesitz erheblich und wird der Erbauer der Wartburg bei Eisenach, der Neuenburg bei Freyburg an der Unstrut, und sein Wille war es auch, der uns an dieser Stelle zusammenfügen und die Schönburg hier erstehen ließ. Doch damit hat es eine besondere, zartere Bewandtnis als mit jenen beiden anderen Burgen."

„Erzähle nur weiter", ermunterte ich den Verstummten. „Es ist schattenkühl, und der heimische Wein ist besser als sein Ruf. Da kann ich wohl auch zartere Dinge ruhigen Herzens hören."

„Gedulde dich nur", hub die leise, altersgraue Stimme wieder an, „du sollst alles erfahren, was ich aus den merkwürdigen Lebensschicksalen dieses edlen und vielverehrten Herrn erfahren habe. — In den aus dem kurmainzischen Zehntstreit entstandenen Kriegen der Thüringer gegen Kaiser Heinrich IV. tritt Graf Ludwig II. nicht in den Vordergrund; vielleicht begünstigte er sogar heimlich des Kaisers Sache, dem er ja verwandt war. Die Chroniken berichten ferner über ihn, er habe als junger Mann eine Tochter des Herzogs

Ulrich zu Sachsen zum Eheweib genommen, aber die übermütige Hoffart dieses Weibes, mit der sie einst ihren Gatten verhöhnt: sie sei der Sproß eines uralten Herzogstammes, er aber nur der Sohn eines dunklen, neu errichteten Grafenhauses, habe ihn veranlaßt, sie mit der Weisung heimzuschicken: er wolle sie wieder annehmen, sobald er ihr gut genug sei. Von ihren Eltern darob hart gescholten, brach ihr stolzes Herz bald darauf, und Ludwigs Hand war wieder frei. Dieser stattliche und wohlgebildete Herr hielt sich oft auf seinen neuerbauten Schlössern, vor allem in Neuenburg an der Unstrut auf. In der Nachbarschaft aber, auf der Weißenburg beim Dorfe Zscheiplitz, hielt Graf Friedrich von Brene, Pfalzgraf von Sachsen, der dritte jener Friedriche aus dem Gosecker Stammhause, seinen Hof, und Ludwig befand sich oft unter den aufwartenden Rittern. Nun geschah es, daß des mannlichen Thüringers unbehütetes Herz in Liebe und Leidenschaft zu Friedrichs ausnehmend schönem Weibe Adelheid, einer geborenen Markgräfin von Stade, hell entbrannte. Sein zärtliches Minnewerben blieb ihr nicht gleichgültig; ihr Auge hing mit süßem Verlangen an dem schönen Grafen. Die glühenden Herzen vergaßen der kalten Pflicht; und um seiner Geliebten näher zu sein und ständig Augengrüße mit ihr tauschen zu können, wenn der Hof, was öfter geschah, auf Goseck weilte, erbaute Ludwig Schloß Schönburg an der Saale, und oftmals haben wir die himmelschöne Frau hier zu unsern Füßen im Arm des Grafen wandeln sehen. Ludwig drang es in tiefster Seele, sie ganz und vor aller Welt zu besitzen. Er suchte Streit mit dem Pfalzgrafen und jagte mit lautem Halloh in dessen Jagdgründen. Dieser wollte sich den übermütigen Eingriff in seine Rechte verbitten und ritt eines Tages einigen dreisten Waidgesellen, die sich in seine Nähe gewagt hatten, entgegen; es waren Dietrich und Ulrich von Teutleben und Reinhard von Reinstedt. Es kam zu Wortwechsel und Handgemenge, und unter einer Linde

im Walde „die Reuß“ wurde Friedrich erſchlagen: in ſcheinbar plötzlich auflodernd em Jähzorn rannte ihm einer der drei dem Grafen Ludwig Verſchworenen die Saufeder in die Bruſt. Spätere Chroniſten wollen, im verderbten Geſchmacke ihrer Zeit, die Schuld der Liebenden noch vergrößert wiſſen und erzählen, der Mord ſei zwiſchen ihnen eine verabredete Sache geweſen. Ich habe ſie nie ſo ſchwarze Pläne beraten hören, ſie ſprachen nur immer von den lichten Sehnſüchten ihrer Herzen. Auch ſcheint mir das Bild, das jene malen, mehr in die abenteuerlich galante Zeit jener Spätlinge zu paſſen: die Gräfin habe zu beſtimmter Stunde ihrem Gatten ein Bad bereitet; da habe Hörnerſchall ſein Ohr getroffen, und entrüſtet über den Jagdlärm, den er nicht aufgerufen, habe er gefragt, wer es wagen dürfe, in ſeinem Wildbann dem Waidwerk obzuliegen. Mit verſtellt zorniger Rede habe Adelheid ihn geſtachelt, alſo daß er im Zorn ſich einen Bademantel umgeworfen, ſein ungeſatteltes Roß beſtiegen und die dreiſten Jäger verfolgt habe. Ludwig ſelber habe die Armbruſt nach des Pfalzgrafen unbewehrter Bruſt abgedrückt, aber ſein Ziel verfehlt und mit dem Jagdſpieß den anſprengenden Verhaßten durchbohrt. Ich hörte öfter ein Volkslied ſingen — es kam erſt auf, als wohl zwei Jahrhunderte ſeit Ludwigs Tode vergangen waren — in dem die Ereigniſſe ſo dargeſtellt werden, wie dieſe böswilligen Chroniſten berichten; doch allmählich iſt es verklungen und aus dem Gedächtnis geſchwunden.“

„Und was iſt aus den Liebenden geworden?“ fragte ich raſch; denn mein Anteil an ihrem Geſchick war lebendig geworden.

„Nach Jahr und Tag führte der Graf das geliebte Weib heim in ſeinen Hofhalt, den er von nun an gern auf der Wartburg hielt, fern von den Stätten der vergangenen Geſchehniſſe. Dort wurde ſie der glänzende Stern des herrlichen, ſtolzen Schloſſes, und ſie hätten eines ungetrübten Glückes genoſſen, wenn nicht

Ludwigs Stiefsohn aus Adelheids Ehe mit dem Pfalzgrafen und der Bruder des Ermordeten, jener einflußreiche Erzbischof Adalbert von Bremen, ihnen Rache geschworen, sie in Fehden verwickelt und beim Kaiser schließlich in Ungnade gebracht hätten, so daß dieser die Erlaubnis gab, den Grafen aufzuheben, wenn man seiner habhaft werden könnte."

„Ich erinnere mich: seine Gefangensetzung und sein kühner Sprung vom Giebichenstein sind mir bekannt; sie brachten ihm den Namen Ludwig der Springer, unter dem ihn die Geschichte kennt wie die Sage. Auch daß er sein Vergehen durch eine Romfahrt sühnte, die ihm des Papstes Vergebung brachte und ihn der Strafe von des Kaisers Hand enthob, hörte ich erzählen."

„Man sagt", bestätigten die gut unterrichteten Steine, „Ludwig habe eines Karfreitags Fleischspeisen auf der Tafel gefunden, und als er ungehalten sich an Adelheid gewendet habe, solle diese erwidert haben: ‚Wir haben größere Sünde begangen und nicht bereut.' Da habe den Landgrafen ein heftiger Schreck durchzuckt; er habe das Antlitz Christi gesehen, das mit trauervollem Blick auf ihn und sein Weib geschaut habe, und Bischof Stephan von Halberstadt, den er um Rat angegangen, habe ihnen eine Bußfahrt nach Rom empfohlen, die sie dann in seiner Begleitung unternommen hätten. Die vom Papste gewährte Absolution gründete sich auf das Versprechen, ein Kloster zu bauen. Ludwig hat es durch die Gründung des Klosters Reinhardsbrunn erfüllt. Dort ruhen seine Gebeine neben denen seiner fünfzehn Jahre vor ihm gestorbenen Gemahlin. Er selber starb als Greis von 81 Jahren — Gott hatte ihm wohl vergeben, da er ihm ein so hohes Alter schenkte."

Inzwischen war die Sonne gen Westen zu gegen den Himmelsrand herabgestiegen, und vor ihrem Goldrot erhob sich tief blauschwarz die Silhouette der Stadt mit den sieben Türmen. Während der Abend hereinbrach, kehrten die Dohlen in ihr Turmgenist zurück.

Ich hatte eine neue Flasche entkorkt und dämmerte behaglich vor mich hin in dem traulichen, alten Gemäuer. Da schwang sich aus einer Turmluke eine alte Dohle zu mir herunter, blinzelte mich grau und schlau an und krächzte mit schiefem Schopf:

„Wir haben da oben auch so manches von unsern Voreltern erfahren. Hat ein flottes Bürschchen von Sohn gehabt, dieser Ludwig mit dem berühmten Seitensprung! Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. Die Frucht dieser immergrünen Liebe, der Apfel Otto, reifte nach des alten Herrn Tode hier auf der Schönburg heran, und obwohl er Bischof von Naumburg war und dort seine eigentliche Hofhaltung hatte, war er ein Weltkind und machte dem schönen Geschlecht noch verliebtere Augen als sein Vater der weiland tausendschönen Adelheid. Und weil die Schönburg nun einmal als ein heimliches Liebesnest aus der Taufe gehoben worden war, so hielt Otto sich hier lieber auf als in der Bischofsstadt mit den vielen Augen, die oft noch mehr sahen, als in Wahrheit geschah. Bestand sein Naumburger Hofstaat aus Ministranten und anderer männlicher Dienerschaft, so war sein Schönburger Hofstaat langzöpfig und trug schöne Augen und pfirsichrote Mädchenwangen. Und an seiner Spitze stand die allerliebste Marie Kostebotha, zwar nur eine Silberdienerin, von der aber die Burschen im Dorfe scherzten: „Sie *hat* des Bischofs Silberschatz, aber sie *ist* sein Goldschatz.“ Doch bei aller liebreizenden Gefälligkeit, die sie ihrem Herrn Bischof wohl erzeigen mochte, hatte sie neben ihm und seinem Silberschatz noch einen richtigen Schatz von Fleisch und Blut, einen wackern jungen Ritter, Heinrich von Kroppen, welcher Ottos Gunst und Vertrauen genoß. Die Liebenden faßten zugleich mit dem Versprechen, einander zu ehelichen, den Vorsatz, gemeinschaftlich die Gunst des Bischofs für ihre Zwecke zu nutzen, und Marie besonders verstand mit Klugheit jede trauliche Stunde dazu zu gebrauchen, Heinrichs Verdienste ins beste Licht zu setzen. Als ihr

aber Otto entdeckte, daß er eine Reise nach dem gelobten Lande zu machen entschlossen sei — auch ihn mochte, wie einst seinen Vater, das Gewissen geschreckt haben — da spannte das Mädchen alle Segel der Ueberredungskunst an ihrem Liebesschifflein auf und brachte es endlich dahin, daß ihr ritterlicher Heinrich zur Belohnung seiner in Treue geleisteten Dienste im Jahre 1140 einen bedeutenden Teil der Schönburgischen Schloßgüter zu Lehen erhielt. Im Jahre darauf erbaute er sich einen Edelhof, an welchen noch im Jahre 1632 die in Stein gehauene Jahreszahl der Erbauung zu lesen war, und verheiratete sich 1145 mit seiner Maria von Magdala, wogegen Otto um so weniger einzuwenden hatte, da er seine Reise ins heilige Land im folgenden Jahre wirklich antrat, seinen Goldschatz aber zuvor gern sicher und gut versorgt wissen wollte. Uebrigens hat das Schicksal die junge Ehe vor allen Irrungen bewahrt, indem es die Gebeine Ottos im gelobten Lande behalten hat."

Der alte Spottvogel kräkelte behaglich vor sich hin und hüpfte von einem Bein aufs andere. Ich drohte ihm scherzhaft mit dem Finger, worauf er sich auf diesen niedersetzte, sich das Glas hinhalten ließ, ein bescheidenes Schlückchen nahm und es mit einem gottergebenen Blick nach oben in seine Kehle laufen ließ. Dann stellte er sich mit gespreizten Beinen auf die Mauer und stützte den Schwanz auf, verdrehte den Kopf und fuhr fort:

„Was die Burg später unter den Schenken zu Saaleck und Tautenburg erlebte, wie hier der lustige Bischof Johann I. aus der Familie von Miltitz sein Ende fand, der auch lieber ins Glas und in schöne Frauenaugen als in die Bibel und ins Brevier schaute; wie die Burg durch Schenkung 1355 mit allem Zubehör an das Stift Naumburg kam und wie sie nach vier Jahrhunderten um 1450 im thüringischen Bruderkriege zerstört wurde, davon mag dir der Mond erzählen, der drüben auftaucht. Die unversöhnliche

Nemesis übt ihr selten ausbleibendes Vergeltungsrecht. So blieb die Burg in Trümmern. Das Dorf hat sich erholt; es war ja auch schuldlos. Doch ich muß ins Nest, sonst trifft auch mich die Vergeltung, und ich bekomme Schelte."

Er schüttelte sich, nippte noch einmal und flog auf, im Dunkel der Höhe verschwindend. Ob ich alles, was der Mond mir erzählte, deutlich verstanden habe, weiß ich nicht genau; Mondstimmungen haben etwas Verschwimmendes, zumal wenn sie von Wein begleitet sind. An zweierlei aber entsann ich mich, als ich nach Mitternacht im Gaststübchen im Bette lag und bei der Lampe Erinnertes kurz aufzeichnete.

Ich hatte den kühlen Freund in der Höhe gefragt, ob er nicht ein paar nette Geistermärlein von Schönburg wüßte. „Nein", hatte er gesagt, „die Spukgeisterchen kommen hier nicht auf gegen die Liebesgötter, die sich heimisch gemacht haben. Und selbst Erlinde, die manchen Spaß versteht, bringt den großen Bogen zu Füßen der Burg rasch hinter sich, denn sie ist eine kühle Natur wie ich und kann so viel Glut und Leichtblut nicht vertragen. Aber eine kurzweilige Geschichte will ich dir doch erzählen. Es ist noch nicht gar so schrecklich lange her, da pflegten lustige Vögel im Dorfe den zur Leipziger Messe durchziehenden, jungen, unerfahrenen Handelsleuten zu erzählen, droben auf der Burg sitze zwischen dem alten Gemäuer Jonas an einem steinernen Tische, und der Bart sei ihm wie Barbarossa durch den Stein gewachsen. Und wenn dann die Leichtgläubigen neugierig in die Ringmauer traten, um das Wunder zu bestaunen, schlossen sie hinter ihnen das Tor, und die Eingesperrten mußten unter Spott und Necken Lösegeld geben, ehe man das Tor wieder öffnete, und gemeinsam wurde die Gabe dann verzecht."

Das andere, worauf ich mich besann, war der Tod des Bischofs Johann, der sich mir zu folgenden Versen formte:

Vita somnium breve.

(Der Tod des Naumburger Biſchofs Johann I. von Miltitz am Johannistage 1352 auf der Schönburg.)

Im Dome zu Naumburg im Beichtgeſtühl
ſitzt Biſchof Johann.
In dem ſteinernen Raume iſt's ſtill und kühl —
vor den Fenſtern loht es gewitterſchwül —
tief atmet der Mann.

Ein Raſcheln von Seide — ein wehender Duft —
klang's links — klang es rechts?
Zur Rechten durchweht ein Flüſtern die Luft —
von links eine feine Stimme ruft
des ſchönen Geſchlechts.

Der Beichtiger neigt ſich ein wenig vor:
Schwarze rechts — Blonde links —
Ganz ſtille iſt's in dem hohen Chor —
mit wechſelnden Stimmen dringt's an ſein Ohr,
als flüſtre die Sphinx.

„Mein Herz iſt voll Sünde —" — „Voll Fehl iſt mein Sinn —"
„In ſüßer Begier
zu Biſchof Johannes zieht es mich hin —" —
„Mein Herz denkt nur ihn —" — „Meine Seele ruft ihn:
‚Ich neige mich dir!'" —

„Seine Hände umfangen die heil'ge Monſtranz —
leis flüſtert mein Mund:
‚O hielten ſie mich umfangen im Tanz!'" —
„Umfingen ſie mich wie den Roſenkranz,
gern ſtürb' ich zur Stund!"

Des Biſchofs Mund ihnen Buße ſprach —
er lächelte fein.
Des Abends ſaß er lange wach,
ſeine Feder zog ſchelmiſche Worte nach
bei der Lampe Schein.

Zwei Brieflein trug sein Bote hinaus
nach rechts und nach links.
Gen Schönburg, auf sein fröhliches Haus
lud der festfrohe Bischof zu Tanz und Braus
die schwarz-blonde Sphinx.

Und es brannten die Kerzen, hell schallte die Luft;
ein Hochfest ward's.
In des Saales Mitte, im weinfrohen Duft,
Johann, zwei Röslein an seiner Brust:
links Blond und rechts Schwarz.

Die Uhr schlägt zwölf — er beginnt den Tanz —
da packt es ihn an —
ihm entblättert der blühenden Rosen Kranz —
die Musik schweigt jäh — es erlischt der Glanz —
tot liegt Johann.

Die alte Bischofstadt Naumburg und die Pforte.

An manchen Dingen kann man lange vorübergehen, bis sie einem ihre eigenartige Schönheit offenbaren. So ging es mir, daß ich zu, ach, wie vielen Malen an dem Städtchen Naumburg vorübergefahren bin, bis mir eines Tages durch eine Eigenart der Beleuchtung und dadurch, daß ich mit den Gedanken ganz wo anders war und das Bild wie etwas ganz Neues sah, die Schönheit der Silhouette mit den vielgestaltigen Türmen zur Linken, der Flemminger Mühle droben zur Rechten und der dem eigentlichen Stadtbilde vorgelagerten, in Grün gebetteten Villenkette aufging. Gerade dieser waldige Höhenzug im Vordergrunde vor dem im Rund geschwungenen, sanft aufsteigenden Häusermeer und die Begrenzung zur Seite durch Mühle und Kirchen gaben den eigenartigen Reiz einer Plastik, die noch durch eine Beleuchtung von ausgesprochen klarer Farbigkeit erhöht wurde. So sah ich die Stadt, die vor kurzem ihre Neunhundertjahrfeier begangen hatte, eigentlich zum ersten Male.

Die Feier gründet sich auf eine Urkunde, in der Papst Johannes XX. die apostolische Genehmigung zur Verlegung des Bischofsitzes von Zeitz nach Naumburg gibt, das als ein „locus munitus“ den Verheerungen der Feinde mehr entlegen war. Die Urkunde weist das Jahr 1028 auf. Doch die Siedlung ist unzweifelhaft viel älter. Vielleicht war sie ursprünglich ein Nest von Wendenhütten, woran die Straßenbezeichnung Wendenplan gemahnen könnte. Ob Karl der Große

dieſe in Beſitz nahm, ob der Städtebauer Heinrich I., der Vogler, ſie in eine Stadt wandelte, ob Eckehard I., Markgraf von Meißen und der Thüringer Mark, ſie erbaute, der aus dem Hauſe Groß-Jena ſtammte und deſſen fromme Söhne Eckehard II. und Hermann ihren Beſitz der Kirche ſchenkten, eben unter dem Beding, daß der Zeitzer Biſchof nach Naumburg zöge — wir wiſſen es nicht. Vielleicht iſt der Name Naumburg auch nicht, wie es meiſt geſchieht, als „Neue Burg" zu deuten — jedenfalls weiß man nichts von einer „alten Burg", und die Gründung der Neuenburg bei dem nahen Freyburg, die nur knapp hundert Jahre ſpäter erfolgte, ſpricht auch nicht dafür, daß ſo nahe bereits eine Neue Burg vorhanden war — ſondern er iſt eine Wandlung des ſlaviſchen Urnamens Niabor, deſſen erſter Beſtandteil auf eine Slavengottheit deutet, die im Fichtenwalde (bor) bei der Siedlung verehrt wurde.

Von der Burg, die an der Stätte des heutigen Oberlandesgerichts lag, überſchaute man das Tal flußaufwärts bis zur Furt bei Almrich, nach Norden bis zur Warte von Groß-Jena an der Unſtrutmündung, und in ihrem Schutze faßten Händler und Handwerker Fuß; und als dann Eckehard I. eine Kirche und ein Kloſter St. Georgen gründete, waren die Urſprünge der ſpäteren Stadt gegeben.

In dem aus 1500 Perſonen geſtellten Feſtzuge, der am 9. Juni 1928 die Straßen der neunhundertjährigen Stadt durchzog, ſpiegelte ſich die reiche Geſchichte wieder. Denn als ein Durchgangstor von Süd nach Nord ſah ſie Friedensboten und Kriegsfurien der deutſchen Vergangenheit vorüberziehen.

Unmöglich, in einem ſo engen Rahmen mehr geben zu wollen als einige hervorleuchtende Bilder.

Von der unfern gelegenen Neuenburg, die Ludwig der Springer 1075 erbaute, weiß die Sage Dinge zu berichten, die auf einen Beſuch Friedrich Barbaroſſas ſchließen laſſen; mag ſein, daß ſein Fuß auch Naumburg berührt hat anläßlich ſeines Verweilens beim

Landgrafen Ludwig IV., dem Eisernen, dessen Wille Ritter, die ihm pflichtig waren, zwang, eigenhändig den Pflug über den „Edelacker" zu ziehen, und der, als sein Schwager Rotbart über die schwache Befestigung des Schlosses spöttelte, ihm über Nacht aus der Schar seiner Vasallen eine lebendige, eherne Mauer um die Burg baute, die dem reckenhaften Kaiser ein ehrliches Staunen abrang.

Ein Jahrhundert später taucht in der Erinnerung die prächtige Gestalt des wackern Bürgermeisters Friedrich Weberling auf. Adolf von Nassau hat 1294 im Kampfe gegen die Söhne des Thüringer Landgrafen Albrecht des Unartigen die Stadt genommen durch den Verrat zweier Flüchtlinge aus Freyburg, denen man Schutz in den Mauern gewährt hatte. Naumburg sollte seinen Widerstand schwer büßen. Entgegen dem gegebenen Kaiserwort, das Gnade verheißen hatte, sollte Weberling mit neunzehn gefangenen Ratsherren enthauptet werden. Aber er führte die Rede so kühn wie zuvor das Schwert. Nachdem er von gebrochenem Wort und verletzter Kaiserehre gesprochen, fährt er fort: sobald er verschieden sei, werde er den Kaiser vor Gottes Richtstuhl rufen lassen, daß er dort Rede und Antwort stehe, und schweres Urteil werde gegen ihn ergehen, des sei er gewiß; wahrlich solle es nicht lange anstehen, bis des Kaisers Majestät sich werde stellen müssen; denn er wolle solches gewiß vor Gott im Himmel erlangen. Adolf, ergriffen durch die schlichten Worte deutscher Rechtlichkeit und felsenfesten Gottvertrauens, stand ab von seinem Vorhaben und setzte die Gefangenen auf freien Fuß.

1432 steht Prokop mit 40 000 Hussiten auf dem Galgenberge im Süden der Stadt und schwört, sie solle eine Ehrenfackel werden für Johann Huß; denn der Naumburger Bischof Gerhard II. habe zu Kostnitz neben Hussens Scheiterhaufen gestanden und gesagt: einem Ketzer brauche man nicht Wort zu halten. Da kommt am 28. Juli den Berg herauf ein langer Zug

von Kindern in weißen Sterbehemdchen; die nackten Füßchen stolpern auf dem steinigen Wege, und der Wind trägt Weinen und Seufzerlein in einem hellen Chor herauf. Prokop hat lange Zeit, dies Bild in sein Herz zu nehmen, bis sie alle herauf sind und, ein kleines Heer gegen das große, ein Schulmeisterlein gegen den wuchtigen Kriegsmann, dastehen und er in den staubigen, verschwitzten, kleinen Schmutzgesichtern die Tränen aus angsterfüllten Augen so unschuldsrein perlen sieht. Aber da ist's auch aus mit seinem Schwur. Er winkt und gibt ein paar unverständliche Befehle, dann nimmt er zwei Knirpse, ein Mädelchen links und einen blonden Buben rechts, auf den Arm, und während über all die an ihm hängenden Gesichtlein schon ein Schimmer hoffender Bangigkeit sich breitet, kommen die braunen Streitgesellen mit Kirschen in den Fäusten und mit ganzen grünen Zweigen, aus denen die reifen Früchte wie dunkle Aeuglein lachen. Und ein Jubel bricht aus, als die bärtigen Kerle, die sich ganz klein machen, um herunterzureichen, und ihr sanftestes Grinsen aus ihren wetterharten Zügen herauszaubern, nun Kind um Kind mit den lieben, süßen Kirschenfrüchten beschenken. Und dann kollert's durcheinander, den Berg hinunter mit „Hussia Victoria!" heim zu den Müttern, deren Angst nun Freude ist, die den Kindern entgegenströmt. Und nächste Nacht ist Prokop verschwunden. Ist's eine Sage, so ist es doch eine der schönsten und herzigsten den ganzen Saalestrand hinauf und herunter. Und Naumburg dankt ihr das Kirschenfest, das nicht nur Kinderherzen fröhlich werden läßt „in der schönen Sommersommerzeit." Da ist ein Trubel um den Erinnerungstag herum! Am Montag nach St. Jacobi um 1 Uhr stehen die Schulknaben in der Stadtkirche vor dem Cranachschen Bilde: „Lasset die Kindlein zu mir kommen!" Sie singen: „Nun danket alle Gott". Dann stehen sie in großem Kreis vor dem Rathause und lassen die Kirschfestlieder erschallen. Und dann geht's zur Vogelwiese in alther-

gebrachter Festordnung; und dann gibt's Armbrustschießen nach hölzernen Vögeln; und hundert Zelte mit Speis' und Trank; und so geht's am Dienstag weiter; am Donnerstag fangen die Mädchen in weißen Kleidern von vorne an, und es geht wie bei den Knaben, nur daß sie nicht vogelschießen, sondern Reigenspiele spielen. Und am Freitag erst ist's zu Ende. So wenigstens war es einst, als man das Fest noch gründlich feierte. Ich weiß nicht, ob's auch heut noch so ausgiebig geschieht, wo man so wenig Zeit hat. Aber ich hab mir geschworen, ich will mir's mal ansehen, ehe es vielleicht zu spät ist. Und wem über der rührenden Szene auf dem Galgenberge die Tränen gekommen sind, der mag rasch das schöne Lied von Karl Seyferth lesen:

Die Hussiten zogen vor Naumburg
über Jena her und Camburg;
auf der ganzen Vogelwies'
sah man nichts als Schwert und Spieß,
an die hunderttausend.

Als sie nun vor Naumburg lagen,
war darin ein Schrei'n und Klagen;
Hunger quälte, Durst tat weh,
und ein einzig Lot Kaffee
kam auf sechzehn Pfenge.

Als die Not nun stieg zum Gipfel,
faßt die Hoffnung man beim Zipfel,
und ein Lehrer von der Schul'
sann auf Rettung und verful
endlich auf die Kinder.

„Kinder!" sprach er, „ihr seid Kinder,
unschuldsvoll und keine Sünder!
Ich führ' euch zum Prokop hin,
der wird nicht so grausam sin,
euch zu massakrieren."

Dem Prokopen tät' es ſcheinen,
Kirſchen kauft' er für die Kleinen;
zog darauf ſein langes Schwert,
kommandierte: „Rechtsum kehrt!
Hinterwärts von Naumburg!“

Und zu Ehren des Mirakul
iſt alljährlich ein Spektakul:
Kennt ihr nicht das Kirſchenfeſt,
wo mans Geld in Zelten läßt?
Freiheit und Victorja!

Im Jahre 1451 wird Naumburg der Ort der Verſöhnung der feindlichen Brüder, Friedrichs des Sanftmütigen und des Herzogs Wilhelm, die in mehr als vierjähriger Fehde unzählige Tränen und ſchweres Leid über die Thüringer Heimat gebracht haben. Schon drohte die Reichsacht, da richtete eines Tages ein Kriegsmann Friedrichs die Donnerbüchſe auf Wilhelms Zelt, um dem Kriege ein Ende zu machen; doch der Sanftmütige fiel ihm in den Arm: „Schieß, wohin du willſt, nur triff mir den Bruder nicht!“ Und dies echte Bruderwort, das den Weg zum Herzen des andern fand, ebnete die Bahn, daß ſie zueinanderfanden.

Es kommt die Zeit der Reformation. Der Kurfürſt Johann Friedrich ſetzt über Naumburg einen evangeliſchen Biſchof und vertreibt die Adligen, die ſich dieſer Maßnahme widerſetzen, aus ihrem Beſitz. Da greift Kaiſer Karl V. ein; er verlangt Entfernung des proteſtantiſchen Kirchenhauptes. Nach dem Siege bei Mühlberg a. d. Elbe zieht er am 21. Juni 1547 in Naumburg ein mit dem zum Kurfürſten von Sachſen erhobenen Herzog Moritz und dem Herzog Alba im Gefolge, und dem bei Mühlberg gefangenen Kurfürſten Johann Friedrich und dem Landgrafen Friedrich von Heſſen als Siegestrophäen. Der Zufall will es, daß

sein Beichtvater Quartier findet bei dem evangelischen Oberpfarrer Deutschmann. Das jüngste Töchterchen Deutschmanns kommt vor der Tür des Katholiken zu Falle und beginnt erbärmlich zu schreien. Der Beichtvater fühlt sich unliebsam gestört, und es entsteht ein kleiner erregter Zusammenlauf. Ein wohlmeinender Geistlicher von den einquartierten Gästen bemerkt gegenüber dem protestantischen Pfarrer, solche Musik in einem geistlichen Hause sei dem Herrn Beichtiger des Kaisers sehr befremdlich und zuwider. Worauf Deutschmann in deutscher Mannheit zur Antwort gibt: „Sie hören freilich dergleichen in Ihren Wohnungen nicht, meine Herren. Aber Ihre Kinder fallen und weinen doch auch wie die unsern, nur in fremden Häusern." Der Wackre mußte schleunig das Haus verlassen und sich verborgen halten, bis die Luft wieder rein geworden war.

Am Reformationsfest des Jahres 1531 zog Gustav Adolf in Naumburg ein, von der Menge mit einer Verehrung ohnegleichen empfangen. Hier soll er das bekannte Wort gesprochen haben: „Ist es nicht, als ob mich dieses Volk zum Gott mache? Unsere Sachen stehen gut; aber ich fürchte, die Rache des Himmels wird mich für dieses verwegene Gaukelspiel strafen und diesem törichten Haufen meine schwache, sterbliche Menschheit früh genug offenbaren." Er wohnte in dem alten Gasthof „Zum Scheffel" und nahm Abschied von seiner Gattin; am 6. November, bei Lützen, erfüllte sich die bange Ahnung; sie sah nur die Leiche des Gefallenen wieder.

Anfang November 1757, nach der „bataille amusante" von Roßbach, erfuhr die Stadt den Besuch Friedrichs des Großen, und die großen Persönlichkeiten aus der Zeit von Preußens Fall und Erhebung haben in ihr geweilt oder sind durch sie hindurchgezogen. Am 23. November 1806 hielten Friedrich Wilhelm III. und die Königin Luise ihren Einzug in Naumburg; sie haben in der für Herzog Moritz 1653 erbauten Residenz

am Markte zwölf Tage gewohnt. Und schon zwölf Tage nach ihrem Auszuge schaute aus denselben Fenstern Napoleon herab auf die Parade der alten Garde.

Die Uferhöhen, die sich in weitem Bogen nördlich um Naumburg ziehen, zersägt die Unstrut in den westlichen Zug des Saalberges und den östlich gelegenen Hennenberg; dieser trägt einen Denkstein „Luisenruhe" zur Erinnerung an die edle Königin, die von dort aus übers Saaletal hinschaute, als sie Naumburg verließ. — Am 11. Oktober zogen flüchtige Preußen und Sachsen durch, am 12. erschienen die ersten Franzosen, acht berittene Jäger, denen die Avantgarde 40 000 Mann stark unter Davoust folgte. Am 14. in der Morgenfrühe um 6 Uhr rollte der Donner von Auerstädt und Hassenhausen her über den Saalberg, und nach neunstündiger Schlacht war Preußens Geschick besiegelt.

Es hätte nicht viel gefehlt, so hätte drei Jahre später ein Naumburger Kind, ein achtzehnjähriger Pfarrerssohn, Europa von seinem Zwingherrn befreit; er versuchte Napoleon zu ermorden, als dieser im Schloßhofe zu Schönbrunn bei Wien die Parade abhielt, wurde aber ergriffen und vier Tage später erschossen.

Noch zweimal kreuzt der Korse die Stadt: am 15. Dezember 1812 im Schlitten auf der Flucht von Rußland kommend und am 29. April 1813 an der Spitze seiner Garde. Sie bleibt in französischer Hand und hört den Geschützdonner von Lützen, bis sie in der Nacht vom 12. zum 13. September durch russische Streifkorps den Franzosen entrissen wird. Und dann nahen die entscheidenden Tage von Leipzig. Wiederum ist die Zeit der Weinlese gekommen wie vor sieben Jahren; damals zog der Sieger, der die Erbkrone Friedrichs des Großen in den Staub getreten hatte, über die Saalberghöhen, ein ungebetener Gast der Winzer; heut sind dem Eiligen die Trauben zu sauer, sie zu kosten, als er vom „Luftschiff" her über Hennen- und Saalberg nach Frankreich flieht, um auf dem vaterländischen Boden sein Zepter splittern zu sehen.

Im Laufe des nun folgenden Jahrhunderts ist Naumburg wegen seiner glücklichen und schönen Lage das wohlgepflegte „Pensionopel in Thüringen“ geworden, das sich unzählige Zivil- und Militärbeamte und Gebildete aller Stände zum Ruhesitz für ihre alten Tage erkoren haben, und diesen Charakter hat ihm auch die große Umwälzung des letzten Jahrzehnts noch nicht zu nehmen vermocht. Bleiben aber wird ihm über allen Wechsel hinaus als Anziehungspunkt für alle, denen alte, deutsche Kunst wert ist, der herrliche Dom mit seinen reichen, wundervollen Schätzen, der neben seiner Bamberger Schwesterkirche das wertvollste Denkmal sächsisch-fränkischer Baukunst ist, ebenso ergreifend und beglückend für den ungeschulten Bewunderer wie schier unerschöpflich und bereichernd für den Kenner und den lernenden Kunstgeschichtler. Mit seiner Gründung wurde gleich nach der Verlegung des Bischofssitzes von Zeitz begonnen, und Teile der jetzigen Krypta, des ältesten Domteils aus dem 12. Jahrhundert, dürften noch Reste des ersten Domes enthalten, dessen Anfänge auf 1029 zurückweisen, so daß auch er wie die Stadt auf eine neunhundertjährige Vergangenheit zurückblicken darf.

Wandern wir in das sich hinter Naumburg wieder zusammenschließende Tal hinein, so gelangen wir, an der Almricher Furt vorbei, in etwa einer Stunde zu der am Fuße des Knabenberges gelegenen „Pforte“, die unter dem Namen Schulpforta weit über die Grenzen unseres Vaterlandes hinaus bekannte einstige Fürstenschule, die Schwester von St. Afra in Meißen, deren berühmtester Schüler wohl Lessing war, und der ehemaligen Landesschule von Merseburg, die später nach Grimma verpflanzt wurde.

Wie ein heiliger Bezirk mutete es mich an, als ich das stille, von alten, schönen Bäumen übergrünte, durch Mauern und Tore ganz in sich beschlossene Gebiet zum ersten Male betrat, wie eine frohe Stadt Gottes. Und es mag wohl in den letzten drei Jahr-

hunderten, in denen junge Menschenseelen in andachtvollem Ernst zu den geistigen Quellen des Menschtums geführt wurden, bei allem Uebermut und aller Fröhlichkeit, die junges Blut im täglichen Miteinandersein auslebt, ein nicht minder heiliger Geist darinnen gewaltet haben als in den ersten vieren, in denen Mönche in dem einstigen Kloster ihr weltabgewandtes Leben führten.

Zwei Bildsäulen stehen am Eingange der Anstalt: Graf Bruno von Pleißen und Kurfürst Moritz von Sachsen. Der eine begründete die in vier Jahrhunderten emporblühende Cisterzienserabtei St. Marien zur Pforte, der andere wandelte das 1540 unter Kurfürst Georg von Sachsen geschlossene Kloster in eine Landesschule um.

Die Grundsteinlegung des Klosters, die am 30. Oktober 1137 erfolgte, hat eine eigenartige Vorgeschichte. Jener Graf Bruno von Pleißen hatte seinen einzigen männlichen Nachkommen, einen Sohn namens Ortwin, auf einer Saujagd verloren; die schmerzerfüllten Eltern stifteten im Altenburgischen, in einem stillen Seitentale der Pleiße, zu Schmölln ein Kloster für Nonnen, dem sie ihre Tochter Garburgis weihten. Sie ward die erste Aebtissin. Durch ihren frühen Tod kam der Gutes versprechende Anfang jedoch ins Stocken, und die Nönnlein, die da singen sollten:

Te deum laudamus,
die girreten: amamus,
und die sollten singen die Hor,
liefen mit Venus aus dem Chor.

Die frommen Sünderinnen wurden also ausgetrieben, und das Kloster bezogen nun Benediktinermönche, von denen aber die Chronisten auch nichts Besseres zu berichten fanden.

Zu den Schmerzen eines Krankenlagers, das ihm sein nahes Ende verhieß, quälten die Schmerzen über seine so wohlgemeinte Gründung den alten Grafen

Bruno, und er bat durch einen Boten den Naumburger Bischof Uto, er möge ermessen, was zu tun not sei. Der Graf starb, und der Bischof jagte auch die Benediktiner zum Tempel hinaus. Er schloß das Tor und ließ das leere Bauwerk den üblen Geruch, in den es geraten war, gründlich auslüften. Dann holte er Cisterziensermönche herein, deren segensreiches Wirken als landwirtschaftliche und geistige Kolonisatoren er an dem Beispiele des Walkenrieder Klosters kennengelernt hatte. Aber wenn nun auch die lebenslustige Luft gewichen war, so zog doch ein anderer Unglücksstern über das Kloster Schmölln, dessen Insassen ruhige Tage nicht beschieden sein sollten.

Ein slavischer Edelmann hatte einen ihm nahestehenden Verstorbenen, ein Fernsein des Abtes geschickt nutzend, innerhalb des geweihten Klosterbezirks beisetzen lassen, indem er den verschüchterten Mönchen Gewalt androhte, wenn sie seinem Wunsche nicht stattgäben. Der Abt kehrt zurück, man erzählt ihm bestürzt von der Schändung der Abtei, und er läßt kurzerhand den Leichnam ausgraben und über die Klostermauer werfen. Den Edelslaven packt die Wut, als man ihm die Leiche bringt und ihm erzählt, wo und wie man sie gefunden. Er trinkt sich Mut, und inmitten der Nacht haut er dem toten Freunde den rechten Arm ab und schmettert ihn durch ein Fenster, das klirrend bricht, in die Kirche. Unter Verwünschungen und Racheschwüren sucht er, das Schwert in der Faust, nach dem Abte, der sich rasch verborgen hat, um ihm als dem,

„der den Körper habe lassen raus werffen,
das Trankgeld aus der Scheide zu geben."

Als er ihn nicht findet, zieht er fluchend wieder heim; und kaum ist er in die Nacht verschwunden, so schlüpft der Abt mit den vor Angst schlotternden Mönchen aus dem Tor und pilgert gen Naumburg, um die kleine, zitternde Herde dem Hirten zu bringen und ihn zu bitten um Urlaub zur Heimkehr nach

Walkenried. Doch der gab ihnen Troſt und richtete ſie auf; ſie ſollten Umſchau halten im ſchönen Tal der Saale nach einem lieblichen, friedlichen Fleckchen, das ihnen gefalle. Dort ſolle ihnen unter dem Schutze der Gottesmutter ein neues Kloſter erſtehen.

1140 fertigt Uto die Stiftungsurkunde aus; ſechs Jahre ſpäter ſtirbt er auf der Fahrt ins heilige Land als Begleiter Kaiſer Konrads III. auf dem zweiten Kreuzzuge. Das Emporblühen des neuen Kloſters „Pforte Mariens“ fällt in die Zeit, in der das oſtelbiſche Land zu deutſchem Kulturboden wird. Und es wächſt hinein in die Geiſtesblüte, die um die Wende des Jahrhunderts, um 1200, die Thüringer Wartburg zu einer Stätte werden läßt, an der die beiden Großen des Mittelalters, Wolfram von Eſchenbach und Walther von der Vogelweide, einander begegnen am Hofe des feinſinnigen Landgrafen Hermann, wie ſpäter unter dem Herzog Karl Auguſt Weimar die Stätte der Freundſchaft Goethes und Schillers wird.

Weitſchauende, kunſtliebende Aebte wandeln das einſt noch wildnisartige, nur von verſtreuten, ſeßhaft gewordenen Sorben beſiedelte Gebiet in einen Fruchtgarten und ſchaffen in der ſchönen gotiſchen Kirche, dem Kreuzgang, dem Fürſtenhauſe und der Kapelle der Aebte mit Mitteln, die dem Kloſter aus Stiftungen adliger Herren, Fürſten und Rittern zuſtrömen, kunſtreiche Bauten, in denen Frömmigkeit und wiſſenſchaftliches Streben ſchon damals den Boden bereiteten für die Arbeit, der die Räume in ſpäteren Zeiten dienen ſollten. Denn mit der ſiegenden Reformation ſchwand der Glanz der Pforte. Sie ſchließt ſich wohl noch zu Lebzeiten des Herzogs Georg von Sachſen, der in bigottem Eifer als Feind der Reformation nicht hindern kann, daß der neue Geiſt ſich machtvoll entfaltet. Er verſucht vergeblich, ſeinen Bruder Heinrich, der nach ſeinem Tode als ſein Nachfolger Luthers Lehre in Sachſen ausbreitet, zur Rückkehr in die katholiſche Kirche zu beſtimmen; er wolle ihm nach ſeinem Ab-

leben sein ganzes Land geben, andernfalls bekomme er gar nichts. Heinrich antwortet ihm: „Dies Anmuthen kömmt mir eben vor als jenes, welches der Teufel Jesum that, daß er ihm alle Reiche der Welt geben wollen, wenn er niederfiele und ihn anbetete!“

Durch Moritz von Sachsen wird Pforta dann am 21. Mai 1543 zur Landesschule bestimmt, nachdem 24 Aebte darin gewaltet hatten. Am 1. November vollzieht sich die feierliche Einweihung und Eröffnung und die Aufnahme des ersten der 100 Alumnen, und der Tag bleibt ein Schulfesttag lange Zeit hindurch. In den ersten dreihundert Jahren hat die Pforte an die zehntausend Schüler ins Leben geleitet. Die Historiker Leopold von Ranke und Karl Lamprecht; die Philologen Ernesti, Ulrich von Wilamowitz und Erich Schmidt; die Philosophen Johann Gottlieb Fichte und Friedrich Nietzsche; die Dichter Johann Adolf Schlegel, der Vater der bekannteren Brüder aus der Zeit der Romantik, und Friedrich Gottlieb Klopstock sind Pförtner Alumnen gewesen. Fichte, als Knabe schon von einer Ichkraft durchdrungen, in der das Moralisch-Geistige als Wille zur Wahrhaftigkeit lebendig war, riß aus, weil er es nicht ertragen konnte, daß Mitschüler ein in nächtlicher Prügelei zerbrochenes Waschgefäß heimlich auf seinen Platz stellten, zu feig und zu arm an Liebe zur Wahrheit, sich selbst als Schuldige zu bekennen. Klopstock zog zu Wintersanfang als Fünfzehnjähriger in Begleitung seines Vaters ein und wurde am 2. November 1739 nach gut bestandener Prüfung aufgenommen und unter die ersten Schüler der dritten Klasse gesetzt; es heißt sogar, er wäre in die zweite gekommen, wenn nicht ein parteiischer Lehrer dies vereitelt hätte. Die lateinische Uebersetzungsarbeit erledigte er zu bester Zufriedenheit des Rektors in weniger als den drei dafür gewährten Stunden. Wie starke Persönlichkeiten ihr Eigenstes wahren, zeigte gerade Klopstock, dessen Herz zeitlebens sich trotz des einseitig streng protestantischen Geistes

der Schulerziehung freihielt von jeder Regung der Unduldsamkeit gegen Andersgläubige. Fromme Gläubigkeit brachte er als reiche Mitgift vom Vaterhause, und so regten die in Pforta stets eifrig getriebenen Studien des Alten und besonders des Neuen Testamentes, vor allem die synoptische Vergleichung der vier Evangelien ihn zu dem Grundgedanken eines religiösen Epos an, dessen Entwurf er bis in die Einzelheiten hinein in Pforta fertigte.

„In einer schlaflosen Nacht" — so schreibt Franz Muncker auf Grund von Klopstocks eigenen Erzählungen in späteren Jahren — „stellte sich ihm auf einmal der Messias als würdigster Held seiner Dichtung dar. Bald — noch in derselben Nacht — stand im schwebenden, großen, noch unbestimmten Umriß eine Art Plan vor seiner Seele. Tag und Nacht verließ ihn nun dieser Gedanke nicht mehr. Im Traume sah er das Weltgericht, Eva in erhabener Schönheit, den Richter um Gnade für ihre Kinder anflehend; als er zu den glänzenden Füßen des Gottessohnes voll Ehrfurcht aufzublicken wagte, erwachte er schnell. In der Tat konnte der Stoff seines Epos dem Dichter ‚bei Nacht geoffenbaret' erscheinen."

Ein starker Eindruck mag auch für die Schüler, die in der Zeit der Befreiungskriege die Schule besuchten, der am 1. Mai 1813 erfolgte Vorbeimarsch des großen Korsen gewesen sein. Ich gebe den Bericht eines Augenzeugen wieder:

„Es gingen also Lehrer und Schüler vor das Tor, wo Gruppen aller Gattung dicht gedrängt vorüberzogen. Einige waren bei Kösen sogar auf das linke Ufer der kleinen Saale übergegangen und trafen bei der Brücke von Pforta wieder auf die Chaussee. Plötzlich zeigte ein lebhaftes Reiten von Ordonnanzoffizieren, eine große Ordnung und Eleganz der Truppen, daß der Kaiser nahe. Es entstand eine Lücke von hundert Schritt zwischen den bis jetzt gedrängt marschierenden Massen, und der Kaiser kam mit einem

glänzenden Stabe über die Windlücke geritten. Dicht hinter ihm kam ein Zug Mamelucken und dann die alte Garde in Zugkolonnen, so breit die Chaussee war. Der Kaiser war in dem bekannten Anzuge, den jedes Bild von ihm darstellt, und ritt einen braunen Stutzschwanz. Er war stärker geworden, seit ich ihn nicht gesehen. Vor dem Tore blieb er halten, da eben wieder zwei Ulanenregimenter, ein holländisches in prächtiger, roter Uniform und ein polnisches, vom linken Ufer der kleinen Saale auf die Chaussee marschierten, wodurch sich der Marsch an der sehr schmalen Brücke auf eine Viertelstunde stopfte. Während der Zeit schnupfte er viel und ließ uns durch Graf Caulaincourt über die Anstalt, den Unterricht, über Neuigkeiten aus Leipzig und Dresden, wo doch mancher Eltern haben müsse, fragen, dann ritt er freundlich grüßend weiter. Der Durchzug dauerte noch den ganzen Tag. Am andern Tage hatten wir Einquartierung. Am 1. und 3. Mai hörten wir den Kanonendonner von Rippach und Groß-Görschen, und abends kam ein Haufe versprengter und blessierter Franzosen für die Nacht in die Schule, die uns am andern Morgen schleunigst wieder verließen."

Eine solche Begegnung mit einem Großen der Weltgeschichte ist auch etwas an der Seele Bildendes, und die im Drange der großen Tage versäumten Schulstunden werden durch ein solches Erlebnis reich ersetzt.

Wir verlassen die für unsere heimatliche Geschichte so wertvolle Stätte, indem wir die Worte an uns vorüberziehen lassen, die Goethe nach einem Besuche der Pforte niederschrieb:

„Ehre, Deutscher, treu und innig
des Erinnerns werten Schatz,
denn der Knabe spielte sinnig,
Klopstock, einst auf diesem Platz.
An dem stillbegrenzten Orte
bilde dich, so wie's gebührt,
Jüngling! Oeffne dir die Pforte,
die ins weite Leben führt."

„Dort Saaleck, hier die Rudelsburg"

„Und unten tief im Tale,
da rauschet zwischen Felsen durch
die alte, liebe Saale."

So sehen wir das Bild, wenn wir von dem schmucken Solbade Kösen mit dem Boote stromauf uns den Ruinen nähern. Was heute noch erhalten oder erneuert ist, ist ein geringer Teil dessen, was einst die Höhen krönte. Denn schon da, wo wir, von der Ueberfahrt an der „Katze" heraufsteigend, den vom Rittergut Kreipitzsch herabführenden Weg kreuzen, nähern wir uns nach wenigen Schritten den Resten des alten Tores, das den Zutritt zur äußeren Burg öffnete. Das Gebiet der drei Denkmäler war also einst mit in die Burg einbezogen gewesen. Und wenn wir heute über eine feste Brücke die eigentliche Innerburg betreten, so müssen wir uns an ihrer Stelle in alter Zeit zum mindesten einen Teil des Grabens, in dem heute der von Saaleck kommende Weg heraufführt, durch eine Zugbrücke überspannt denken.

Im Turm waren tiefe Gewölbe, und von ihm bis zu den Mauern war alles unterkellert. Er war 160 Fuß hoch, besaß 90 Fuß Umfang und hatte 6—8 Fuß dicke Mauern. Der Zutritt erfolgte in 30—40 Fuß Höhe über dem Boden des Burghofes.

Heute ist der Turm bequemer zu begehen. Er bietet einen schönen Rundblick, der vor allem das landschaftliche Bild sehr berichtigt. Denn wer im Tale kam, der könnte meinen, er sei von Bergen umgeben, während ihn hier der Augenschein belehrt, daß er sich auf einer weiten Ebene befindet, in die der Fluß in unermüd-

licher Arbeit und mit in Urzeiten viel beträchtlicheren Wassermengen als heute das Tal tief hineingefressen hat; und die Kalksteinwände zeigen uns, daß die heutige Ebene in noch früheren Erdepochen Meeresboden gewesen ist. Solcher Anschauungsunterricht hat etwas Ergreifendes und gibt der Seele Weite.

Ehe die Burg erneuert und die Wirtschaft eingebaut wurde, stand außer dem Turm nur das nordwestliche Gewölbe und ein anschließendes Stück Mauer mit den Fensternischen, aus denen man auf die Saaleschleife herab und zum „Himmelreich" hinüber schaut. Gegen Saaleck öffnete sich ein Fenster mit zwei steinernen Sitzen. Heut ist dies Stück ausgebaut zu Wirtschaftsräumen, ebenso wie der Raum zwischen Turm und westlicher Mauer heut bebaut ist mit der eigentlichen Gaststube.

Der Name der Burg findet sich in mannigfaltigen Schreibungen als Rutheleibisberg, Rothelebesburch, Rottilsberg; und Benedictus Taube, ein Mönch des Klosters St. Georgen in Naumburg, leitet ihn ab von Rudolph von Münchhausen, dessen Besitzungen sich bis Kösen und Pforta erstreckten und der die Burg im Jahre 972 gegen die Sorben-Wenden erbaut haben soll.

Sein Sohn Dedo habe dann die Burg nach dem Vater Rudolphsburg benannt. Gegenüber, so erzählt der wackere Mönch weiter, habe die Krainburg gelegen, mit der die Rudelsburg in heftiger Fehde stand. Dedos Enkel Otto, der nur eine einzige Tochter mit Namen Hildegard gehabt habe, habe sich mit dem Nachbar Ludwig von Gültenburg von der Krainburg ausgesöhnt bei einem Fastnachtsfest auf der Rudelsburg, und später habe Ludwig Schön-Hildegard geheiratet. Seine Nachkommen seien Stegreifritter gewesen, bis Rudolf von Habsburg 1290 die Burg als Raubnest in Trümmer legte. Damals sei Ludwigs Enkel Friedrich Konradin als Bauer verkleidet geflohen, aber ergriffen und getötet worden. Es läßt sich jedoch nachweisen, daß die Krainburg nie gestanden hat, und vielleicht soll

diese Erfindung des Mönchs einer Sage Stütze geben, deren Vorbild im Volksliede liegt und schon im Altertum bekannt war: der Geschichte vom Elslein, das von ihrem Geliebten — wie einst Sappho von Phaon — durch ein tiefes Wasser getrennt ist, in dem der Jüngling den Tod findet. Diese Sage findet sich in der folgenden alten Form:

„Die Besitzer der Rudelsburg und der ihr am jenseitigen Saaleufer gegenüberliegenden Krainburg lebten früher eng befreundet; die schmale Saale trennte ihre Besitzungen, und auch sie war unter beide Herrschaften geteilt, indem die Fischerei in derselben beiden gemeinschaftlich gehörte. Der Besitzer der Krainburg erfreute sich eines einzigen Sohnes als des Stammhalters seines Geschlechts, während der Herr der Rudelsburg nur eine Tochter besaß. Beide Väter hegten den Plan, ihre Kinder einst miteinander zu vermählen. Lange Jahre hindurch hatte das freundliche Verhältnis zwischen den Besitzern der beiden Burgen bestanden, als endlich der der Rudelsburg, angereizt von dem Bischofe von Naumburg, welcher dem Herrn der Krainburg nicht wohlwollte, und uneingedenk des alten Vertrages sich die Fischerei auf dem Saalestrom allein anmaßte. Zwietracht trat nun plötzlich an die Stelle der früheren Freundschaft; den liebenden Kindern wurde jede Vereinigung aufs strengste untersagt, nur heimlich konnten sie sich sehen und sprechen: ein leichter Fischerkahn trug oft des Nachts den Jüngling über die Saale

„zur Süßen, zur Lieben
dort drüben."

Einst bei einem heftigen Gewitter sollte auch wieder das Schiffchen den Geliebten an das jenseitige Ufer tragen; schon befand er sich in der Mitte des Stromes, als ein starker Wirbelwind sich erhob. Fürchterlich schäumte die Saale empor und zog den Nachen in ihren Schlund hinab — der Jüngling landete nimmer. Ver-

geblich harrte die Geliebte die Nacht hindurch des Ersehnten; ängstlich spähend eilte sie am andern Morgen den Pfad von der Burg herab und den Strand der Saale entlang. Da gewahrte sie nahe am Ufer einen rötlichen Streif, den ein kühler Morgenwind hob und wellenförmig zu ihr hintrieb. Sie beugt sich in die Saale hinab, ihn zu fassen, und hält plötzlich die Feldbinde ihres Geliebten, die sie ihm einst selbst gestickt, in der Hand und wird durch sie in die Tiefe des Flusses gezogen, aus der sie nicht wieder hervorkam. An der Stelle aber, wo beide Liebende ihr Grab fanden, bemerkt man noch jetzt einen Strudel."

Sagenhaft ist auch die Nachricht, daß Rudolf von Habsburg die Feste Rudelsburg erbaut haben soll, während seine Gemahlin in dem unweit gelegenen Freiroda einem Prinzen das Leben gegeben habe; desgleichen die Meinung, die Burg stamme von Rudolf von Vargula aus dem Geschlechte der Schenken von Thüringen. Es ist auch in diesen Fällen nicht schwer, den Ursprung solcher Sagenbildungen zu erkennen, die sich meist an die Namensähnlichkeit anlehnen oder im Falle des Vargula an die Tatsache, daß er eng verbunden war mit dem gegenüberliegenden Saaleck.

Die erste genaue Nachricht findet sich in den Urkunden von Pforta aus dem Jahre 1171. 1238 kommt die Burg als Lehen der Naumburger Bischöfe an die Markgrafen von Meißen. Sie erhält eine starke Burgmannschaft, was auf ihre Bedeutung für die Sicherung der Straße von Naumburg nach Erfurt schließen läßt.

Seit dem zweiten Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts wird sie nicht mehr erwähnt. Auch um ihren Untergang will die Sage ihr romantisches Band schlingen. So soll die Feste mehr und mehr zum Raubnest geworden und deshalb von Friedrich mit der gebissenen Wange geschleift worden sein. Die Geschichte weiß dagegen zu melden, daß sie 1348 anläßlich einer Fehde der Stadt Naumburg gegen Edelleute der Umgebung ihr Ende fand. Ihr Kastellan Werner Kurtefreut ge-

hörte zu den Gegnern Naumburgs, dessen Stadthauptmann Hans von Drutzen sie berennt und in Trümmer legt, wobei er den Kastellan gefangen wegführt.

Vom Ende des 14. Jahrhunderts an erscheint sie für eine Weile im Besitz der Saalecker Schenken, während des Bruderkrieges ist sie in Herzog Wilhelms Hand. Später steht sie öde und verlassen, nur zeitweilig werden Gerichtstage in ihr abgehalten. Der Dreißigjährige Krieg läßt sie endlich mehr und mehr verfallen.

„Da zog der Uhu als Burgherr ein
und mit ihm als Knappen die Eulen."

Heut umfliegen die Dohlen den alten Turm, während drinnen im Mauergeviert Scharen von Wanderern weilen und Kuglers schönes Lied von den „Burgen stolz und kühn" singen, die „an der Saale hellem Strande" stehen. Er schrieb es vor mehr als hundert Jahren ins Fremdenbuch der Burg. Auch hier hat man versucht, in Freilichtspielen ritterliche Vergangenheit neu zu beleben, doch scheint es, ebenso wie in Orlamünde, ohne bleibenden Erfolg. Es mag daran liegen, daß die oft gut gemeinten Stücke doch zu sehr den Charakter der Gelegenheitsdichtung im nicht-Goetheschen Sinne tragen. Als fröhlicher Tummelplatz der studentischen Jugend jedoch ist die Feste eine bleibende Stätte jährlichen fröhlichen Treibens ums Fest der Maien, wo die Studenten von Jena, Leipzig und Halle Fuchsentaufe in den alten Mauern halten;

„und neues Leben sprießt aus den Ruinen,
wenn rings im Tal die Wälder sich begrünen."

Drüben aber, jenseits des scharfen Einschnitts am westlichen Hang, liegt grau und verlassen Saaleck, von hoher Mauer umgeben, aus der zwei einsame Türme sich emporrecken. Verschüttet liegt der tiefe Burgbrunnen, der bis zum Saalespiegel hinabgereicht haben soll. In der ältesten Urkunde erscheinen die Besitzer

als „advocati nobiles“, als Vögte aus dem Herrenstande, der über den Miniſterialen ſich in die Standesfolge reihte. Die Sage macht Karl den Großen zum Erbauer, doch ſtammt das erſte Zeugnis über ſie erſt aus dem Jahre 1140. Von da ab bis in das zweite Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts iſt auch ſie im unmittelbaren Beſitz der Wettiner Linie der Markgrafen von Meißen geweſen: ein erſter Vogt namens Hermann eröffnete den Reigen, und ein gleichnamiger beſchließt ihn 1213. Dann ſteht ſie bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts unter den Schenken von Vargula, die ſich zum Unterſchiede von den Tautenburgern, Dornburgern und Apoldaern Schenken von Saaleck nennen. Der erſte namentlich bekannte iſt jener Rudolf von Vargula, der den Gemahl der Heiligen Eliſabeth auf ſeinem Zuge gen Paläſtina begleitete und ſeine Leiche der unglücklichen Gattin heimbrachte, die er mit all ſeinem ritterlichen Anſehn gegen die Ränke Heinrich Raſpes zu ſchützen ſuchte. In der Folgezeit fiel die Burg an die Naumburger Biſchöfe, die ihre Vögte bis ins erſte Viertel des 16. Jahrhunderts auf ihr hatten. Häufig — ſo wird berichtet — hielt jener lebensfrohe Biſchof Johannes I. auf Schloß Saaleck Hof. Harte Worte ſagt der Chroniſt von ihm. „Er ſchlemmte, ſchwärmte und buhlte und drängte ſeine Untertanen gar hart. Im Jahre 1350, an ſeinem Namenstage, veranſtaltete er dort ein großes Bankett, wozu er eine Rotte Gaukler aus Nürnberg und allerhand koſtbare Leckerbiſſen aus Leipzig und Braunſchweig hatte kommen laſſen. Eine Unſumme von Gäſten war geladen und erſchienen.

„Da riefen Poſaunen zum luſtigen Mahl,
es eilten die Ritter zum Feſte;
es ſchäumte von purpurnem Blut der Pokal,
der die Zungen der Taumelnden näßte.“

Abends, nach der Tafel, als der Ball beginnen ſollte, ergriff Johannes zwei Damen, die Gattin des Herrn

von Berbisdorf und die des Edlen von Madel, um den Reigen zu eröffnen; als er aber den rechten Fuß erheben wollte, fiel er zu Boden und war tot. Sein Leichnam wurde in der Schloßkapelle zu Saaleck beerdigt; im Volke aber verbreitete sich der Glaube, der Böse habe ihn zur Strafe seines sündlichen Lebens geholt."

Ob nun der Chronist recht hat, der diese Begebenheit nach Saaleck verlegt, oder der Mond, der mir auf Schönburg jene poetische Darstellung zuflüsterte, die ihn auf der Schönburg sterben ließ: ich wage es nicht zu entscheiden. Aber ich muß auch gestehen, daß mir die Entscheidung der Frage nicht allzu wichtig erscheint. Späterhin findet sich keine Kunde mehr von Saaleck. Wir wissen nicht, wann es verödete. Aber in den Nachkriegsjahren, in denen die deutsche Seele in schmerzlichster Irrnis und Wirrnis oft den guten Weg verlor, hat Saaleck Zeuge eines traurigen und beschämenden Dramas sein müssen. Zwei ehemalige Offiziere, als politische Mörder flüchtig, haben sich in Saalecks Turm verborgen. Aber sie wurden aufgespürt, und da sie sich nicht dem Gericht ausliefern wollten, das sie selbst durch ihre Tat über sich verhängt hatten, so umstellte Militär die alte Feste, und Maschinengewehre hielten das Gericht. — Heut ist die Burg, dem allgemeinen Verkehr entzogen, bewohnt. Und sie steht in dieser Entrücktheit und abgeschlossenen Einsamkeit im Gegensatz zu der immer belebten Rudelsburg. Einst war es anders. Zu den Zeiten des Bischofs Johann von Miltitz war Saaleck die lustige Feste, und Rudelsburg lag nicht nur in Gegensatz zu ihr, sondern in bittrer Fehde, der sie ja auch schließlich erlag.

Werden die Burgen auch stets in einem Atemzuge genannt, wer sie anschaut, spürt sofort, daß sie nicht Geschwister sind, sondern daß mehr als der tiefe Taleinschnitt zwischen ihnen sie trennt, vom Ursprung an bis in die Tage von heute.

Camburg und Tautenburg.

Wir nehmen Abſchied von Saaleck und ſchauen von der Brücke noch einmal auf die alten Burgen zurück; denn nun biegt die Straße nach Süden, und wir verlieren den Blick nach rückwärts, da ſie hart am Rande der Felſen hinzieht. Ueber unſerm Haupte erhebt ſich die von ſchönen Gartenterraſſen umgebene Villa des Architekten Profeſſor Schultze-Naumburg, dem die Saalecker Werkſtätten für Raumkunſt ihr Daſein danken und der ſich bekannt machte durch das Beſtreben, dem Laien das Auge zu öffnen für die Scheidung von Kitſch und Kunſt; unermüdlich veröffentlichte er in Beiſpielen und Gegenbeiſpielen Bilder von Stätten, an denen ſchönes Altes minderwertigem Neuen hatte Platz machen müſſen, und gewiß hat ſein treues Wirken mancher drohenden Verſchandelung Einhalt getan.

So erreichen wir die beiden Heeringen, wo die mündende Ilm der Saale Grüße von Weimar bringt, und nun biegen wir ſüdwärts und wandern durch die grüne Aue gen Camburg. Jenſeits, auf dem ſteilen, rechten Ufer, erhebt ſich ein alter, faſt vierzig Meter hoher Turm, der einzige Reſt der ſtolzen Camburg, heut umhütet von einer lauſchig grünen Gartenwirtſchaft.

Camburg wird als markgräfliches Schloß zuerſt im Jahre 1166 erwähnt. Es gehörte den Wettinern und muß ein anſehnliches Bauwerk geweſen ſein, das aus einem oberen und einem unteren Schloſſe beſtanden haben ſoll. Auch eine Burgkapelle hat es, nach einer urkundlichen Notiz aus dem Jahre 1210, beſeſſen. Das obere Schloß wird in einer Urkunde vom Jahre 1219 erwähnt; der mächtige Rundturm, der bis heute dem Verfall trotzte, gehörte der unteren Burg an. Wenig iſt ſonſt über die Schlöſſer bekannt, die im Mittelalter zerſtört wurden. Doch dem Liebhaber maleriſcher

Winkel kann eine Rast in Camburg anempfohlen werden; denn sowohl der Blick von der Saale herauf bietet ein reizvolles Bild, und vom Turm schaut man in die Runde auf eine überaus liebliche Landschaft.

Doch ein noch weit lieblicheres Idyll erreichen wir, wenn wir die neben dem Turm vorbeiführende Straße nach Jena verfolgen, zuerst über die reizlose Höhe, die die Saale in weiten Bogenwürfen umfließt, dann wieder auf hohem Steilrand an ihrer Seite entlang bis Steudnitz, wo wir zur Linken einbiegen ins Tautenburger Tal. Es führt uns immer weiter sanft empor in die holdeste, grüne Einsamkeit eines verschwiegenen, waldumrandeten Wiesengrundes, bis plötzlich hinter einer scharfen Straßenkehre den Talgrund vor uns Häuschen im Grün abschließen, überragt von einer auf umbuschtem Hügel emporgehobenen, eigenartigen Turmruine, der alten Tautenburg. Der viereckige Turm wirkt auf den ersten Blick so sonderbar — ohne daß man sich darüber Rechenschaft gibt — deshalb, weil seine vier Seiten ungleich lang sind. Stiller und romantischer als diese Feste der ehemaligen Schenken von Tautenburg und des Schenken von Vargula, der mit Landgraf Ludwig dem Heiligen nach Palästina wallfahrte, kann wohl kaum eins der Thüringer Ritterschlösser gelegen haben. Die Geschichte der Burg, um die nicht einmal die Sage ihre ewig frischen Wunderblumenkränze gewunden hat, bietet nichts Bemerkenswertes dar; über die Zeit ihrer Errichtung — man nimmt das Jahr 1232 als Erbauungsjahr an — und über ihre ersten Schicksale haben sich, wie das bei den meisten alten Burgen der Fall ist, gar keine Nachrichten erhalten, und die verschwiegene Abgezogenheit ihrer Umgebung bietet keinen Anhalt, aus dem sich Wesentliches erschließen ließe.

„Ob lispelnd sich die Blumen neigen,
ob flüstern Moos und Immergrün,
ein ernstes, feierliches Schweigen
umhüllt den öden Burgruin."

Aber das Tal mit dem alten, wunderlichen Hüter ist von einer so innigen Schönheit, daß, wer es einmal erlebte, es in sein Herz schließt und nie wieder vergißt.

Am Kreuzpunkt der beiden Dorfstraßen das alte Gasthaus „Zum Schenken von Tautenburg" mit dem schattigen Gartenplatz unter den gewaltigen Linden, und daneben an der Straße der alte Baum, in dessen Höhlung man hineintreten kann, mit dem Brunnen, dessen kühles Wasser dauernd fließt; die lauschige Ecke am Kirchlein mit den schönen alten Nadelbäumen und daneben die steil steigende Wiese unterm Wald; und oberhalb der Försterei das kleine Plateau um den Turm; wir fanden es einmal belebt durch ein „Sommerfest", das der „Verschönerungsverein" den wenigen Sommergästen, mehr wohl den Dorfbewohnern gespendet hatte: am Abhang war rund um den Platz ein Draht mit Papierlaternen gespannt; eine Ziehharmonika und eine Geige spielten zum Tanz im Scheine einiger Kerzen, die im Gemäuer Platz gefunden hatten, und zwischen den zahlreichen Besuchern drehten sich in aller Enge die Paare, umdampft von Bratwurstwölkchen. Wir wanderten in den Talgrund hinaus, und als wir im zarten Schein der hellen Sommernacht bei unsrer idyllischen Feuerstätte saßen und zum Turme zurückschauten, der recht mittelalterlich schimmerte im Scheine der Laternen und des Bratgequalms, da erhob sich plötzlich ein vielfach Geknatter, gefolgt von vielstimmigem Gekreisch, und Funken flogen, Rot und Grün leuchtete durcheinander und ein Bündel Raketen schoß nach allen Richtungen ins nächtliche Tal hinunter. Durch einen Zufall hatte sich der Handkorb mit dem vorgesehenen Feuerwerk entladen, ehe seine Stunde gekommen war, doch gab's gottlob keine Verletzungen.

Wenige Stätten gibt es für mich, zu denen mich die Sehnsucht und die Erinnerung an unverloren schöne Stunden, der reine Nachklang eines von Herz zu Herzen Verbundenseins mit Menschen, die die gleiche

Schönheit glücklich kosteten, immer und immer wieder ziehen; und wenn ich sie nennen will, so kommt der Name der Tautenburg mir als erster vom Herzen über die Lippen.

Wenn du von Tautenburg hinaufsteigst in die Buchendome, die sich südlich auf den Kalksteinhöhen des rechten Saaleufers erheben, so erreichst du die Hohen Lehden, eine Waldwiese am Steilhang, von dem du nach der Kunitzburg und Jena flußaufwärts und den Strom hinab zu den Dornburger Schlössern hinüberschaust, denen wir nun zuwandern wollen. Es ist ein einzigschönes Fleckchen Erde; wenn es blüht, von seltenem Reichtum und darum auch Schutzgebiet, in dem jedes Pflücken von Pflanzen verboten ist; denn die Kalksteinflora zeigt hier Seltenheiten, die der Schonung durchaus bedürfen. Hier droben feiert der Serakreis um Eugen Diederichs, den bekannten Jenenser Verleger, bei loderndem Feuer Sonnenwende, und ein schlichter Stein in grünumbuschter Seitenbucht mahnt an die Toten, die der große Krieg dem Kreise entriß. Köstlich belebt sich der Platz, wenn gesellige Vereine mit herzhafter Blechmusik und der unvermeidlichen Pauke heraufkommen und das Bier in der sonst friedlich schlummernden Holzbude in Strömen fließt, wenn man über umherkollernde Kinder stolpert und vor dem Dampf der Rostbratwürstchen die Hand nicht mehr vor Augen sieht. Dann ist hier

„des Volkes wahrer Himmel,
zufrieden jauchzet groß und klein",

und alle empfinden:

„Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein!"

Die Dornburger Schlöſſer.

An einem Sommermorgen ſollte man durch die Buchenwälder von Tautenburg herübergehen nach Dorndorf und auf halber Höhe des Weges, der zur Saale hinunterführt, raſten und hinüberſchauen auf die Dornburger Schlöſſer, die vom Morgenlichte beſchienen über dem jenſeitigen Steilrande liegen. Wer auf der Eiſenbahnfahrt den Stationsnamen Dornburg las und, aus dem Fenſter ſpähend, vergebens ſich den Hals verdrehte, um etwas von jener berühmten Stätte zu erſchauen, die dem alten Weimarer Geheimrat ſo lieb war, der wird in ſtillem Entzücken ein Stündchen im Graſe liegen und das farbenreiche Bild in ſich aufnehmen. Das blitzende Band der Saale, geſäumt von dem Streif der Ziegeldächer Naſchhauſens; dann ſchroff ſich erhebend die Muſchelkalkwand mit den blühenden, grünenden Gärten droben, aus denen vor dem Hintergrunde des dunklen Hains und des bunten Städtchens Dornburg ſich die drei Schlöſſer aufrecken, klar hingezeichnet in ihrer Eigenart und Verſchiedenheit, die von drei Stufen der Kulturentwickelung zeugen.

Ein alter Stich nach Merian zeigt „Dornberg“ im Jahre 1650. Zwei grundfeſt auf den Felſen geſetzte Schloßbauten mit ragenden Türmen, durch eine Mauer verbunden, die die in ihrem Schutze liegende Stadt mit umfängt. Es ſind die beiden äußeren Schlöſſer, zwiſchen die erſt um die Mitte des 18. Jahrhunderts Ernſt Auguſt das kleine Bauwerk im italieniſchen Stil als Sommeraufenthalt für die Weimariſche Herzogsfamilie baute, das Karl Auguſt dann nach Goethes ſorgſamen und liebevollen Anweiſungen mit den ſchönen gärtneriſchen Anlagen umgab, die zum Teil noch heut erhalten ſind, wie ſie einſt waren.

Die südliche der beiden Seitenbauten trägt eine Inschrift aus dem Jahre 1608:

Gaudeat ingrediens, laetetur et aede recedens!
His, qui praetereunt, det bona cuncta Deus!

Goethe gab den Versen die klassische Uebersetzung:

„Freudig trete herein, und froh entferne dich wieder!
Gehst du als Wanderer vorbei, segne die Pfade dir Gott!"

Auch der Bauart nach weist sich das Schloß als alt aus. Doch wissen wir nichts Näheres über seinen Ursprung, da bei einem Brande der Stadt im Jahre 1717 mit den Archiven alle Nachrichten verbrannten.

Besser sind wir über das größere, nach Norden gelegene Schloß unterrichtet, von dem die Grundmauern und die sogenannte alte Küche mit dem massiven Schlot vielleicht noch aus der Entstehungszeit stammen, wenn auch die alte erste Pfalz gegen Ende des 10. Jahrhunderts niederbrannte. In diesem von einem Pfalzgrafen verwalteten Bau weilten im 10. und 11. Jahrhundert die deutschen Kaiser zuzeiten. Otto I. hielt 965 hier Hof, und Otto II. und Heinrich II. versammelten in den Jahren 980 und 1004 in dieser Pfalz den Reichstag.

Wenn man an einem stillen Vollmondabend droben auf der Mauer über den Gärten und überm Tal, das silbern, verschlungen der leise ziehende Fluß durchströmt, sitzt und träumt, so steigen mannigfaltige Bilder aus der Vergangenheit vor der Seele auf, als sähe sie mit Mondesaugen.

Am Hain, dem alten Donarheiligtume, ein Blockhaus; die Hütte des Hüters. Drüben die kleine Siedlung in tiefem Schlaf. Plötzlich ein Durcheinander, als sei der Teufel los. Nicht einer, ein Gewimmel von schwarzhaarigen Teufeln mit Ledergesichtern; Sorbengesindel überfällt das schlafende Dorf. Aber Thors

Jungen sind rasch aus dem Strohsack, und etwas zum Dreinschlagen ist immer bei der Hand. Bald läuft das Geteufel und bricht sich die Beine den steilen Hang herunter, fällt wie Unkraut unter die Dornen des Bergs. Aber schau, da lodert's auf am Hain durch die Nacht! Brandschein! Sie haben den Hüter am Heiligtum geplündert. Sein Häuschen brennt, und bepackt mit seinem Gut schleichen die Nichtsnutze davon. Aber da kommt's vom Dorf her gelaufen; voran der gewaltige Schmied; er schwingt den Hammer; wie Thor selber rennt er daher. „Zernebog!" schreit der schmutzige Sorbenwicht entsetzt und springt davon. Da saust der Schmiedehammer ihm nach, dumpf bricht er ihm ins Genick. Das braune Etwas kollert in die Büsche und liegt still. Im Fall verlor es eine kleine Metallfigur: sie stellte Thor dar und stand in der Hütte des Hüters. Nun liegt sie irgendwo im Moos zwischen alten Blättern. Niemand fand sie. Tausend Jahre später brachte sie ein zufälliger Fund ans Licht. Nun hegt sie der Dornburger Stadtrat als einzige Sehenswürdigkeit aus alter Zeit.

Wenig später soll Bonifaz in Dornburg gepredigt und die Kirche als eine der ältesten in Thüringen gegründet haben; nicht mehr Thors Burg sollte der Wohnplatz heißen, sondern Dorna-Burg, die Burg überm Wiesengrunde, und die harten Heidenseelen sollten werden Lämmer auf Gottes, des Herren, Weidegrund.

Der Mond schaut durch ein offenes Fenster in eines der Frauengemächer der Pfalz. Angekleidet, wachend liegt auf ihrem Lager die junge Luitgarde, des Thüringer Markgrafen Ekkard schönes Töchterlein, und lauscht klopfenden Herzens in die Stille der Nacht hinaus. Mitternacht ist vorüber, und um die erste Stunde sollte ihr Verlobter, der junge Sohn Werner des nordthüringer Grafen Lothar, sie heimlich aus der Pfalz holen. Alles war gut und schön gewesen; die jungen Leute liebten sich herzinnig und voll Zärtlich-

keit, und die beiden Väter waren mit der Verlobung einverstanden gewesen. Da hatte bei einem Besuche in Quedlinburg, in dessen Stift das Mädchen unter der Obhut der Aebtissin Mathilde erzogen wurde, Mathildens Neffe, der jugendliche Kaiser Otto III., ihre junge Schönheit erblickt und begehrte sie heiß. Ihr Vater, geblendet vom Glanze der Aussicht, des Kaisers Schwiegervater werden zu können, vergaß plötzlich sein Wernern gegebenes Wort und weigerte sich, in die Heirat zu willigen, die von diesem wegen des mächtigen Nebenbuhlers eifrig gewünscht wurde. Und da sie keinen Ausweg sahen, so hatten sie eine kühne Entführung in Aussicht genommen. Die Gelegenheit bereitete sich, als die Aebtissin Luitgarde auf eine Reise mitnahm, die sie im Jahre 999 nach Dornburg führte, wo sie die Thüringischen Stände im Auftrage ihres kaiserlichen Neffen als dessen Vertreterin zu einem Landtage erwartete. Horch, da schluchzte leise eine Nachtigall unterm Fenster — und wieder — und zum dritten Male. Luitgarde sprang auf, leicht und behende — nicht einmal der weiße, feine Sand auf der Diele knirschte unter ihren Füßen — flog sie zum Fenster und sank an Werners Schulter, der sie umfaßte und aufhob und über die angelegte Leiter auf die Gartenterrasse niedertrug. Vorn am Mauereck standen im Dunkel der alten, hohen Linden die Pferde — und fort ging es, erst leise und behutsam, dann im Galopp, daß die Funken stoben, in die morgenfrühe Nacht hinaus.

Das Nachbarfenster war geschlossen. Da lag in unruhigem Schlaf in einem alten, vergoldeten Eisenbett, das heute noch in der alten Pfalz gezeigt wird, die Aebtissin und träumte dummes Zeug durcheinander, und als sie am Morgen erwachte und ihr Pflegekind zu wecken ging, fand sie das Nestlein leer. Sie eilte zum offenen Fenster: siehe, da stand noch die Leiter. Die geistliche Frau war nicht so weltfremd, daß sie nicht im Nu den ganzen Zusammenhang durchschaut hätte.

Kunitzburg Dorndorf Naschhausen Der „Hayn“

Anno 1645

Es dauerte kein halbes Stündchen, da sprengte ein kleiner reisiger Troß den Flüchtigen nach gen Werners Feste Valbeck. Aber sie fanden die Tore verrammelt und das Nest zur Gegenwehr bereit und mußten umkehren. Was nun? An der Einmütigkeit der Liebenden brach sich die Erregung über den dreisten Streich. Auf einer Versammlung in Magdeburg kam alles ins Gleiche: Werner und die Seinen nahten barfuß und gaben mit der Bitte um Vergebung die schöne Entführte zurück, die gerührten Fürsten erwirkten Verzeihung, Luitgarde ward wieder der Obhut der Aebtissin vertraut; und als der hartherzige Vater die Augen schloß zur ewigen Ruhe, wurde sie Werner vermählt.

Eine Winternacht des Jahres 1012. Tal und Höhen tief verschneit; die Fenster der alten Pfalz hell von einem warmen Licht. An der Mauer steht Kaiser Heinrich II. und schaut still in die winterliche Taleinsamkeit hinaus. Leise dringen von drinnen die Töne eines Chors von Kinderstimmen in die stille Nacht; ein altes deutsches Weihnachtslied; denn es ist heilige Nacht, die der Kaiser hier droben feiert, wie schon einmal ein Jahrsiebent zuvor. Er ist einen Augenblick in den schneeweißen Frieden hinausgetreten, um den Zauber seines deutschen Thüringlandes an sein Herz zu nehmen. Er denkt zurück an die Zeiten, wo die sorbischen Wenden hier hausten, bis sie die Hand des großen Franken Karl zu spüren bekamen und hier, wo jetzt seine Pfalz sich erhob, eine Feste erstand, die ihnen das Wiederkommen verleidete. Dankbar denkt er zurück und läßt noch einmal den Blick über die weiße Weite gleiten; dann geht er wieder in den warmen Glanz der Weihnachtslichter.

Ein kriegerisches Bild am Dornburger Stadttor: es ist das Jahr 1451. Die Straßen besetzt von der Stadtwehr und den Mannen des Herzogs Wilhelm III. Der Fürst selber mit den Seinen neben dem weitgeöffneten Tor, durch das sich ein Zug Gefangener gen Weimar

hin entfernt. Unter ihnen Boso von Vitzthum, des Herzogs böser Ratgeber in dem Zwiste mit seinem Bruder, dem Kurfürsten Friedrich dem Sanftmütigen. Boso hatte sich wie sein Bruder Apel, als er nach der Versöhnung der Fürsten seine schlimmen Pläne scheitern sah, gegen seinen Herrn empört und auf Dornburg verschanzt. Doch weil die Dornburger treu zu ihrem Landesherrn hielten, mußte er sich ergeben und zog nun landesverwiesen aus dem Tor in die Fremde. Die gewaltigen, eisenbeschlagenen Holzflügel schlossen sich mit einem Laut dumpfen Unwillens als Abschiedsgruß hinter den Davonschleichenden.

Der Herzog aber wandte sich zu den neben ihm stehenden Stadthäuptern: „Euch danke ich die rasche Endigung der Fehde; erbittet euch eine Gnade; sie ist gewährt!“

Da sagten die Dornburger: „Möchte unser gnädiger Herzog uns immer für seine treuen Untertanen ansehen!“

Ein Lächeln ging über des Herzogs Gesicht, als er zur Antwort gab: „Nun, man soll euch künftig meine getreuen Dornburger heißen!“

Ein ander Bild. Die tränenreichen Jahre des 30jährigen Krieges sind hereingebrochen und haben auch über das Thüringer Land Brand, Raub und Sterben gebracht. Dornburg war inzwischen an Altenburg gefallen und seit 1612 Witwensitz der Herzogin Elisabeth. Eines Tages fällt ein Haufe wildernder Kroaten über das Wittum her; beherzt tritt Elisabeth einem der plündernden Wüstlinge entgegen, der ihr mit einem silbergestickten Klingelzuge, den er gerad von der Wand gerissen, so übers Gesicht schlägt, daß ihre Wange einen blutenden Riß empfängt.

Als aber die Räuber mit ihrer Beute die Stadt verlassen wollen, fallen sie einrückenden Schweden und Sachsen in die Hände, die ihnen ihren Raub abnehmen und sie Hals über Kopf den steilen Berg hinabjagen. Das war in den frühen Morgenstunden geschehen.

Unter denen, die heil ins Tal kamen, war der kroatiſche Trompeter geweſen; er war durch die Saale geritten, und am Ufer drüben ſchaute er zurück und blies, froh, daß er entkommen, der aufſteigenden Sonne ſein Morgenlied entgegen: „Ich dank dir, lieber Herre mein!“ Da kracht von der Höhe des Berges der Schuß einer Petarde, und die Kugel ſtreckt ihn in das taubeträute Ufergras. Wunderbar ſind Schickſals Wege.

Seit 1691 iſt Dornburg bei Weimar. Und wer heute den Namen Dornburg hört, ſieht den alten Geheimrat von Weimar an dem Fenſter ſeines jetzt noch erhaltenen Arbeitszimmers in dem ſüdlichen Schloſſe ſtehen und auf die Saale hinabſchauen. Er ſchildert dieſen Blick alſo:

„Weithin geſtreckte, der belebenden Sonne zugewendete, hinabwärts gepflanzte, tiefgrünende Weinhügel, aufwärts an den Mauergeländern üppige Reben.

Von dieſen würdigen landesherrlichen Höhen ſah ich ferner in einem anmutigen Tale ſo vieles, was dem Bedürfnis der Menſchen entſprechend, in allen Teilen weit und breit ſich wiederholt. Ich ſehe zu Dörfern verſammelte ländliche Wohnſitze, durch Gartenbeete und Baumgruppen geſondert; einen Fluß, der ſich vielfach durch Wieſen zieht; Wehr, Mühlen, Brücken folgen aufeinander; die Wege verbinden ſich auf- und abſteigend. Gegenüber erſtrecken ſich Felder an wohlbebauten Hügeln bis an die ſteilen Waldungen hinan, bunt anzuſchauen nach Verſchiedenheit der Ausſaat und des Reifegrades. Büſche hie und da zerſtreut, dort zu ſchattigen Bäumen zuſammengezogen.“

Gern hat Goethe in Sommertagen ſinnend vor dieſem Blick geweilt. An einem Junimorgen des Jahres 1828 geht er geſenkten Hauptes — er trug es ſonſt ſo grad emporgehoben — und umflorten Auges durch die Gartenanlagen; die Roſen ſind in zarter Blüte, aber ſie ſchauen mit verweinten Wangen zu ihrem greiſen Freunde auf. Geſtern war ihm die

Kunde gekommen, daß auf einer Reise den herzoglichen Freund Karl August der Tod ereilt hatte.

Wiederum aus ganz anderer Stimmung heraus fand Goethe hier die wundervollen Verse:

Dem aufgehenden Vollmonde.
Am 25. August 1828.

Willst du mich sogleich verlassen?
Warst im Augenblick so nah!
Dich umfinstern Wolkenmassen,
und nun bist du gar nicht da.

Doch du fühlst, wie ich betrübt bin,
blickt dein Rand herauf als Stern.
Zeugest mir, daß ich geliebt bin,
sei das Liebchen noch so fern.

So hinan denn, hell und heller,
reiner Bahn, in voller Pracht!
Schlägt mein Herz auch schmerzlich schneller,
überselig ist die Nacht.

Und so überfüllig auch heute noch in den Terrassengärten der Dornburger Schlösser die Rosen blühn und duften, so golden schön auch junge Sommersonne über ihnen liegen mag: Dornburg ist keine Stätte, wo es dem Herzen Bedürfnis wird zu jubeln und in ausgelassenem Ueberschwang leichten Sinnes zu sein: ein Hauch ernst stimmenden Geistes ist um seine Stätte, und durch alle Schönheit weht ein Feierklang.

Bergneſter um Jena.

Von Dornburg hat der Fußgänger zwei Wege, wenn er nicht im Staube der Autoſtraße wandern will: den einen auf der Dornburger Seite am Höhenrande entlang und jenſeits von Neuengönna einen ſchmalen Steig wieder hinauf, ſtets mit dem freien Blick ins lichte Tal und auf die jenſeitigen Höhen, auf denen die Kunitzburg, der Jenzig und der Fuchsturm emportauchen. Der andere geht drüben von den Hohen Lehden weiter, ein verſchwiegener Waldpfad; märchenſchön, wo er beginnt, ſich nach Naura hinabzuſenken; da überqueren wir dann das Tal und die Kleinbahn, die nach Bürgel führt, und ſteigen jenſeits langſam durch Felder zum Walde hinauf, wieder in Märchenſteige hinein, die uns entweder unterhalb der Kunitzburg nach Wenigenjena leiten oder auf die bewaldete Höhe hinauf zur Burgruine führen. Hier auf dieſen Wegen klingen mir die Verſe im Ohr, die ich in einem alten Buche fand und die auch entſtanden ſind in den Waldungen um Tautenburg:

„An der Quelle ruht das Reh,
Droſſel übet freien Sang;
Waldesnacht macht dir nicht bang,
Grün tut keinem Auge weh.

Bach und Tau gibt kühlen Schein,
Blume blühet ungepflückt,
tief in Klüften, nie erblickt,
ſchlummert Gold und Edelſtein."

So anſpruchslos ſie ſind, dieſe Zeilen, ſie haben einen Klang, der unmittelbar den Zauber dieſer Gegend austönt.

Die Ruinen der alten Gleißburg — so hieß sie in früheren Zeiten nach dem Berge, dessen Kalkwände weiß in der Sonne gleißten — wären wohl dem völligen Verfall erlegen, wenn nicht eine Kunitzgemeinde sich gebildet hätte, die sich ihrer Pflege annimmt. Denn sie stehen auf einer Stelle, die das Ziel vieler Wanderer von Jena her ist. Es ist nicht nur das Bedürfnis nach Bewegung, wenn man drunten im Dorfe Kunitz die berühmten Eierkuchen gegessen hat, das einen den steilen Waldweg zur Höhe klimmen läßt, sondern der eigenartige Reiz der in die Klippen hinausgebauten Gemäuer und der herrliche Blick in die Talweite, der dort hinauflockt. Von da gleitet der Blick hinüber nach der nur von vereinzelten Bäumen bestandenen Schotterkuppe des Zwätzener Galgenberges, an dessen Fuß geschmiegt ein schöner Bau liegt: es ist ein Heim für seelenpflegebedürftige Kinder; opferbereite Liebe waltet nun zu Füßen der einstigen Stätte des Gerichts. Und weiter schauen wir über das Zwätzener Kammergut, das einst eine Komturei des Deutschritterordens gewesen ist, hinein ins Rautal, aus dem eine alte Rittersage herübertönt,

die Sage von der Margaretenhöhle,

die also lautet:

Ein Ritter Ehrich war von der Befreiung des Heiligen Grabes auf sein Schloß Eckartsberga — das etwa zwanzig Kilometer nordwärts von Zwätzen liegt — zurückgekehrt, und als er zu Jahren kam, umsorgte sein einsames Leben seine einzige Tochter Margarete. Der Alternde sah es nicht ungern, als der Graf von Orlamünde um Margaretens Hand anhielt; aber diese hatte bereits heimlich ihr Herz an den Knappen Conrad vergeben. Das Geständnis dieser Neigung verband sie mit einem Gelöbnis der Treue bis zum Tode, was den ergrimmten Vater veranlaßte, Conrad fortzujagen und die Tochter in den Turm zu

werfen. Conrad aber floh nicht weit, und Nacht für Nacht ließ er sich heimlich in den Turm hinab, bis nach Jahresfrist Margarete ihm gestand, daß sie ein Kind erwarte, und sie zu fliehen beschlossen.

„Und dem Paar, das unter Angst und Sorgen
aus dem Turm bei Nacht geflüchtet war,
bot im fernen Rautal tief verborgen
eine Höhle sich zum Obdach dar;
öd und abgelegen,
auf verwachs'nen Wegen,
sicher vor Verfolgung und Gefahr."

Ein Pater des nördlich von Tautenburg gelegenen Klosters Frauenprießnitz sollte das Kind weihen und durch die Taufe segnen. Der Treulose aber verriet in der Hoffnung auf goldenen Lohn dem alten Vater das Versteck der entflohenen Tochter.

„Abend war es. Berg und Täler schwammen
schon in blauem Duft und Nebelflor.
Auf dem Gleisberg loderten die Flammen
der Johannisfeuer hoch empor,
als auf seinem Rappen
Ehrich mit den Knappen
suchend in das Rautal sich verlor."

Er trifft die Gesuchten, erschlägt Conrad und das Kind und nimmt die ohnmächtige Tochter auf sein Roß. Ein Kreuz auf Felsenhöhe steht in der Nähe des Grabes, das Hirten den Erschlagenen gruben.

„Doch für Margareten war verschwunden
alle Hoffnung, jedes Lebensglück,
und verletzt von tausendfachen Wunden
floh sie in die Höhle bald zurück.
Dort mit bleichen Zügen
fand man sie einst liegen,
sanft entschlummert,
mit erlosch'nem Blick.

Am Johannisfeſt, beim Mondenſcheine,
ſitzt ſie jährlich noch, unfern der Gruft
mit dem Kinde auf den grauen Steinen,
wo ſie in der ſtillen Abendluft
Myrthenkränze windet,
doch alsbald entſchwindet,
wenn im Dorfe zwölf der Seiger ruft."

So berichtet die Sage, deren poetiſche Bruchſtücke ich einem alten Buche entnahm, darin ich eine andere rührende Geſchichte noch fand, die auf der Kunitzburg ſelber ſpielt. Beide Sagen haben Beziehung zu den mittelalterlichen Paläſtinazügen, doch während die eben erzählte das tragiſche Schickſal eines Heimgekehrten berichtet, kündet die andere das Ende einer Verlaſſenen, deren Geliebter nicht aus dem heiligen Lande zurückkehrte. Auch ſie ſei hier verzeichnet:

Die Sage von der Kunitzburg bei Jena.

Von Heinrich Doering.

Hoch auf des Gleisbergs waldigen Höh'n
iſt's in der Nacht nicht geheuer.
Ein dumpfes, banges Klagegetön
verhallt in dem Burggemäuer.
Auch zeigt ſich dort eine Lichtgeſtalt,
die leiſen Schritts die Ruinen umwallt.

Wo einſt ſich türmten am Felſenrand
der Gleisburg geräumige Hallen,
umſchlang längſt Glizza ein Liebesband
mit ihres Vaters Vaſallen.
Es war ein Jüngling voll kühnem Mut,
doch ſanft von Herzen und mild und gut.

Den Ritter Hugo, obſchon ein Greis,
zog Sehnſucht zum heiligen Lande.
Auch Otto vertauſcht auf des Alten Geheiß

die Burg mit des Jordans Strande.
Verlaſſen von Vater und Bräutigam,
verzehrte ſich Glizza in tiefem Gram.

Sie harrte daheim in ſtillem Leid,
ſie harrte drei lange Jahre
der Wiederkehr aus blutigem Streit,
des frohen Gangs zum Altare.
Oft hatte, durch täuſchende Hoffnung beglückt,
ſie bräutlich ihr Haar mit der Myrthe geſchmückt.

Doch ebenſo oft ſah das welkende Reis
die Tränen der Harrenden fließen,
bei ſchwindender Ausſicht, den Jüngling und Greis
jemals in die Arme zu ſchließen.
Da dünkte die Burg ihr ein einſames Grab,
und oft ſchlich ſie troſtlos den Felſen hinab.

Sie wanderte klagend den Pfad entlang
am Ufer der rauſchenden Saale.
Da tönt ihr entgegen ein ſüßer Geſang
bei des Mondes ſcheidendem Strahle.
Es tanzten die Nixen den nächtlichen Reih'n
und zogen ſie ſanft in die Wellen hinein.

Noch ſchallt auf des Gleisbergs waldigen Höh'n
ſeit dem nächtlichen Abenteuer
zu Zeiten ein banges Klagegetön
verhallend im Burggemäuer;
dort zeigt ſich auch Glizzas Lichtgeſtalt,
die leiſen Schritts die Ruinen durchwallt.

Gewiß ſpüren wir den rührenden Verſen ihre hundert Jahre an; aber doch ſind die beiden Sagen außerordentlich intereſſant, gerade wenn man ſie einander gegenüberſtellt. Sie zeigen, wie ein und dieſelbe Gegend von einem verwandten Hauch umwittert iſt. Denn bis in Einzelheiten hinein ſind die Aehnlichkeiten überraſchend, wenn auch anderſeits in der Ge-

samtlage sie wie kunstvoll einander die Wage haltende Gegenstücke anmuten. Auch ist es eigen, wie hier das Schicksal der in Tränen sich Lösenden einmündet in die Wellen des Flusses, während dort die auf ihr freigewähltes Schicksal sich versteifende Margarete gebannt bleibt an das graue Gestein der Höhle, die ihr Zuflucht geworden. Es hat einen eigenen Reiz, den tieferen Gründen solcher auf den ersten Blick vielleicht abgegriffen erscheinenden Sagen nachzuspüren, indem man sich in ihre Einzelheiten sinnend hineinvertieft. Und gerade dazu kann das Erleben der Gegend helfen, aus deren Eigenhauche sie ja auch herausgeweht sind.

Das Geschichtliche der Burg ist bald berichtet: sichere Nachrichten reichen bis hinauf ins Ende des 13. Jahrhunderts. Sie wurde im Jahre 1290 auf Kaiser Rudolf von Habsburgs Geheiß zerstört. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts gab sie Herzog Wilhelm den Brüdern Boso und Apel von Vitzthum zum Lehen mit dem Beding, sie wieder aufzubauen. Doch in dem Zwist mit seinem Bruder, dem Kurfürsten Friedrich dem Sanftmütigen, entpuppten jene sich als böse Ratgeber und schließlich als Aufrührer, und die Burg wurde zum zweiten Male zerstört. So liegt sie nach doppeltem Fall gründlich in Trümmern seit fast einem halben Jahrtausend.

Vom Dörfchen Kunitz führt uns der Weg am rechten Saaleufer weiter an dem Schlößchen Thalstein und der gewaltigen Figur des Erlkönigs vorüber am Fuße des Jenzig entlang nach Wenigenjena, und zur Linken ragt auf dem vor uns liegenden Höhenzuge eines der sieben Wunder von Jena auf, der Fuchsturm. Von dieser Seite erscheint er nicht so eindrucksvoll wie von dem Ziegenhainer Tal her; denn dort ist die waldlose Seite des Berges, der in alten Zeiten drei Ritterschlösser trug: Greiffenberg, Kirchberg und Windberg. Vielleicht waren sie alle drei Sorbenwehren, vielleicht entstanden sie auch erst später. Es wird erzählt, daß Bonifaz auf seiner Fahrt bis Ziegenhain vorgedrungen

ſein ſoll und auf dem nördlich das Dörfchen ſchirmenden Höhenzuge eine Kapelle gegründet habe. Zum Schutze des Kirchleins mag dann Schloß Kirchberg entſtanden ſein, von dem die erſte ſichere Kunde aus dem Jahre 937 ſtammt. 1113 wird es zum erſten Male als feſtes Schloß genannt. In den erſten Jahren des 14. Jahrhunderts werden alle drei Burgen im Verlaufe einer Fehde mit Erfurt gebrochen. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts werden auf dem Kirchberg und Windberg nur Kapellen erwähnt. Nach und nach verfiel die Herrlichkeit. Die Steine dienten zum Bau der Camsdorfer Brücke, und nur der eine Turm blieb ſtehen, der ſeinen jungen Namen „Fuchsturm“ vielleicht der Tatſache dankt, daß die Gegend, die reich an Füchſen war, dieſen als Schlupf gedient hat, vielleicht aber auch dem Treiben der „Füchſe“, die noch heute mit buntem Band und Mütze gern bei frohem Sang und Trank in der ſchmucken Schenke auf dem alten Kirchberg weilen. Von dem Fuchsturm erzählt die Sage, daß weiland ein wilder Rieſe im Saaletal gehauſt habe. Er mißhandelte die Menſchen, die ihm nur als Zwerge galten, hart und ſchlug ſelbſt die eigene Mutter, als ſie ihm einſt über ſein wüſtes Treiben Vorhaltungen machte. Da aber verwandelte ſich plötzlich der helle Tag in dunkle Nacht, als habe unverſehens jener entzückende Korf des ſeligen Chriſtian Morgenſtern ſeine Tagnachtlampe angedreht,

„die den hellſten Tag in Nacht verwandelt“,

und unter dem Brauſen des Sturmes und dem Krachen des Donners iſt der Rieſe zuſammengeſtürzt und von den umliegenden Bergen verſchüttet worden. Nur ſein kleiner Finger iſt zum Grabe herausgewachſen, und ſeitdem droht er vom Gipfel des Berges herab zur Warnung für alle Zeiten. Die Menſchen aber haben eine Treppe hineingehöhlt und einen Ausguck draufgeſetzt und haben vergeſſen, daß der Fuchsturm der Finger eines beſtraften Rieſen iſt.

Ein wundervoller Rundblick bietet sich uns von diesem Turm: gen Norden sehen wir Dornburg und die Eckartsburg, gen Osten Thalbürgel, gen Westen den Inselberg, das Haupt des Thüringer Waldes, und gen Süden unser späteres Wanderziel, die Leuchtenburg bei Kahla.

Wir steigen im Abendscheine nach Ziegenhain hinab und gewinnen jenseits des Dorfes den südlichen Höhenrand. Da, wo der Bergrand für Felder zu steil wird und der Wald sich erhebt, folgen wir einem schmalen Steige, der Horizontalen, der in 300 Meter Höhe die Kernberge neun Kilometer lang bis zum Fürstenbrunnen hin umzieht.

Ein herrlicher Weg durch den dunkelnden Wald ist's, während überm Tal der Mond emporsteigt. Und in seinem hellen Scheine lagern wir in der milden Sommernacht bei dem Gipsgefels der Teufelslöcher und lassen uns von dem bittersalzigen Quellchen die eigenartige Sage erzählen:

Die Sage von dem verwünschten Vogelsteller in den Teufelslöchern bei Jena.

Wer über die Camsdorfer Brücke bei Jena an dem linken Saalufer hinwandert, gelangt zu den wundersam gebildeten Felsmassen, in denen mehrfache Höhlen und Schluchten zu schauen, bekannt unter dem Namen der Teufelslöcher und weiland gescheut und gefürchtet von den Bewohnern des Dörfchens Wöllnitz.

Dort wohnte in grauer Vorzeit ein Fischer, Thomas geheißen, der nie vorüberging an den Teufelslöchern, ohne ein Kreuz zu schlagen und auszurufen: „Ha! Ha!" Das merkte sich sein Vetter Curt, ein junger Bursche, brav, aber arm und elternlos, den Thomas aus christlicher Liebe zu sich genommen. Es begab sich aber, daß Curt einstmals nach Jena wanderte mit einem Körbchen Fische, die er dort verkaufen wollte. Als er nun in die Nähe der Teufelslöcher kam, rief er ebenfalls:

„Ha! Ha!“, vergaß aber, das Kreuz zu ſchlagen. Da ſtand plötzlich ein Mann vor ihm, mit grauem Bart, ein Jagdgeſchoß in der Hand und wie ein Waidmann gekleidet. Mit funkelnden Augen ihn anblickend, fragte er mit rauher Stimme, was er hier zu ſchreien und zu rufen habe und ob er etwa den Vogelſteller ſehen wolle. „Welchen Vogelſteller?“ entgegnete Curt verlegen, ein paar Schritte zurücktretend. „Sollteſt du“, entgegnete der Waidmann, „nie etwas gehört haben von einem, der ſich Kauz nennt? Er hat hier ſeinen Vogelherd, ſucht ſich im Frühling Kräuter und Wurzeln, fängt im Sommer Fiſche und treibt im Herbſt das edle Waidmannshandwerk.“ Curt beteuerte, von einem ſolchen Manne nie etwas gehört zu haben.

„Willſt du ihn kennen lernen“, fuhr der Jäger fort, „ſo begib dich dort in ſeine Höhle, da wo die beiden Brünnlein rieſelnd hervorbrechen durch die Felſenſpalten.“ Curt entſchuldigte ſich, daß er keine Zeit habe und mit ſeinen Fiſchen eilig nach Jena wandern müſſe. „So laß das Schreien“, ſprach der Waidmann, ihn mit finſterm Blick betrachtend, „ſonſt kommt Kauz von ſelbſt hervor.“ So ſprechend ſchritt er den Fußpfad neben dem Felſen hinauf, während Curt in die Stadt eilte und, nachdem ſeine Fiſche verkauft, ſchnell den Heimweg antrat. Er hatte die Erſcheinung des Waidmanns nicht vergeſſen. Sein Haar ſträubte ſich empor, als er in die Nähe der Teufelslöcher kam, und ſeine Schritte wurden immer unſicherer. Eh' er ſich's verſah, lag er im Schlamme der beiden Bächlein. Zugleich hörte er ein furchtbar gellendes Hohngelächter. Erſchrocken raffte er ſich empor, lief heim und erzählte ſeinem Pflegevater, was ihm begegnet. Thomas blickte bei der Erzählung düſter vor ſich hin und warnte ihn ernſtlich vor dem böſen Vogelſteller, der den ſorgloſen Wanderer hineinlockte in die Teufelslöcher, aus denen noch nie jemand wieder herausgekommen. „Hüte dich, Curt“, ſprach er, „und geh ihm aus dem Wege! Offenbar iſt er einer von den Götzen, die die Sorben weiland

angebetet bei Ziegenhain und die der Heilige Bonifatius auf seiner Wanderung durch Thüringen in jene Felsen und Klüfte gebannt. Dort müssen sie kauzen und den jüngsten Tag erwarten. Das hat mir der Pater Liberius in Burgau oft erzählt."

Es begab sich aber, daß Curt einige Tage nachher mit Fischen nach der Lobedaburg gesandt ward. Da betrachtete ihn der Graf von Arnshaugk mit wohlgefälligen Blicken, ihn fragend, ob er wohl Lust hätte, ihm als Knappe zu dienen. Dieser Antrag gefiel dem rüstigen Burschen, der zu dem Fischergewerbe eben keine sonderliche Neigung in sich verspürte. Der Graf äußerte, er wolle darüber mit dem alten Thomas sprechen, und als dieser seine Zustimmung gab, ward Curt aufgenommen unter die Lobedaburger Knappen. Der junge Fischer erschien nun in einem stattlichen Wams, mit Blechhaube, Spieß und Schwert. Zugleich hatte er ein Roß erhalten von dem Grafen, den er auf seinen Streifzügen in der Umgegend begleitete. Der Weg führte sie einst bei den verrufenen Teufelslöchern vorüber. Da erzählte Curt seinem Herrn das Abenteuer, das er dort bestanden, und der Graf berief sich auf manche glaubwürdige Erzählung von dem Unwesen, das der verwünschte Vogelsteller Kauz von jeher in den Teufelslöchern getrieben. Während er so sprach, hörten sie deutlich im Innern des Felsens den Klang von Geigen und Flöten, als würde dort zu einem festlichen Tanz geblasen. „Laß uns eilen", sprach der Graf, „daß wir nicht in die Klauen des Unholds geraten, der oft näher ist, als man glaubt." Curt aber konnte die Neugierde nicht unterdrücken, das Treiben in dem Felsen mit anzusehen.

Es begab sich aber, daß er den Grafen einst begleitete zu dem Markt, der jährlich in Lobeda gehalten zu werden pflegte. Er hatte die Herrlichkeiten, die dort zur Schau ausgestellt waren, längst betrachtet und sich in das Zechhaus begeben, wo gar lustig getanzt, getrunken und gelärmt ward. Hingerissen von dem allgemeinen

Taumel, ergriff Curt eine rasche Dirne, sich weidlich mit ihr im Kreise herumschwenkend. Da winkte ihm ein alter, unbekannter Knappe hinaus unter die Linde vor dem Zechhause, wo sie sich auf eine Bank niederließen und sich ergingen in mannigfaltigem Gespräch. Der Unbekannte, der sich für einen Reisigen des Schenken von Döbritschen ausgab, wußte gar viel zu erzählen von dem verwünschten Vogelsteller und behauptete zuversichtlich, er befinde sich mitten unter den Tanzenden, weil er sich in mannigfaltigen Gestalten zu zeigen pflege. Bei solchen Gelegenheiten habe Kauz schon manche hübsche Dirne hinweggeführt, und nie wäre sie wieder gesehen worden. Curts Neugier ward immer reger, als ihm jener vertraute, daß er selbst in den Teufelslöchern gewesen. „Ich bin", sprach der Fremdling, „bis an den großen Teich gekommen, mitten im Berge. Darüber hab' ich mich jedoch nicht gewagt; denn da funkelten so viele Lichter, und so viele Mädchen sah ich dort sitzen, schlank und zierlich, wie Wachspuppen. Zu meiner Sicherheit hatte ich freilich einen Krötenstein bei mir, den man in dem Wasser bei den Teufelslöchern findet, doch nicht zu allen Zeiten." Curt wollte sich eben genauer erkundigen, was es mit diesem Stein für eine Bewandtnis habe, als der laute Ruf: „Zu Rosse! Zu Rosse!" das Gespräch unterbrach. Es waren die übrigen Knappen, die ihn aufforderten, den Grafen zu begleiten, der sich eben in den Sattel geschwungen. „Wir sehen uns wohl ein andermal wieder!" rief der Unbekannte, dem scheidenden Curt die Hand drückend.

Einst streifte dieser mit seiner Armbrust umher im Forst. Da sah er unweit von dem Bächlein, die Ziege geheißen, einen Mann, der beschäftigt schien, Kräuter zu sammeln. Curt begrüßte ihn freundlich, und er erfuhr, daß er in Ziegenhain wohnhaft und allerlei Wurzeln, Schwämme und Kräuter nach dem Kloster Bürgel zu tragen pflege, aus denen von den dortigen Mönchen mannigfaltige Arzeneien bereitet würden,

vielfach erprobt durch ihre wundersame Heilkraft. „Auch bei den Teufelslöchern“, fügte er hinzu, „wächst manches schöne Kraut, mitunter freilich auch Unkraut, wie überall.“ Das könne nur der Ziegenhainer Kräutermann unterscheiden, für den er sich ausgab. Eben im Begriff zu gehen, bückte er sich und hob einen Stein aus dem vorüberfließenden Bächlein.

„Wie froh wäre mancher, wenn er dich fände!“ sprach er, den Stein aufmerksam betrachtend. Curt äußerte seine Verwunderung. „Du magst wissen“, sprach der Fremdling, „daß diesen Steinen manche wundersamen Kräfte verliehen sind. Dem, der sie bei sich führt, zeigen sie an, was vorgeht in den Tiefen der Erde. Mich aber kümmert das wenig; ich lobe mir, was über der Erde ist, und mein Wahlspruch ist: Genügsamkeit.“ So sprechend warf er den Stein wieder in den Bach, rasch von hinnen eilend. Curt aber griff danach und steckte ihn zu sich. Sein Pfad führte ihn nach Wöllnitz, an den Teufelslöchern vorüber. Da umtönte ihn plötzlich ein anmutiger Gesang, und er erblickte, hinter einem Felsenvorsprung vortretend, die holdselige Dirne, mit der er getanzt in dem Zechhaus zu Lobeda. Sie sah ihn lächelnd an, strich sich die braunen Haare aus dem Gesicht und schlüpfte mit dem Rufe: „Willkommen, mein Tanzgesell!“ in eine Schlucht, augenblicklich verschwindend. Curt aber, von unbegreiflicher Neugier gefoltert, kroch durch die schmale Oeffnung des Felsens einen schroffen Gang hinab, dessen Dunkel sich allmählich erhellte. Da bot sich ihm ein wundersamer Anblick dar. Er stand vor einem großen Teiche, und mehr als zwanzig Jungfrauen, holdselig von Gestalt und stattlich gekleidet, sah er dort sitzen hinter goldenen Spindeln. Doch keine spann, alle schienen zu schlafen. Curt stand staunend da, versunken in jenen Anblick. Da scholl plötzlich ein lautes Gelächter. Von unsichtbarer Gewalt fühlte er sich fortgeschleudert und stand plötzlich wieder vor dem Eingange zu den Teufelslöchern.

„Hinweg von hier, Bursche! Was hast du hier zu tun?“ rief eine Stimme. Es war sein Pflegevater, der alte Fischer Thomas. Curt erzählte ihm, was er alles gesehen in der Tiefe der Erde. „Aber den dort oben hast du wohl noch nicht geschaut?“ versetzte Thomas, nach einer schroffen Felsenklippe hindeutend. Dort stand eine wundersame Gestalt mit braunrotem, schrecklichem Gesicht, gehüllt in einen Mantel von Vogelfedern, unter denen Teufelskrallen hervorguckten. Leimruten gingen aus der Brust heraus, und unter ihm, auf dem langen Barte, saß eine Eule. „Das ist der verwünschte Vogelsteller!“ sprach Thomas. In diesem Augenblicke verschwand die Gestalt mit einem furchtbaren Kreischen. Thomas aber riet dringend, daß Curt nach Burgau gehen und, um das Heil seiner Seele zu wahren, dort dem Pater Liberius beichten solle. Er fand ihn jedoch nicht daheim, und ungewiß, ob er warten solle oder nach der Lobedaburg zurückkehren, erblickte er, in einer Haustür stehend, die holdselige Dirne, mit der er getanzt in dem Zechhause zu Lobeda und die er späterhin bei den Teufelslöchern wiedergesehen. Er fragte einen vorübergehenden Knaben, wer das Mädchen sei, und erhielt zur Antwort: „Hufschmieds Klärchen.“ Da ging er auf sie zu und begrüßte sie freundlich. Sie aber hieß ihn willkommen und bat ihn, einzutreten in das Haus und vorlieb zu nehmen mit einem Kruge Milch und einem kleinen Imbiß. „Ich bin allein“, fügte sie hinzu, „meine Eltern sind nicht daheim.“

Als nun Curt, der freundlichen Einladung folgend, in das Zimmer trat, knurrte ihn ein kohlschwarzer Kater gar unfreundlich an, die blitzenden, grünen Augen nicht von ihm wegwendend, als das Mädchen hinausgegangen war, um das Frühstück zu holen. Curt lehnte sich ins Fenster; der Kater knurrte und murrte fort. Das Mädchen hatte indessen Speise und Trank auf den Tisch gesetzt, bat ihn, Platz zu nehmen, und setzte sich neben ihn, indem sie vertraulich den Arm um

seinen Nacken schlang. Da tat der Kater einen so lauten Schrei, daß Curt heftig erschrak. „Er ist eifersüchtig!“ sprach das Mädchen lächelnd und drückte einen glühenden Kuß auf Curts Lippen. Er ward dadurch noch schüchterner und verlegener als bisher, sie aber immer zärtlicher und heftiger. Da rief der Kater plötzlich mit einer menschlichen Stimme: „Fang ihn!“ Klärchen warf entrüstet ihren Pantoffel nach dem Kater, der mit dem lauten Ruf: „Halt! Halt!“ zum Fenster hinaussprang. „Hast du einen solchen Gespons,“ rief Curt empört, „so bedarfst du meiner nicht! Leb' wohl, du listige Katzenbraut!“ So sprechend verließ er schnell das Zimmer und eilte nach der Lobedaburg, sich unterwegs heftige Vorwürfe machend, daß er sich den Lockungen des Mädchens nicht eher entzogen. „Mit der scherze und tanze ich nicht wieder!“ sprach er zu sich selbst.

Ein heftiges Fieber befiel ihn, als er kaum angekommen auf der Feste. Dem herbeigerufenen Pater Liberius aus Burgau vertraute er, was ihm begegnet. Der aber äußerte, für seinen Vorwitz und seine unreine Begierde habe er mit Recht seine Strafe empfangen. Allgemein bekannt sei es ja, daß Klara eine Hexe und Zauberin, die schon manche Männer in ihr Garn gelockt und längst ihren Lohn dafür empfangen haben würde, wenn nicht der Graf von Käfernburg, der hier Gaurichter, sie in seinen Schutz genommen. „Aber tröste dich“, fügte er hinzu, „mein Freund, der Abt Lukas im Kloster zu Bürgel, wird dich mit geistlichem und leiblichem Trost in deinem gegenwärtigen Trübsal unterstützen.“ Dorthin ward Curt geschafft. Er fand eine freundliche Aufnahme, und der Abt, dem er treulich gebeichtet, entließ den wieder Genesenen mit den Worten: „Gehe hin, mein Sohn, zu den Teufelslöchern und wirf den Krötenstein ins Wasser und sprich: ‚Weiche von mir, du Teufelsbrut!‘ Dann schlage ein Kreuz vor dich und zu beiden Seiten, bete ein Vaterunser, das Ave Maria, und ziehe fort aus dieser Gegend!“

Als Curt in die Gegend der Teufelslöcher kam, sah er am Eingange zu den Höhlen drei wunderschöne Jungfrauen sitzen mit goldenen Spindeln. Aus ihrem Munde ertönten allerlei verlockende, sinnbetörende Liebeslieder. „Singt, wie ihr wollt," rief Curt, „ihr zierlichen Katzenbräute! Mich bekommt ihr doch nicht in euer Garn!" Da schlüpften die Jungfrauen, einen Blick voll Sehnsucht und Verlangen auf ihn werfend, in ihre Höhlen zurück. Curt aber wollte eben den Krötenstein ihnen nachwerfen, als plötzlich der verwünschte Vogelsteller vor ihm stand in seiner wundersamen Gestalt, wie er sich bereits früher gezeigt. „Furchtsamer Gesell!" sprach er, den Erschrockenen freundlich anblickend, „Vertraue mir! Ich will dich führen in die Tiefen der Erde, dir dort meine Schätze zeigen und alle die schönen Dirnen, die mir dienen. Du kannst wieder heimgehen, wenn du willst. Doch nicht unbeschenkt werd' ich dich entlassen; denn du gefällst mir wegen deines Mutes und deiner Entschlossenheit. Verachte das Pfaffengeschwätz!" — „Hebe dich hinweg von mir!" unterbrach ihn Curt, sich bekreuzigend, wie es der fromme Abt Lukas in Bürgel ihn geheißen. Der Vogelsteller zog sich murrend zurück. Noch einmal wollte er sprechen. Da warf Curt den Krötenstein nach dem Höhleneingang, der sich, während er das Vaterunser sprach, sofort verschüttete bis auf eine Oeffnung, die noch heutzutage zu sehen. Im Munde des Volkes erhielt sich noch lange die Sage von dem verwünschten Vogelsteller, der sich dem Wanderer in mannigfachen Gestalten zeige, bald als Vogelfänger, bald als Jäger, bald als Fischer, bald als Kräutermann, Schwämme und Beeren sammelnd. —

So fand ich die eigenartige und sehr tiefgründige Geschichte von Heinrich Döring erzählt in einem alten Thüringer Sagenbuche von 1840.

Wir bleiben in dem lieblich am Fuße des Johannisberges gelegenen Wöllnitz zur Nacht, und in der Morgenfrühe stehen wir auf der alten Burgauer

Brücke, ſchauen hinauf zu der Ruine der Lobedaburg und hinein nach Burgau, das auch einſt eine Burg hatte, da, wo ſpäter der Pflug über den Acker ging. Schon im Jahre 1209 beſuchte ein Edler von Burgau das Turnier zu Worms am Rheine. Die Herren von Lobedaburg mögen wohl auch die Erbauer des Schloſſes Burgau geweſen ſein. Wir wiſſen es nicht; ſein Urſprung iſt in Dunkel gehüllt. Es iſt um die Mitte des 15. Jahrhunderts abgebrochen worden und dann als offenes Lehen an den Kurfürſten Ernſt von Sachſen gefallen, der eine neue Feſte an der alten Statt errichtete. Drei Jahrhunderte nach dem erſten Abbruch wird auch ſie völlig abgetragen.

Ehe wir gen Jena uns wenden, ſchauen wir noch einmal über die Gegend hin, in der ſich romantiſch Starres, Unfruchtbares mit gemütvoll Sanftem, friſch Lebendigem merkwürdig vereint. Das Phantaſtiſche, Märchenhafte webt um die wunderbar geformten Berghöhen, die zertrümmerten Bergwarten, die in das lachende Tal mit erloſchnen Blicken ſchauen. Im Tal aber, in den Erlengründen, an den friſchen Waſſern ſchwingt das Leben, das freudige, lautpulſende, das die innerſte Seele durchzittert und erhebt. Es verſöhnt uns mit dem Geiſte der Wehmut, der die zertrümmerten Feſten und die zerwetterten Berge durchweht.

So ziehen wir nun in Jena ein; und es iſt wohl recht und billig, wenn wir von dieſem mit alten Rifternestern umkränzten Städtchen, dem Schneewittchen in den Thüringer Bergen, der Siebenwunderſtadt, der Schönſten und Geliebteſten im ganzen Thüringland, einiges wenigſtens — ach, man möchte ſo vieles ſchreiben, und es wäre doch längſt nicht alles! — uns erzählen laſſen.

Im Märchendunkel verſchwindet auch dieſes Schneewittchens Wiegenzeit. Im 12. Jahrhundert kommt es an die Herren von Lobedaburg. Südlich von Jena, eine gute Stunde talauf, liegt der Flecken Lobeda, überragt von der beſterhaltenen der umliegenden Ruinen, der

Lobedaburg. Der wuchtige Rest mit den noch heute nicht verfallenen Bogenfenstern war das untere von drei Schlössern, deren Geschichte bis in die Zeit Rudolfs von Habsburg zurückgeht. In einer Zeit also, für die wir von den Schlössern noch nichts Genaueres wissen, besitzen die Grafen und Herren von Lobedaburg Jena, und zwar teilen sich die fünf Linien in die Stadt: ein Viertel gehört den Grafen Arnshaugk, ein anderes den Herren von Elsterberg und von Burgau (das am linken Saaleufer dem Orte Lobeda gegenüberliegt) und die restliche Hälfte der Leuchtenburger und der Lobedaburger Linie. Ein goldenes Zeitalter ist diese Kindheit Schneewittchens; aber sie endet mit jenem Bruderkriege, der schon im Zusammenhange mit der Kunitzburg und Dornburg andeutend erwähnt wurde. Der Rosenmond des Jahres 1446 neigt sich seinem Ende, da wandelt sich das frohe Hochzeitsgetön des Herzogs Wilhelm und der frommen Anna, der Tochter des Habsburgers Albrecht II., in Schlachtgedröhn, das fünf Jahre durch Thüringen hallt. Der Friede, der diesen in Jena anhebenden Streit endete, kam durch jenes Bruderwort zustande, das wir in Naumburg hörten. Ein Jahrhundert später bespricht der bei Mühlberg geschlagene Johann Friedrich der Großmütige mit seinen drei Söhnen beim Durchzuge Kaiser Karls V. durch Jena (in Halle und Naumburg hatten wir ihn schon als Prunkstück im Siegeszuge des Kaisers neben dem verräterisch um seine Freiheit betrogenen Philipp von Hessen gesehen) die Gründung der Universität, die dann im März 1547 mit Melanchthon auf dem Lehrstuhl für Theologie und Philosophie eröffnet wird. Fünf Jahre später kehrt Johann Friedrich, der kaiserlichen Haft ledig, in sein Jena zurück. Ein Freudenfest ist's. Feuer auf den Bergen ringsum; auf dem Markte stehen die Studenten, die Professores, die Geistlichkeit und die Schulen und empfangen mit Wechselchören ihren Hannfried. Dann erhebt sich gewaltig das Tedeum. Der Kurfürst, an der Seite Lukas Cranachs,

zeigt diesem die begeisterten Studenten: „Siehe, das ist Bruder Studium!“ Aus der Frühzeit dieser zehn Jahre nach der Eröffnung von Kaiser Ferdinand bestätigten und im folgenden Jahre dann in feierlichster Form geweihten Universität wird ein heftiger Geisterstreit berichtet, der zwischen den Professoren Strigel und Illyricus Flacius geführt wurde um die Frage: „Ob der Mensch zum Guten mitwirken könne oder nicht“, und zwar von seiten des Flacius mit einer so erstaunlichen Grobheit, daß man nach ihm Grobiane ähnlichen Kalibers als „Fläze“ bezeichnete. Er wurde schließlich seines Lehramtes entsetzt, und sein Haus wurde von den Studenten übel demoliert. Aber noch einige andere Worte sind Studentenprägungen, deren Ursprung sich an bedeutsame alte Bauwerke Jenas knüpft. Da steht gen Westen das Johannistor, ein viereckiger Turm mit spitzer Steinhaube. Von den vier Ecken schauen abenteuerliche, komische Affengestalten herunter. Die Studenten gerieten in eine Fehde mit den Bewohnern des Johannistors; sie nennen sie die Affenwächter. Die Wache erschlägt aus Rachsucht einen an der Sache völlig unbeteiligten jungen Musensohn, und der Generalsuperintendent Götze predigt an der Bahre des unschuldigen Opfers über Richter 16, Vers 20: „Philister über dir!“ Und seitdem ist in der Studentensprache alles, was außerhalb der Alma Mater lebt, „Philister“.

Einen Teil des Kreuzplatzes und der Schloßgasse nahm einst das Nonnenkloster des St. Michael ein. Die liederliche Wirtschaft der Nönnchen brachte gegen Ende des 15. Jahrhunderts vielen den Kirchenbann, und manche wurden „relegiert“. Man sprach in Jena später unter den Studenten gern von dem tollen Treiben, und der Ausdruck wurde übernommen und angewendet, wenn ein Student wegen liederlichen Wandels aus der Universität ausgestoßen wurde. Zur Zeit der Gründung der Universität war das Kloster

schon aufgehoben und in eine Schule umgewandelt worden.

Und da wir einmal bei sonderbaren Wortgeburten sind, so sei auch erzählt von dem berühmten Bader, der in Jena im 17. Jahrhundert um die Schönheitspflege der damaligen Zeitgenossen bemüht war. Er war ein tüchtiger Mann in seinem Beruf, aber ein fast unerträglicher Schwätzer, so daß er mit recht gemischten Gefühlen aufgesucht wurde. Er wohnte am Flusse und hieß deshalb allgemein der Saalbader, und

„es wanderte weit ins Land die Kunde
vom Bader der Saale von Mund zu Munde;
und drum wird noch heute, wer ohne Verstand
gedankenlos plaudert, Saalbader genannt."

Es kann nicht von allen den Wundern der Märchenstadt gesprochen werden; aber die seltsame „Burg eines Ritters vom Geiste" soll doch nicht unerwähnt bleiben: das Haus des Mathematikers Weigel, der im 17. Jahrhundert in Jena lebte. Dem bereits vier Stockwerke hohen Gebäude, das die passende Inschrift trägt: „Gloria in excelsis deo", setzte der gottesfürchtige Astronom noch drei weitere Stockwerke auf und ließ inmitten des Daches ein Türmchen ragen, dessen Dach aufgeklappt werden konnte. Darunter führte eine viereckige Treppenspindel in die Tiefe durch die sieben Geschosse hindurch, so daß inmitten ein Schacht sich bildete, dessen vier Seiten sich durch lange, schwarze Tuchbahnen verhängen ließen. So entstand eine Art finstere Röhre, durch die man vom Erdgeschoß emporblickend bei Tage die über dem Ausschnitt stehenden Sterne zweiter und dritter Größe beobachten konnte. Ein Flaschenzug für Personen führte in diesem Schacht empor, und jedes Zimmer hatte eine Leitung für Waschwasser. Die scherzhafteste physikalische Spielerei war jedoch die „Weigelsche Kellermagd": goß man in ein trichterförmiges Gefäß ein Maß Wasser hinein, so lief aus einem anderen, mit einem Hahn versehenen Rohre das gleiche Maß Wein heraus.

Ein wunderlicher Kauz, dieser Archimedes von Jena, aber eine von den vielen Geistesgrößen, die es zu einer der bedeutendsten Kulturstätten Deutschlands haben werden lassen. Ueberall werden wir an sie erinnert: ob wir an der gewaltigen Arbeitsstätte der Nachfahren jenes Archimedes vorübergehen, den Zeißwerken, die der Kulturwelt das Wunderwerk des Planetariums schenkten (es zaubert uns den Sternhimmel hin, wie er vor Jahrtausenden war, wie er heute ist, wie er in kommenden Weltenzeiten aussehen wird, in jeder Gangart das Wandeln der Gestirne zeigend, langsam und schnell, daß tausend Jahre werden wie e i n Tag); oder ob wir im Botanischen Garten uns an Goethe erinnern, dem er sein Leben verdankt, oder in Gedanken am Altare des lieben Kirchleins in Wenigenjena Schiller mit seiner Lotte das so treu gehaltene Gelöbnis der Ehegemeinschaft wechseln sehen; oder ob wir im „Schwarzen Bären" erinnert werden, wie einst Luther auf der Reise nach Wittenberg zu den Bilderstürmern unerkannt hier weilte im Märzen des Jahres 1522, oder im phyletischen Museum die Gedanken Ernst Haeckels zur Anschauung gebracht finden: überall leuchtet Geisteslicht auf im Erdendunkel, und über allem waltet als Schirmer der Streiter gegen den Drachen Ungeist: Michael, dessen Turm an der Stadtkirche weit über Stadt und Land schaut mit seiner wundervollen, alten Behelmung und dem steinernen Bilde des Erzengels an der Südwand, und unter dessen Statue die Wasser der Saale durch die Bogen der „Michaels"- (Camsdorfer) Brücke ziehen.

Diesen freudigen Mut spendenden Lichtgeist Michaels verspürte vor fast einem Jahrhundert Theobald Buddeus, als er eine Schilderung der Stadt mit den Worten beschloß:

„Ich fühle, du geliebtes Jena, daß du mit deinen Bergen, Hügeln und Gründen mir oft den Kummer aus der Seele riefst. — In deinen Mauern ging ein strahlendes Licht auf; das Licht verbreitete sich flam-

Die Leuchtenburg in Thüringen.

mend durch viele Länder; du wardst eine weitgenannte, hochgepriesene Stadt. Geistgewappnete Männer traten in dir auf, der Jugend Lehrer und Väter. Die Begeisterung für Vaterland und Geistesfreiheit sprang hervor aus deinen Mauern, eine mit Helm und Schild gewappnete Minerva. Sei gesegnet, du mein reizendes Jena! Die Aurora der geistigen Freiheit leuchte heller und heller in deinen Tälern! Ihr aber, meine teuren Brüder alle, die ihr mit mir Jena eure zweite Heimat nennt, freut euch der schönen Jahre eurer Jugend! Reißt euch los, wenn die Natur ihre reichen Zauberschätze lockend vor euch hinbreitet, reißt euch los vom Staube der Pandekten und der alten, trocknen Kirchenväter, von starren Schädeln und Gebeinen; eilt hinaus in die ewigreiche Natur und schlürft an ihrer reinen Ammenbrust den Lebensnektar! Die Natur ist alles; sie ist Freiheit, Seligkeit, sie ist Gott!“

Die Leuchtenburg.

Wandern wir von Lobedaburg weiter saalaufwärts, so sehen wir bald zur Linken auf kegelförmigem Berge die Leuchtenburg aufragen, die das 13. Jahrhundert hindurch Besitztum des Geschlechtes der Herren von Lobedaburg gewesen ist. Der harmlos grüne Berg, auf dem sie sich erhebt, birgt ein merkwürdiges geologisches Unikum. Heut thront auf ihm die stolze Burg, und der Lichtenberg erhebt sich als der höchste zwischen seinen Brüdern Pfaffenberg und Dohlenstein. Einst war es anders; da ist der harte Streifen Muschelkalk, der heute die Kuppe bildet, in die Tiefe abgesunken zwischen weichere Ton- und Sandsteinschichten; der bekannte Zahn der Zeit, der alles benagt, hat allmählich die gewaltigen Grabenränder um die eingesunkene Kalkbank weggefressen, die ihm in ihrer größeren Härte erfolgreich widerstand; ja mehr noch, weiter und weiter hat er die Schichten rund herum herausgeschält, so daß der einstige Grabenboden heute als ein scheinbar emporgehobener Horst dasteht. Diesen schwer verwitterbaren Grund haben wohl schon die Sorben als Auslug benutzt, um sich Feuerzeichen übers Saaletal zuzuwinken; dann mag er im 9. Jahrhundert eine einfache Schutzanlage getragen haben, um das schon früher zur Burg ausgebaute Orlamünde wirksam als eine Art Vorposten gegen die zurückgeworfenen Sorbenscharen zu unterstützen; im Jahre 968 erscheint dann ein Ritter Gottschalk von Leuchtenburg auf einem Merseburger Turnier; und von etwa 1200 an tritt die

Burg unter den Grafen von Lobedaburg klar in das Licht der Geschichte.

Wie die Natur mit diesem Berge Unterstes zu oberst kehrte, so ging es auch mit der Geschichte der Burg. Nachdem sie im 14. Jahrhundert an das Wettiner Fürstenhaus gefallen war, im 15. Jahrhundert als Raubnest von jenem Apel von Vitzthum mißbraucht wurde, den wir bei Dornburg als den Bruder von Boso von Vitzthum kennen lernten, und nachdem sie im 30jährigen Kriege den Evangelischen eine sichere Zuflucht gewesen war, neigte sich der Glanz der Ritterzeiten, und die Leuchtenburg sah statt farbiger Helmbüsche bürgerliche Perückenlocken unter steifen Dreimastern im Winde wehen. Und als dann mit der Vervollkommnung der Feuerwaffen die einst so wehrhafte Burg nicht mehr genügend Schutz verbürgte, wurde sie gar im Beginn des 18. Jahrhunderts in eine Stätte für Irre, Arme und Zuchthäusler umgewandelt. In dem gewaltigen Tretrad, das man heut noch bestaunen kann, über welches das Zugseil in den grausig tiefen Brunnenschacht lief, trotteten Füße die Unrast böser Gewissen zur Ruhe.

Aber auch dieser Zustand blieb nicht. 1873 wurde das Männerzuchthaus bis auf den Unterbau hinweggeräumt, und es erstand eine Speise- und Trinkhalle, aus deren seitlichen Fenstern der Blick die grünen Hänge hinab ins Saaletal schweift. Unter dem Bretterbelag des Fußbodens aber birgt das Gemäuer noch das unterste Stockwerk der Sträflingszellen, und wer nach Sonnenuntergang, wenn es still wird im Burghofe, beim Glase Wein in der Halle sitzt, mag es wie leises Geächze beladener Seelen aus den Fugen zu seinen Füßen aufsteigen hören.

Heut hausen statt der Irren und Armen die Klugen und Wohlhabenden von nah und fern in einem wohleingerichteten Hotelbetriebe, und in dem Torgebäude geht nicht mehr derben Schrittes die Wachtkompagnie und spielt Karten und Würfel im Tabaksqualm, son-

dern in sauberen Feldbetten ruht Jugend sich aus vom Wandertag und singt mit frischen Stimmen in Abenddämmer und Morgenfrühe ihre lieben, alten Lieder.

Als ich im Mittagsglast der Sommersonne auf der Straße nach Kahla die Burg über der Saale winken sah, ruhte ich vor dem Anstieg im Wiesengrün und schaute überrascht im Spiegel des Flusses erschimmernd das Bild der Dächer und Türme. Es war wie ein Symbol: auch dies Bild war auf den Kopf gestellt, und die ganze Burg tanzte auf der breiten Spitze des Bergfrieds, des einzigen Bauwerks, dessen Grundgemäuer über Brände und Belagerungen hinaus sich aus der ältesten Zeit erhalten hat. Marterturm, Schleier, Münz- und Kleiderturm, die im Geviert wie Zwerge den Riesen umhocken, sind erst nach 1450 hinzuerbaut worden; alles andere wurde zu verschiedensten Zeiten nach Bränden wieder aufgerichtet.

Mit mittagschläfrigen Augen sah ich auf das wunderliche Spiegelbild — im Sonnenglimmer begann es zu verschwimmen, und an seiner Statt winkte mit feuchtglitzerndem Arm die Saalenixe mir herüber. Ich kenne sie lange schon; wer einmal in einem Flusse badete und seine kühlen Wellen an sein Herz schlagen ließ, der kennt den Wassergeist, der ihn durchseelt.

Erlinde wußte, woran ich gedacht, als ich das Spiegelbild sah: wie alles in dieser Burg von unterst zu oberst sich kehrte im Wandel der Zeit. Sie lächelte voll Schelmerei und sagte in einem Flüstern:

„Grausige Dinge sind's um die Burg! Verbrechen über Verbrechen barg sie und birgt sie. 1819 noch brach eine Sträflingsschar aus; es gab ein böses Blutvergießen, und man brachte den Haufen bis auf drei Entkommene zurück. Ein Jahrhundert später war man froh, als man eine schlimme Verbrecherschar nicht mehr zu halten brauchte, als man sie hinausjagen konnte zum dunklen Tor. Ja, ja", lächelte sie wieder, „die Zeit steht auf dem Kopfe, lieber Freund! — Schmucke Leut' waren's, diese Verbrecher, liebes Jungvolk mit

fröhlichem Herzen und einem freien Sinn. Sie wohnten in der Jugendherberge, und ich hörte ihr Lachen durch den tiefen Schacht des Brunnenturms, wenn sie unter der alten Linde in fröhlichem Gespräch saßen oder wenn sie auf dem schattigen Platze unterm Bergfried neben der Kirche, den die vier Mauertürme im Umkreis hüten, ihre Lieder sangen und ihre Reigen sprangen. Die Dörfer und Ortschaften ringsum waren voll Kinderjubel, wenn die bunte Schar mit den drolligen Handpuppen alte Schwänke und Märlein spielte, und auch die großen Leute hörten gern zu, wenn der Führer von den ernsteren und tieferen Dingen des Lebens im All sprach oder den Kindern Märchen erzählte und Sagen und Legenden aus alter Zeit.

Sie wohnten Sommers und Winters in der Burgherberge und schnitzten gutes Gerät und schneiderten fröhliche Kleider, und jeder sah sie gern und freute sich über sie. Aber da kam das Verbrechen. Ein junges Ding ward Mutter und war doch nicht Eheweib. Ein goldiges Sonnenkind war's, das sie dem Licht gab — aber es brachte die Schar ums Paradies. Sie wurden vertrieben wie Adam und Eva — und voll Unverstand und stolz und dumm glotzten die Tiere des geheiligten Gartens ihnen nach, als sie zum letzten Male, schwerbeladen mit der hochgepackten Bürde ihres frei-frohen Lebens über die steile Holperbahn des Schloßhofs durchs breite, erbarmungslos widerhallende Tor hinabschritten. Aber sie hatten doch die Köpfe empor, und ihr Blick war frei und gut. — Siehst du: das ist die Burg da droben mit ihrem wunderlich verkehrten Leben von einst. Heut aber ist's gut. Eine preiswerte und saubere Wirtschaft ist droben, und Zimmer zum Nächtigen mit einem Bett, und auch solche mit zwei Betten für Leute mit Eheringen; und gegen eine ordnungsmäßig erworbene Eintrittskarte zeigt man dir alle Kostbarkeiten der Burg, und du darfst auf den Turm steigen und von droben auf alles herabsehen, was unter dir ist. Aber der alte tiefe Brunnen ist heut

vertrocknet; die Wasser von einst quellen dem Heut nicht mehr, und eine ganz unpoetische, gewöhnliche Wasserleitung holt durch den Brunnenschacht herauf, was man braucht für einen wohlgeregelten Betrieb."

Ein Plätschern klang den Worten nach, als kichere etwas leise in sich hinein — und wie ich hinschaute, war Erlinde verschwunden, und im Spiegel des Flusses stand die Burg Kopf, die droben von der Höhe ganz richtig, stolz und schön, wie sie war und ist, herableuchtete.

Dornröschen Orlamünde.

Die heutige Stadt Orlamünde ist zusammengefügt worden aus dem Stadtteil Naschhausen und dem Stadtteil Orlamünde, der eigentlichen alten Stadt auf der Höhe der gewaltigen Sandsteinbank, die sich in ostwestlicher Richtung am Talgrunde hinzieht. Während heute der schmale Streif von Häusern sich lang hindehnt zwischen Fluß und Fels und durch ihn hindurch der moderne Verkehr von Nord nach Süd Naschhausen zu dem Mittelpunkte des örtlichen Handels und Wandels macht, liegt droben Orlamünde wie ein Dornröschen im Grün verborgen; und schaute nicht der wuchtige Bau der „Kemenate", des alten Burgenrestes, und der Turm der Marienkirche aus dem dunklen Hain heraus, der Wandrer würde nicht ahnen, daß da droben noch ein ausgedehnter Wohnplatz ist.

Einst war es anders; da war Naschhausen das Dorf unter der Stadt, und noch früher war es wohl nur ein „Naschhaus", ein Vorratsplatz, an der Stelle des späteren Edelhofes, der heut noch als Rittergutsbau die Zeit überdauert.

Als ich die langweilige Dorfstraße des „Stadtteils" Naschhausen dahinzog, um Orlamünde zu „besichtigen", da versprach ich mir nicht allzuviel —aber das „Dornröschen" ist fast schöner noch als das im Märchen, und als es vor meinen staunenden Augen aufwachte, da bin ich ihm voll herzlicher Zuneigung um den Hals gefallen. Aber still; noch schlucke ich den Automobilstaub der Landstraße, die mehrfach zum Engpaß zwischen zwei Häusern wird, und Dornröschen schläft

noch. Aber das Wundern fängt an. Zur Linken verbirgt sich das grünende Flußtal hinter der grauen Häuserzeile; zur Rechten steigt steil der bewaldete rote Sandsteinfels auf. Und in der Wand, kellerartige Wölbungen verschließend, ist Tür neben Tür aus schwerem Holz, mit eisernen Schlössern verwahrt. Selten ist einmal Gelegenheit, durch ein kleines Luftloch oben hineinzuschauen in den finstern, grabkühlen Stollen, der hinter der Tür in den weichen Sandstein gehöhlt ist. Dumpf duftet es nach Kartoffeln und anderm gelagerten Vorrat. Ein Stückchen Schicksalsgeschichte des kleinen Ortes verrät sich da. Und kaum ein zweiter Fleck an der Saale offenbart in dem, was dem Auge sich heute bietet, so umfassende Kunde einer langen wechselnden Vergangenheit wie Orlamünde.

Diese Keller im Fels erzählen von nicht allzuferner Vergangenheit, von einer Zeit, in der von dem aufkeimenden Städtchen drunten ein gewisser ländlicher Wohlstand erreicht wurde, dessen Hauptanteil auf die Ausübung eines alten Fischereirechts fällt, das besonders dann, wenn der Fluß seine gewöhnlichen Ufer übertrat und jung und alt, in den Wiesenfluten watend, „im Trüben fischten", reiche Beute brachte.

Nicht immer blieb das Steigen der Frühjahrswasser solch ein „Naschhausener Volksfest". Wenn Erlinde böse war, dann ließ sie die Saale bis über die Gärten schäumen, dann ließ sie die kleinen Häuser als Schiffchen schwimmen, und was nicht niet- und nagelfest war, das nahm sie zum Andenken mit und schenkte es weiter drunten einem Felsblock oder einem alten Weidenbaum oder einer stillen Uferwiese, die sie gerne hatte. Nur an all das, was wohlgeborgen in den hochgelegenen Felsgrüften lagerte, reichten ihre silberweißen, das Ufer entlangstreifenden Hände nicht hinauf — und hinter den festen Türen lag in solchen Zeiten das Beste, was die Naschhausener besaßen.

Da, wo zwischen dem Forstberge und dem großen Sandsteinklotz die mündende Senke etwas breiteren

Talgrund hergibt, ist der Edelhof, das alte Naschhaus, hingelagert, und von da zweigt sich ansteigend die Fahrstraße nach Orlamünde auf dem Berg ab. Sie führt in schattiges Grün hinein, durch das zur Rechten rot der Sandstein schimmert, bis man an eine Stelle kommt, wo scharf übereinandergelagert die Schichten wechseln und über dem roten weißer Sandstein beginnt. Selten blickt man so schön klar in das Wirken erdaufbauender Kräfte hinein, und der rückschauende Blick sieht in Zeiten, wo Meeresflut weithin das Land deckte, auf dessen Grunde sich die Kalkgehäuse unzähliger Muscheltiere lagerten, die den im Saalegebiet auch häufig vorkommenden Muschelkalk bildeten, und an dessen Ufern und Buchten Sanddünen sich erhoben, die im Laufe weiteren Erdenwerdens zu Sandstein sich verfestigten durch den Druck der Massen.

So in staunendem Rückerinnern steige ich weiter auf den steilen Fußwegen, die im Zickzack emporführen, bis ich plötzlich, aus dem schattigen Walde tauchend, wieder den freien Himmel über mir habe. Mir ist, als sei ich ihm näher gekommen. Eine Fülle von Würze und Duft mannigfaltigster Herbe und Süße hängt wie wehende Schleier in den Büschen und in dem Grün, das saubere, niedere Häuser umwuchert; links ruht die Kirche in einem Gemisch von Blütenglanz und dunklen Lebensbäumen, und rechts verliert sich ein stiller, schmaler Steig in Buschwerk hinein, das sich aus Flieder, Jasmin, Jelängerjelieber, Spireen und Gewächsen zusammenschließt, die mich fremdartig anmuten. Es ist mittagstill; unwillkürlich gehe ich leise, um Dornröschen nicht zu wecken. Da siehe, die Büsche öffnen sich, ich trete auf ein grasüberwuchertes Stufenrund hinaus, das sanft sich senkt zu einem freien Platz mit steinernem Tisch und Ruhesitz, hinter dem aus verfallenem Gemäuer und ragenden, dichten Tannen ein fast fensterloser, wuchtiger Bau, viereckig und mit schrägem, altem Ziegeldache emporsteigt: die Kemenate, das Dornröschen von Orlamünde, traumhaft schön in

seiner Schlichtheit und seinem Umblüht- und Umgrüntsein. Wie mannigfaltig die Baumformen in der Entfaltung des Gezweigs und der Belaubung! Wie schön der Zusammenklang der Stufungen des vom zartesten Hell bis zum tiefsternsten Dunkel getönten Grün! Und wo du auch gehst, ob in dem Dom hochgewölbter Kronen hinter dem gewaltigen Bau oder auf der verschwiegen umbuschten Altane mit dem Blick ins Flußtal hinab, immer schwebt dieser ergreifende, wehende Duft von heimischen und fremden Blüten, der alles durchseelt.

Ich wandere zurück, der Kirche zu. Die Straße führt zwischen dem einige Meter höher gelegenen Kirchgarten und der alten, den Felsabsturz säumenden Mauer hindurch, und auf dem Streifen zwischen Straße und Gemäuer hat der Stadtgärtner eine kleine Anlage geschaffen, in der es von Blumen, vor allem von tiefroten Kletterrosen überquillt. Zur Rechten führen Stufen durch einen Mauereinschnitt in den Kirchgarten empor, und dunkle Lebensbäume umfangen dich mit feierlichem Ernst und Schweigen vor dem Gräberfelde und dem Kirchentor. Der Bau des Gotteshauses ist schlicht und anspruchslos: Sandsteinquadern, grau, mit einfachen Glasfenstern, aus Quadraten zusammengefügt. Aber die Wand überwuchert von Wein und Kletterrosen, weiß, rot und lila. Und wunderschön in einen Helm von schwingenden Formen auslaufend der breite, wuchtige Turm.

Geht man in der Richtung der von der Straße heraufsteigenden Stufen zwischen Kirche und Gräberfeld hindurch, so ist noch Raum zwischen Kirchwand und der Mauer, die auf dieser Seite niedrig ist und den Blick frei läßt über den hier sanfter fallenden, mit Büschen und Bäumen bestandenen Hang. Da kannst du sitzen auf breitem Mäuerlein, und deine Augen wandern von alten, feinbehauenen Sandsteinkreuzen und Grabmalen aus alter Zeit, die zu deinen Füßen stehen, hinüber zu dem Leben der stillen, schönen Landschaft; sie streifen über Busch und Wiesengebreit der näheren

Hügel bis zu den fernen, dunkelbewaldeten Höhen. Dort ahnst du, von dem im Saaletal gelegenen Oertchen Zeutsch heraufführend (wo die Ahnenwiege Katharinas von Rußland stand), umwittert vom Hauche uralten Heidentums den Hexengrund und weiterhin die Ruine des sagenraunenden Schauenforst, der einst ein Glied war in der Kette der Sorbenfesten von Orlamünde nach Saalfeld und dem Greifenstein hinüber. Und deine Gedanken gehen zur Teufelskanzel, einer Gräberstätte aus grauer Vorzeit, und zu dem verschütteten Kindlesbrunnen, dessen grauenvoller Sage Orlamünde den Namen des Thüringischen Bethlehem dankt.

Freundlich grüßt von Bergeshöhn
liebliches Städtchen, wie Bethlehem schön;
sagenumwobener alter Turm,
trotztest seit Ritterzeit jeglichem Sturm.

Ich wandre durch die eigentliche Friedhofspforte ins Städtchen hinein, an dem Schulhaus vorbei — durchs offene Fenster kann ich den Buben ins Schulheft schauen — die eine Straße entlang, die sich über den Rücken der Sandsteinbank hinzieht. Die erste Hausecke hinter der Schule erinnert noch einmal mit einem Abschiedsgruß an die Blütenschönheit, aus der ich komme: da leuchtet an der sonst kahlen Wand ein herrlicher Kletterrosenstock in rotblühender Fülle. Und das Grün verläßt die Straße in ihrer ganzen Länge nicht: jedes Haus der nördlichen Zeile, auf die von Süd her die Sommersonne brennt, hat einen oder mehrere Weinstöcke, die fröhlich gedeihen hier, wo sie dem Himmel näher sind, als wenn sie am Talhang stünden.

Nun weitet sich die Straße zum Markt mit dem alten Rathaus; gestutzte Bäume stehen in zwei Reihen, ganz wie in dem ähnlich gelegenen Städtchen Dornburg; und eh' du dich's versiehst, steht dir quer ein Häuserriegel im Weg, und ein altes, breites Tor in niederem Hause entläßt dich aus der Stadt auf die

Landſtraße, wo nur wenige Anweſen noch liegen wie ausgeſtoßen aus der Gemeinſchaft oder wie Leute, die ſich nach Feierabend vor ihr Haus geſetzt haben.

Ich gehe wieder durch das Stadttor zurück, an dem merkwürdig barocken Bau vorüber, der einſt im 12. Jahrhundert als St. Jakobi-Kirche urkundlich erwähnt wird, dann im 16. Jahrhundert zum Wohnhaus umgebaut und 1892 zu dem Bauwerk „reſtauriert" worden iſt, das ſo merkwürdig aus dem Stile des Städtchens herausfiele, wenn nicht das rührende, etwas ungepflegte Gärtchen zu ſeiner Rechten daran erinnerte, daß es einſt Kirchgarten war und eine Vergangenheit hat, die es dem alten Städtchen verſchwiſtert.

Durch eine niedrige Torfahrt finde ich mich zu ſtiller Raſt in den Garten eines ländlichen Gaſthofs, deſſen geißblatt-überſchattete Terraſſe den wundervollſten Ausblick bietet ins Tal und über die jenſeitigen Höhen, auf die Windungen der Saale und die mündende Orla. Hier ließ ich mir erzählen, unter dem kühlgrünen Laubgewölb, während draußen der heiße Frühnachmittag brütete, von den vergangenen Tagen der Stadt und der Burg. Slaven ſeien, als die Völker wanderten von Oſt gen Weſt, bis zur Saale gedrungen, ihr rechtes Ufer beſiedelnd, aber auch über das linke hinaus Fuß faſſend, friedlich anſpruchsloſe Bauern und Hirten, die beſcheiden ſich niederließen, wo Raum geblieben oder geworden war, und die es mieden, mit Hermundurenfäuſten in Streit zu geraten. Erſt als Karl der Große Neuland und Handelswege gen Oſten unter den Schutz des Chriſtenkreuzes brachte, wurden die fremden Eindringlinge aus ihrer Ruhe aufgeſtört und, wo ſie ſich nicht willig unterwarfen, mit bewaffneter Hand ausgetrieben, und der Strom wurde durch Bergfeſten geſichert. Sein Enkel Ludwig der Deutſche durchzog zwei Menſchenalter ſpäter das Thüringer Land, ſchlug die aufſtändiſchen Fremdlinge jenſeits der Saale und feſtigte die ſorbiſche Mark, der er Herzöge

gab. 880 bereits haben die Saalslaven (Sclavi circa Salam fluvium) als getreue Helfer (fideles werden sie genannt) der Thüringer im Kampfe gegen die wiederum einbrechenden Sorben von ihren Stammesbrüdern das gleiche zu leiden wie ihre Thüringer Freunde. Gemeinsames Schicksal auf einem Boden, der ihnen Heimat geworden ist, läßt sie mit den Ureinwohnern langsam verschmelzen und deutsche Kultur annehmen, und die zahllosen Ortsnamen in Thüringen, die noch deutlich slavischen Ursprung verraten, sind nicht minder Zeugen der Einheimatung als die oft erkennbaren Runddorfanlagen und die Zwiebelkirchtürme, vor allem aber der Menschenschlag, der manchenorts in überraschender Fülle mittelgroße Gestalten zeigt mit dunklen Augen und fast schwarzem Haar und der ein wenig gelblichen Färbung der Haut, wie sie dem slavischen Typus eigen ist.

An die alte germanische Vorzeit des Heidentums unserer Ahnen erinnern gerade um Orlamünde zahlreiche Flurnamen, wie der schon genannte Hexengrund und die Teufelskanzel, wie Himmelsgarten und Tanzplatz; es sind Kultstätten heidnischer Gottheiten, die später durch das Christentum Namen erhielten, durch die das freundliche Gedächtnis getilgt und die guten Geister in böse gewandelt werden sollten. Um die Zeit Ludwigs des Deutschen, also um die Mitte des 9. Jahrhunderts, betreute die Abtei Fulda die ihr zehntpflichtigen Ortschaften um Orlamünde, dessen erste Anfänge damals mit dem Bau der Burg zugleich entstanden sein mögen.

Die heute noch wuchtig trotzende Kemenate, turmartig hoch und kastellförmig breit, bildete den Kern der Befestigungsanlage; ein Bau mit mächtigem Grundmauerwerk, ohne Türen dereinst — man konnte nur durch eine Maueröffnung in 15 Fuß Höhe über dem Erdboden auf der dem Feinde abgewandten Seite einsteigen —; er war fensterlos — nur durch nach innen sich weitende Scharten fiel Licht ein — und ohne jede

Bequemlichkeit, so z. B. unheizbar; nur die Wohnräume hatten in alter Ritterzeit Kamine und hießen deshalb „caminata“, Kemenate; von solchem heizbaren Wohnraum ist erst in später Zeit der Name Kemenate auf diese Bergwarte übertragen worden. In das Erdgeschoß, zu dem, wie gesagt, Zugänge von außen früher nicht vorhanden waren, stieg man durch eine Oeffnung im Fußgewölbe des ersten Stockwerks; es diente als Verließ, als Vorratskammer und Rüstarsenal.

Eine hohe, starke Mauer umschloß die ganze Hochfläche; der mit in die Ummauerung einbezogene Lutherborn, der heut verschüttet liegt, versorgte einst als Burgbronnen die Besatzung mit dem nötigen Naß. Die übrigen Baulichkeiten sind längst verfallen, und ihr Mauerwerk hat Bauten der „villa Orlamünde“ die Steine lassen müssen. So ist nach einer Feuersbrunst die Oberpfarre laut Baufuhrenrechnungen aus solchem Gestein erneuert worden; feingliedrige Säulen, dem Rittersaal entstammend, mußten nun statt frohen Becherklangs und zarter Minnelieder das Grunzen pfarrherrlicher Schweine hören.

Die alte Warte blieb als einzige unberührt und fand eine nützliche Bestimmung: sie wurde Speicher für den Getreidezins und war als solcher schon gegen 1700 in Gebrauch. Die Auswirkungen der Revolution haben sie aus Staatsbesitz ins unumschränkte Eigentum der Stadt gebracht, deren Rat ihr die stimmungreiche Umkleidung gegeben hat und eine Freilichtbühne zu ihren Füßen hat entstehen lassen, auf der Bilder der heimatlichen Geschichte sich abspielen, die Liebe und Verständnis für menschliche Schicksale der Vergangenheit in die Seelen der Hörer pflanzen wollen. So ist das wiedererwachte Dornröschen auch in neuer Zeit noch sich selber treu im Dienst am Volk und an seiner Heimat.

Einen denkwürdigen Besuch Luthers erlebte das Städtchen im Jahre 1524. Durch den Kurfürsten

Friedrich den Weisen hatte Wittenberg im Beginn des 16. Jahrhunderts das Patronat der Parochie Orlamünde bekommen. Als ein Prediger, der in deutscher Zunge und in des Volkes Ton gewaltig predigte, war in die reiche Pfründe Andreas Bodenstein, nach seiner Heimat Karlstadt genannt, eingezogen, und er wollte sich angesehen wissen als der „Nachbar Anders", als der Bürger unter Bürgern, gleichem Leben und gleichem Rechte unterworfen wie sie. Dieser Schwarmgeist richtete in den gärenden und brodelnden Zeiten manche Wirrnis an in den Köpfen und Herzen, so daß Luther vom Kurfürsten Befehl erhielt, den Geist, den er gerufen, wieder zu bannen. Am 24. August kam Luther nach Orlamünde, um Ordnung zu stiften, und der Chronist bemerkt kurz und bündig: „Orlamünder empfahen Lutherum übel". Einem handfesten Volksgericht konnte er sich eben noch entziehen, und verärgert wünscht er den Uebeltätern, was ihn selber fast betroffen: „Beide, Karlstadt und die Orlamünder, haben verdienet eine gut starke Stäupung, daß sie wissen, wie sie Herren haben und nicht selber sind Herren im Lande."

Pest und Krieg, vor allem der dreißigjährige, haben der Stadt viel Leiden und Kreuz gebracht, und sie wollte sich von den schweren Schäden nicht so recht wieder erholen. Auch die Zeiten fürstlicher Willkür nach französischen Mustern haben die Lebensfreude und -kraft der Bevölkerung nicht wieder die Höhe erreichen lassen, die sie in alten Tagen hatten. Die Sorgen von heute sind andere als die von einst; aber heut macht das Städtchen einen sauberen und zufriedenen Eindruck, und die gärtnerischen Anlagen um Kirche und Kemenate schmücken es wie ein Sonntagsgewand, das ihm wohl zu Gesicht steht.

Der Abend wollte heraufziehen, als ich den freundlichen Plauderort verließ. Die Sonne brach im Westen goldenrot durch gewitterschwere Wolken. Es war warm und schwül. Noch einmal zog es mich, ehe ich schied,

zur Kemenate. Im Schulhof ſpielten Kinder und ſangen den Vers dazu:

Weiße Frau von Orlamünden,
geh du nur zu deinen Kinden —
Plaſſeberg und Orlamünden —
kann ja nimmer Ruhe finden.

Die Worte gingen mir nach, als ich, auf den Stufen der Freilichtbühne ruhend, noch einmal im Abenddämmer wie in einem bunten Spiel die Bilder vergangener Zeit vor meinem inneren Auge vorüberziehen ſah. Immer klagte der ſchwermütige Vers in meinem Ohr, alles innere Geſchehen begleitend. Dazwiſchen erinnerte ich mich, geleſen zu haben, die Geſchichte von der weißen Frau ſei eine unmögliche Begebenheit, denn, ſo ſagte die Wiſſenſchaft, jene geborene Herzogin von Meran, Agnes, die Witwe des 1293 verſtorbenen Grafen Otto von Orlamünde, habe erſtens Beatrix gehießen, und zweitens ſei dieſe Beatrix die Schweſter von Ottos Großmutter geweſen, könne alſo kaum mit Otto jene Kinder gehabt haben, die ſie der Sage nach ermordet haben ſoll, weil ſie als kinderloſe Wittib dem Burggrafen Albrecht dem Schönen von Nürnberg begehrenswerter habe ſein wollen. Die Geſchichte gehört dem Plaſſeburger Zweige des Geſchlechtes an, der ſich um die Mitte des 13. Jahrhunderts abſpaltete. Albrecht von Nürnberg war Hohenzoller der fränkiſchen Linie. Und ſeither erſchien die „weiße Frau“ den Zollern immer, wenn einem aus dem Geſchlechte der Tod nahe war.

Während ſo in meinem Hirn durch Vergangenheit und Sage Forſchungsblitze zuckten, ohne es länger als für Bruchteile von Sekunden erleuchten zu können, war das Gewitter heraufgezogen, und alles war in finſtere Nacht verſunken. Der Donner rollte langhin über die Berge, und dann und wann ließ ein Blitzfeuer die grauen Flächen des alten Gemäuers mit den ſchwarzen Bäumen und Büſchen davor geſpenſtiſch auf-

leuchten. Und einmal, im fahlen Scheine einer der himmlischen Fackeln war es mir, als husche eine weiße Gestalt dort links hinter den niedrigen Sträuchern die kleine Steintreppe herab und verschwände in der Richtung des Ortes, den der Volksmund den Kindlesbrunnen nennt, darinnen die kleinen Leichen tief drunten modern sollen, um derentwillen der Geist der schönen Witfrau von Orlamünde nicht Ruhe finden kann im Jenseits.

Um Rudolstadt.

Auf dem Wege nach Rudolstadt kommen wir an dem rechtsufrig gelegenen Schlößchen Weißenburg vorüber. Es ist auf einem ins Tal vorspringenden Ausläufer der südlichen Uferhöhen in Grün gebettet und bietet dem Vorüberwandernden ein ganz einzig romantisches Bild. Es ist eines von jenen vielen, die ihren Namen den einst weiß leuchtenden Felsen verdanken, auf denen sie erbaut wurden. Leuchtenburg, Gleißburg (heute Kunitzburg), Blankenburg gehören in diesen Kreis. Es stand wohl im Zusammenhang mit Stadt und Schloß Orlamünde. Das heutige, in Privatbesitz befindliche, ist das dritte; es wurde 1796 nach dem Brande des zweiten erbaut. Vom alten Schlosse sind nur spärliche Reste vorhanden. Man erreicht von ihm aus über die Waldhöhen der Hinteren Heide in etwa drei Stunden Saalfeld. Doch wollen wir im Tale weiterwandern, um vorerst Rudolstadt einen Besuch abzustatten. Voll Anmut ist das Tal, und wir teilen das Entzücken, das Karl V., als er an der Spitze des bei Mühlberg siegreichen Heeres durchs Saaletal zog, in dieser Gegend zu dem Wort veranlaßt haben soll: „Ich glaube, ein Bild des anmutigen Gallien zu sehen."

Mit breiter Front gen Süden erhebt sich vor uns auf dem steilen Abhange des Hains die Heidecksburg, ein weitläufiger Bau, der nach dem Brande des Jahres 1735 errichtet wurde an Stelle eines älteren Schlosses, das in seinem Kerne wohl, wie die Anfänge von Orlamünde, Dornburg und Camburg, zu der Sperrkette von Kastellen gehörte, die die über den Saalgraben zurückgedrängten Sorben in Schach zu halten hatten. So erklärt sich der Name Heidecksburg; denn sie stand,

den Heiden drohend, in der Ecke, die der östliche Höhenzug die Saale zu bilden zwang. Mit Karl dem Großen als dem König der Franken kam die Oberhoheit über die Burg in die Hand der deutschen Kaiser. Sie gehörte zum Orlagau, den anfangs Sorben bewohnten, die bereits 926 ganz der deutschen Herrschaft eingegliedert sind. Die Ortschaft Rudolstadt ist so alt wie die Burg, und die Sage führt sie zurück auf den unter der Oberhoheit des Frankenkönigs Dagobert stehenden Thüringer Herzog Rudolf, der um 634 erwähnt wird. Urkundlich erwähnt wird sie zuerst um 800 unter den Orten, die der Abtei Hersfeld pflichtig waren.

Von der Mitte des 12. bis zum 14. Jahrhundert sind ihre Schicksale eng verknüpft mit den Grafen von Orlamünde, dann geht sie in den Besitz der Grafen von Schwarzburg über. Ihre Stadtgesetze dankt sie noch den Orlamünder Herren.

Am 12. Juli 1538 starb ein Graf Heinrich XXXVII. von Schwarzburg, dessen Gattin Katharina, eine Gräfin von Henneberg, tatkräftig die Regierung weiterführte. Sie beschloß ihr Leben nach fast dreißigjähriger Regentschaft, allgemein verehrt und tief betrauert; ihre Gebeine ruhen in der Stadtkirche. Sie ist eine von den prachtvoll festen Frauengestalten, die gerade in unserer Zeit, in der die Frau im Daseinskampfe um ihr Eigenrecht ringt, verdienen, im Gedächtnis zu leben; und deshalb sei aus ihren Schicksalen eine bezeichnende Begebenheit festgehalten, die sie uns menschlich lebendig werden lassen kann. Ein älterer Erzähler berichtet von ihr:

„Einen herrlichen Beweis ihrer Geistesgröße und heldenhaften Standhaftigkeit legte sie in ihrem Betragen gegen den durch seine Grausamkeit berüchtigten spanischen Heerführer, den Herzog von Alba, an den Tag. Als Karl V. nach der Schlacht bei Mühlberg durch Thüringen zurückkehrte, traf sie die weisesten Anstalten, um ihre Untertanen vor den Verheerungen, womit die Spanier ihren Zug bezeichneten, zu sichern.

Sie erbat sich deswegen einen Schutzbrief von dem Feldherrn. Aber viele Landleute, den darin gegebenen Versicherungen wenig trauend, flüchteten noch vor der Ankunft des Heeres mit ihrer besten Habe auf das Rudolstädter Schloß, wo sie bereitwillig aufgenommen wurden. Um den nach Beute durstenden Kriegern die Gelegenheit zur Plünderung zu erschweren, wurde auf ihren Befehl die Brücke über die Saale abgebrochen und weiter hinabwärts, in größerer Entfernung von der Stadt, wieder über den Fluß geschlagen. Sie hatte dahin zu schneller Befriedigung der Bedürfnisse der Ankommenden einen zureichenden Vorrat von Lebensmitteln bringen lassen. Herzog Alba, begleitet von dem Herzog Heinrich zu Braunschweig und dessen Söhnen, war auf dem Schlosse abgestiegen, um das Frühstück bei der Gräfin einzunehmen. Aber wenige Augenblicke nach ihrem Empfange ruft ein Edelbote die Gräfin aus dem Zimmer und meldet, daß die Spanier in einigen an der Straße liegenden Dörfern das Vieh weggetrieben hätten. Ohne Verzug klagt Katharina die verübten Gewalttätigkeiten ihren Gästen, empfängt aber die Antwort, daß dies Kriegsgebrauch sei. Es seien bei solchen Heereszügen dergleichen kleine Unfälle nicht zu verhüten. Als sie endlich sieht, daß ihre Bitten fruchtlos sind, ruft sie aus: „Meinen armen Untertanen muß das Ihrige werden, oder, bei Gott! Fürstenblut für Ochsenblut!“ Man glaubt, sie scherze, und lacht, aber sie verlangt mit männlichem Ernst, daß sogleich der schriftliche Befehl zur Wiederherstellung des Geraubten erteilt werde. Um ihren Reden Nachdruck zu geben, läßt sie ihre Gewappneten herantreten und das Frühstück bedienen. Schon vorher hatten ihre Leute heimlich Auftrag erhalten, Tor und Pforten wohl in acht zu nehmen. Abgeschnitten von dem Heere, nur mit einem kleinen Gefolge, das in der Stadt seiner harrte, angelangt, erblaßt bei dem Erscheinen dieser kampflustigen Schar der sonst so furchtbare Alba, Heinrich hingegen sucht die Gräfin mit freundlichen

Worten zu beruhigen und bringt den spanischen Feldherrn dahin, daß er den verlangten Befehl ausfertigt. Aber die Gräfin beurlaubt ihre Gäste nicht eher, als bis sie der wirklichen Vollziehung desselben versichert ist. Hierauf dankt sie ihnen gerührt für die Gewährung ihres Wunsches, und jene trennen sich zufrieden und vergnügt von ihr. Herzog Heinrich gedachte noch in der Folge oft rühmlich dieses ernsten Scherzes der hochherzigen Frau, und Alba besaß diesmal Edelmut genug, sie denselben nicht entgelten zu lassen."

Man weiß nicht, ob man mehr staunen soll über die Herzensstärke dieser Frau oder über die seltsamen Wendungen des Schicksals, das geheimnisvoll genug in Albas finstrer Brust die Rachsucht überstrahlen ließ von einem Lichte, dessen Kraft einer über der menschlichen waltenden Welt entstammt.

Im Dreißigjährigen Kriege brachte vor allem das Jahr 1640 der Stadt Leiden und Schrecken. Vom 11. Mai bis in die ersten Junitage hinein lagen die Truppen Banérs am Roten Berge und die Kaiserlichen in der Stadt einander gegenüber bis zum Abzuge Banérs. Darauf besetzten von Saalfeld anrückende Kaiserliche Rudolstadt und plünderten es innerhalb drei Stunden vollständig aus. Das Schloß, die letzte Zuflucht der Bürger, wurde tapfer gegen den Feind gehalten. Als die Plünderer in die Kirche eindrangen, erschien rechtzeitig die von Saalfeld herbeigerufene Schutzwache und vertrieb im Verein mit den Bürgern die Eindringlinge. Einen Flüchtenden, der sich hinter den Altar und von da durchs Fenster in Sicherheit bringen wollte, streckte ein wackrer, unter dem Spitznamen „der Kuhe-Hans" bekannter Bürger durch einen auf gut Glück gegen das Altarbild losgebrannten Schuß nieder.

Im Siebenjährigen Kriege sah die Stadt in den Tagen vor Roßbach, vom 8. bis 11. November 1757, den Durchzug der gesamten Reichsarmee. Besonders hart aber wurde sie in den Kriegen von 1806 und 1813 mit-

genommen. In diesem letzteren Jahre zogen an einem der ersten Oktobertage von 8 Uhr morgens bis 5 Uhr nachmittags ununterbrochen, von Süden kommend, französische Regimenter durch die Stadt.

Zahlreich sind die Stätten, die an Schillers Aufenthalt in Rudolstadt erinnern. Ist es doch die ewig denkwürdige Stätte seiner Liebe, die ihn mit Charlotte von Lengefeld in Wenigenjena zum Altar führte, und der ersten Begegnung mit Goethe im September 1788, die von Goethes Seite in kühlster Zurückhaltung verlief, so daß Schiller an Körner schreiben konnte: „Ich zweifle, ob wir einander je sehr nahe rücken werden. Unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden."

Und erwähnt sei auch die ehemalige Glockengießerei in der Jenaischen Straße, in der er seine Studien zum „Liede von der Glocke" machen konnte.

Goethes Spuren treffen wir, wenn wir den Anger betreten. Verlassen wir den Bahnhof, so stehen wir auf dem lang sich hinziehenden Wasserdamm oder Saaldamm, von dem der Heimatdichter Sommer im Anblick der „Linden" in Berlin sagt:

„Packt eire Gröpel da zesamm'
on kommt off unsern Wasserdamm!"

Hinter dem Saaldamm breitet sich der Anger, einst Viehweide, heut ein schöner Anlagenplatz mit stattlichen Bauten ringsum. Ein niederes Fachwerkhaus aber liegt auf ihm, aus dem tagaus tagein der blaue Duft der Rostwürstchen über den Platz zieht und die Stimmung vergangener Zeiten des Rudolstädter Vogelschießens wachruft. Das war ein Fest, dessen bunte Fröhlichkeit selbst Frau von Stein entzückte und das Schiller als „die einzige (er meint „die eigenartigste") gesellschaftliche Anstalt im ganzen Jahr für den Hof und die Stadtleute" bezeichnete. Hier finden wir auch Goethe wie seinen Faust im Gewimmel des Bauerntanzes beim Osterspaziergang unter die harm-

los Fröhlichen gemengt, wie der Bericht des Weimarer Hofschauspielers Genast, der unter Goethes Intendanz die Regie führte, uns lebendig veranschaulicht:

„Wir blieben bis Ende August in Lauchstedt (bei Halle und Merseburg) und gingen dann auf vier Wochen zum Vogelschießen nach Rudolstadt (um dort Aufführungen zu geben), wo eine große Menge von Fremden sich alljährlich zu diesem Hauptvergnügen des Thüringer Volkes versammelte. Herzog Karl August, der Herzog von Gotha, der Fürst von Sondershausen und die von Reuß-Greiz und Lobenstein waren zu diesem Feste gewöhnlich die Gäste des Fürsten von Rudolstadt und amüsierten sich, stets unter das Volk sich mischend, wochenlang. Auch Goethe kam zuweilen. Drollig war es anzusehen, wenn die fürstlichen Herren, Goethe mit unter ihnen, sich um eine Bratwurstbude stellten und dann, ein jeder mit einer solchen bewaffnet, unter dem Publikum einherwandelten."

Professor Humbert aus Genf, der ein Buch über den Thüringer Wald geschrieben hat, erfreut sich an der Poesie der Thüringer Würstchen auf dem Rudolstädter Anger:

„Im Schatten zweier schöner Linden dampfen nachmittags und abends Bratwürste, die untern Augen überm knisternden Feuer gebraten werden, und reizend ist es, daß diese Feldküche große Zugkraft aufs Publikum ausübt; von allen Seiten strömt man herbei."

Ja, und die ordentlichsten Leute wandeln, munter kauend, mit der zwischen Semmeln geklemmten, goldbraunen Pracht durch die Straßen, was im trüben Norden als unfein angesehen würde.

Ehe wir von Rudolstadt scheiden, gehen wir auf einem der zahlreichen, mehr oder weniger steilen Schloßaufgänge, die so einzigartig schön sind, daß jeder seinen ganz besonderen, malerischen Reiz hat, empor zum Schlosse. Wir durchschreiten die lange, durch den Hauptbau im Bogen aufwärts führende Tunneldurchfahrt und treten auf einen weitläufigen, vornehm und

ruhig daliegenden Schloßhof, von dem eine Terrassentreppe zur ehemaligen Reitbahn, heut einer Gartenanlage mit weitem Blick über die Stadt und die südliche Landschaft, und weiter zum Schloßgarten hinabführt. Ein Teil der umfangreichen Baulichkeiten ist heut bewohnt, in einem andern ist das Museum und in dem ehemaligen Marstallgebäude der aus der Jugendbewegung erwachsene Greifenverlag untergebracht.

Langsam wandern wir nun in westlicher Richtung hinab ins Tal, an der Richterschen Ankersteinbaukastenfabrik vorbei, die so manchem Kinderherzen Weihnachtsfreude schafft, nach Volkstedt, wo Schiller längere Zeit wohnte. In dem Schillerhause steht noch der Lehnsessel und das Arbeitspult, an dem er die „Geschichte des Abfalls der Niederlande", den Roman „Der Geisterseher" und Gedichte wie „Die Götter Griechenlands" und „Die Künstler" schrieb. Gegenüber am Saaleufer, das er mehrmals, den Fluß durchwatend, erreichte, um zu einem Spaziergange mit Lotte zusammenzutreffen, schaut uns seine Büste, eine Nachbildung des Danneckerschen Kopfes, an, die an dem Felsen angebracht ist.

Wir erreichen, weiter dem Fluß entgegengehend, die westlichste Stelle des Saalelaufs und die Mündung der Schwarza, von der aus wir gen Westen hinüberschauen zu der schon erwähnten Ruine Greifenstein, welche die bekannte Sommerfrische Blankenburg überragt.

Die alte Burg mit ihrem einst gewaltigen Turm, der bis 1800 noch als Ruine stand, wird als Greifenstein zuerst 1137 in einer Schenkungsurkunde des Grafen Sizzo an den Ritter und Vogt auf dem Greifenstein, Konrad von Wazdorf, erwähnt. Der spätere Name ist dann Blankenburg. Da die Gegend schon früh bevölkert war, wie wir bei Rudolstadt feststellen konnten — auch Saalfeld wird schon 876 erwähnt — so ist die Burg zweifellos sehr alt, und es

wird vermutet, sie sei — ebenso wie vielleicht Greiffenberg bei Jena — von dem Sohne Karl Martells und Bruder Pipins namens Gripho erbaut, der sich empörte und zu den Sachsen flüchtete.

Um die Mitte des 16. Jahrhunderts verfiel die Feste, die einst mit doppeltem Wallgraben und einer durch sechs Rundbasteien verstärkten Ringmauer bewehrt war. Ein rundbogiges Tor mit Fallgitter öffnete sich auf den großen Hof hin, dessen Mauern zwei Basteien mit Verließen haben. Ein Spitzbogenpförtchen führt über den tiefen Zwischengraben zum kleinen Burghof, während gen Osten zwei Zugbrücken zur oberen Wohnburg den Eingang vermittelten. Dieser Teil war am stärksten verwahrt und enthielt den Pallas und die Kemenate. Herrlich wölbt sich heut noch der gotische Chorbogen der Kapelle; neben ihm schaut man durch ein Erkerfenster auf die Wipfel der Bäume, die im Wallgraben im Laufe der Zeiten erwuchsen. Zwei tiefe Brunnen sorgten für Wasser.

Von der Höhe der Ruine hat man einen schönen Blick auf das Saaltal und die Stadt Saalfeld. Der einst mächtige Bergfried, der sechzehn Fuß im Durchmesser hatte, wurde mutwillig gesprengt — vielleicht von abergläubischen Schatzsuchern — und der so um seinen inneren Zusammenhalt gebrachte stürzte dann am 9. November des Jahres 1800 endgültig ein, als ein gewaltiger Herbststurm über die Berge wütete.

„Ein fernes Jahr der dunklen Ritterwelt
gebar ihn einst in heiliger Eichen Kreis.
Fest war sein Gliederbau. Er hob sein Haupt
stolz über sie und seine Burg empor,
an der sich oft im Streit der Sorben Heer
und wilder Hungarn Schwarm die Stirn zerstieß."

Saalfeld und Eichicht.

Saalfeld nennt sich stolz die „steinerne Chronik Thüringens“. Es ist ein gewaltiges Freilichtmuseum für Heimatkunde, in dem die Steine reden, über der Erde und unter der Erde. Der Thüringen besuchende Fremde fährt hier nicht so leicht vorüber, wie vielleicht am Dornröschen Orlamünde; denn hier ist alles aufgeboten, ihn zu halten und, auch wenn er nur Zeit hat hindurchzuhuschen, ihn unfehlbar dahin zu bringen, wohin man ihn haben möchte. Haben möchten ihn vor allem die Feengrotten; und sie bekommen ihn; denn wenn er aus dem Bahnhof heraustritt, so bleibt ihm kaum etwas anderes an Raum frei, als entweder in eine der Kraftdroschken zu stolpern oder dem eignen Kraftwagendienst der Grotten anheimzufallen oder, wenn er diesen glücklich entronnen ist, in einem gelben Postomnibus zu versinken, der ihn auch unrettbar nach Garnsdorf in den Bereich der märchenhaften Sehenswürdigkeit entführt. Nicht zu übersehende Schilder an den Fahrzeugen, in den Straßen, in den Gaststätten predigen ihm so lange, daß „niemand versäumen dürfe“, bis er sich ergibt und das seine zum Blühen dieses Fremdenindustrieunternehmens beigetragen hat. Ich denke herzlich zurück an das liebe, tausendschöne Dornröschen; und ich wandere mit leichtem Grausen durch dieses Märchenspiel, in dem wie auf der Bühne, wenn Weihnachten die beliebten Kindermärchen gespielt werden, das wirkliche Märchen entschwindet vor der, ach! so entzückenden, das Kinderherz um seine gesündeste Nahrung betrügenden Aufmachung. Aber überlassen wir uns ruhig der rührigen Intendanz! Solche Dinge werden unschädlich, wenn

man sie nur klar durchschaut und ihnen innerlich Heilendes entgegenzusetzen hat. Und das ist die Kraft, durch das Theater die verschminkte und maskierte Wahrheit zu finden und sich zum Seelenerlebnis werden zu lassen. Das Böse wieder gut l i e b e n, wie Christian Morgenstern es nennt, darauf kommt es an.

Wer nicht nur hindurchhuschen, sondern sich geruhig das Spiel ansehen will, den möchte als seinen Nachtgast der „Rote Hirsch" am Markt begrüßen. Auch dieser Wunsch prägt sich unfehlbar ein. Und wir folgen ihm gern; denn ist auch sein Kleid neu, so hat er Vergangenheit; und reisen wir mit Damen, so entbehrt er nicht der Süße. Denn er gehört ja der Mauxion-Schokoladenfabrik, deren Plakate wir allenthalben schon auf der Wanderung trafen (wir sprachen nur nicht davon; hier aber reden die Steine) und der Saalfeld viel von seinem wirtschaftlichen Aufschwung dankt. Ich aber würde mich als Dame nicht in die Schokoladenstube und als Herr nicht in die Bierstube setzen, sondern in die Halle, denn hier erzählt mir die Urkundentafel von dem Roten Hirschen aus alter Zeit, der einst in e i n e r Hand war mit der alten Mühle in Obernitz, auf deren Wüstung heute sich die Mauxion-Fabrik erhebt. Sie hat sich nach mannigfaltigen Wandlungen heut wieder mit dem Roten Hirschen in einer Besitzerhand zusammengefunden. Und wenn ich Obernitz in Gedanken vor mir sehe — es liegt wenige Kilometer südlich im Saaltal — so schaue ich durch die modernen Fabrikanlagen hindurch auf die alte Mühle und schaue auf zum Gleitsch und seinem erneuerten Schlößchen; und ich sehe auch da hindurch auf das alte Schloß, das eines der ältesten war im Saaltal; und wenn ich mich in noch ältere Zeit zurücktragen lassen will, dann nehme ich Freytags „Ahnen" her und lese in dem ersten Bande, wie einst hier oben auf der Kuppe des Gleitsch die Sorbenheiden am Opferstein ihren Kult hielten. Erwache ich dann zur Gegenwart, so freue ich mich, indem ich den verträumten Blick zur

Decke der Empfangshalle erhebe, an den aus den Kaſſetten winkenden Burgen und Schlöſſern Thüringens, die mir Erinnerung nicken deſſen, was ich wandernd ſchon ſah, und Schönes verheißen, das ich noch erwandern will.

Ein anderes, das nicht überſehen werden will, iſt der Hohe Schwarm. Auch er macht's einem nicht leicht, tiefer hineinzuſchauen, ſo wenig ſein einzig eigenartiges Außenbild zu überſehen iſt. Hoch auf dem grünen Saaleufer ragen die mauerverbundenen, hochſtrebigen beiden Rundtürme, und ein ſchmaler, lauſchiger Pfad auf halber Uferhöhe ſcheint dich zu ihnen hinzuführen. Doch von hier aus iſt der Zugang verſperrt, und du mußt alles Ortsgefühl zuſammennehmen, um dich durch die Straßen hinten herum vor die altersgraue Mauer zu finden, hinter deren verſchloſſener Holzpforte der alte Burſche dich erwartet. Aber er lohnt es dir, wenn du ihn gefunden haſt. Der Schlüſſel iſt nicht weit; nebenan im Armenhaus gibt es bereitwillige Hände, die dir öffnen. Und nun biſt du in einem für die ungeheuer aufſtrebende Ruine faſt zu winzigen Schutzgärtchen. Wie ein altes Schmuckſtück iſt ſie ſauber in ihrer Vitrine bewahrt. Aber wenn man erſt ein Weilchen da iſt — es ſtört einen niemand — und die einengende Umgebung in Gedanken weggezaubert hat, wenn man hinuntergeklettert iſt in die Kellerwölbungen und vorwitzig genug einen alten Holzdeckel hob und hinabſchaute in den alten, tiefen Brunnenſchacht, dann fangen die dunklen Steine an zu reden. „Wir ſind gar keine ‚Sorbenburg', wie man uns ſo gerne nennt, vielleicht, weil unſer Bau ſo ganz andersartig iſt als der der anderen Saalburgen. Nein, wir ſind wie ſie ein Trutzkaſtell gegen die ſlaviſchen Feinde; für Zahlen haben wir ein ſchlechtes Gedächtnis, aber es muß ums Jahr 806 geweſen ſein, als uns Karls des Großen älteſter Sohn zuſammenfügen ließ. Kurz vor 1200 hat der Landgraf Hermann von Thüringen uns zerſtört und ein Jahrzehnt vor dem

Ende des 13. Jahrhunderts Rudolf von Habsburg. Aber wir haben es ihnen nicht leicht gemacht und haben bis heute zusammengehalten, und du kannst dir aus dem, was geblieben ist, noch gut ein Bild machen, was für eine prachtvolle Wehr wir bildeten. Schau nur einmal von innen empor! Deutlich siehst du bis zum Ansatz der Turmrundungen vier Stockwerke übereinander, und die Türme überragen das Gemäuer noch um zwei weitere Stockwerke Auch den Kaminansatz und den Rauchabzug der Küche kannst du noch deutlich erkennen. Die hohe, feste Außenmauer konnte keiner so leicht ersteigen oder einrennen. Aber am schönsten ist es doch unten in den geheimnisvollen Kellern und unterirdischen Gängen. Die haben bis hinüber zu den heutigen Feengrotten geführt und bis zum Gleitsch bei Obernitz. Und der tiefe Brunnenschacht bis zum Saalespiegel hinunter hat unsere Ritter vor Durst bewahrt, der vielleicht noch schwerer zu ertragen ist als Hunger. Es stände gewiß noch mehr Mauerwerk da, aber es ging uns wie dem Kolosseum in Rom: man hat unsere Burg als Steinbruch benutzt, und viele von unsern Genossen sind um 1400 in das Rathaus und in die alte Saalebrücke hineingebaut worden. Die Brücke ist ja inzwischen auch neu erstanden, und wer weiß, wohin die Getreuen von einst nun gekommen sind!"

Ich ruhte still noch ein wenig im Grase des Gärtchens unter dem starken Eindruck dieser hohen Mauerreste und dachte nach über den schönen Namen: der Hohe Schwarm — klangvoll und dem Empfinden so vertraut; dem Kopfe so viel schwerer erklärbar. Ich belebte mir in Gedanken die Gewölbe und die Erdgänge mit Gestalten, die im Fackellichte sich hindurchdrängten und verglich ihre geheimnisvoll verschwiegene Romantik mit den Grotten, zu denen sie einst hinüberführten und für deren Schönheit damals noch kein Auge sich geöffnet hatte. Denn schön und von eigenartigem Reiz sind die Feengrotten. Sie sind nicht groß: die Oeffnungen, durch die man hineinschaut wie

durch das Proszenium auf ein buntes Bühnenbild, sind nur wenige Meter breit und hoch, und es ist in der Tat wie im Theater. Die Besucher stehen im Zuschauerraum dem Grottenbilde gegenüber, das langsam in einer aufdämmernden, gegen den Beschauer abgeblendeten Beleuchtung sichtbar wird in seinen märchenhaften Gebilden von Tropfgestein in den herrlichsten natürlichen Farben. Das ist die Eigenart dieser Grotten, die durch die moderne Aufmachung, die sie umgibt, so unromantisch wie nur möglich erscheinen, daß sie durch die chemischen Bestandteile ihrer Ablagerungen verschiedenfarbige Gebilde hervorbringen, deren Wirkung auf das Auge durch die Bestrahlung mit elektrischem Licht reizvoll erhöht wird. Plastische Bühnenbildentwürfe im kleinen für Szenen aus „Siegfried" oder „Tannhäuser" glaubt man vor sich zu haben; aber der frische Hauch unmittelbarer Natur und ihrer Wunder geht in dem künstlichen Bühnenlicht verloren. Ich lasse diesen „Feuerzauber" gern gegen ein Stündchen in der Ruine des Hohen Schwarm, die mir wertvoller ist, trotzdem ihr Besuch nichts kostet.

Von dem Schlößchen Kitzerstein, das aus dem 15. Jahrhundert stammt — von dem im 17. Jahrhundert durch Herzog Albrecht erbauten Schlosse, das heut als Behördenhaus dient — von den Kirchen der Stadt und ihren beiden Toren, zwischen denen sich wie eine Mondensichel die Straße von Nordwest nach Südost am Markte vorbeischwingt, und die beide mit einem großen Zwiebelturm behelmt sind — von den mannigfachen Schicksalen der Stadt, die schon 874 als Reichsdomäne erscheint, soll geschwiegen werden; sie sind ähnlich denen des nahen Rudolstadt. Nur zwei besondere Persönlichkeiten tauchen vor dem rückschauenden Blick auf: der berühmte, in der alten „Märe von Sente Annen" besungene Erzbischof Anno hat hier 1071, vier Jahre vor seinem Tode, eine Abtei gegründet, die 1525, als die Reformation Fuß gefaßt hatte, zerstört worden ist. Und am 10. Oktober 1806 hat der ritterliche Prinz

Louis Ferdinand — wir fanden ihn vorübergehend auf der Burg Wettin — als Führer der preußischen Vorhut in einem unglücklichen Gefechte gegen die anrückenden Franzosen den Heldentod bei Saalfeld gefunden.

Doch wir wollen uns weiter auf den Weg begeben und scheidend noch ein letztes, gewaltiges Stück aus dem „Naturmuseum" betrachten.

Wenden wir uns von Saalfeld flußaufwärts, so kommen wir an der am rechten Ufer liegenden Bohlenwand vorüber, die sich unserm Blick am schönsten von den gegenüberliegenden Höhen darbietet. Hier hat die Saale durch ihr unermüdliches Sichhineinsägen ins Tal einen geologischen Einblick von weltberühmter Schönheit erschlossen; auf und nieder schwingen sich die Faltungen der Gesteinsschichten, als habe man ein paar Stofflagen mir nichts dir nichts zusammengeschoben. Mit Staunen sieht man das Ergebnis erdbewegender Kräfte, die in sehr alter Erdzeit, im sogenannten Karbon, wirksam waren, der Zeit, in welcher die Anfänge der Steinkohlenbildung liegen. Und wiederum bewundert man die Wirkungen des Wasserstromes, der sich in zäher Ausdauer hindurchfraß durch diese mächtigen Schichtungen, in gewaltigem Ausmaß eine Bestätigung des Wortes: „Steter Tropfen höhlt den Stein".

Als nächste Stätte, an der ein Schloß von der Höhe heruntergrüßt, erreichen wir Eichicht, das für uns am Scheidewege liegt. Denn die Eisenbahn und der Fremdenstrom ziehen nun weiter aufwärts im Tale der Loquitz, die sich bald mit der Sorbitz vereinigt; beide Täler führen in die lieblich-herbe Schönheit des Frankenwaldes hinein. Wir aber wollen nun ein langes Stück Saalelauf kennen lernen, das nur in ganz vereinzelten Punkten bekannt ist, aber in seinem Verlaufe wenig begangen wird, weil es wirklich nur zäh erwandert werden kann. Hinter uns bleiben für eine Zeit die Gegenden des flutenden Gegenwarts-

verkehrs, und ganz einsam wird es, ja es kommen Stellen, wo die steilen Abhänge der Saale keinen Steg mehr neben dem Wasser hergeben, wo wir auf die Höhe hinaufzusteigen gezwungen sind und die Saale streckenweit ganz verlassen müssen. Doch ehe wir diesen Weg antreten, wollen wir uns noch ein wenig in Eichicht umsehen. Ich habe mir vorgenommen, in diesem herrlich grünen Talwinkel, der nur von ganz wenigen Sommerfrischlern besucht und noch wundervoll unbeleckt von Kultur ist, wo man wie in Wiegenruhe am Herzen des ewigen Werdens liegen kann, wandern durch einsam stille Wälder und baden in zwei sich vereinenden Strömen: hier will ich einmal weilen, wenn mich das Alltagsleben ganz ausgebrannt und ausgehöhlt hat. Es ist ein Ort, zerrissene Nerven wieder zusammenwachsen zu lassen. In diesen anspruchslosen, aber gerade darum so rührend schönen Winkel, den die beiden sich treffenden Flüsse bilden, senkt sich der Waldhöhenzug, sanft auswellend, hinab und trägt auf seinem letzten Hügel, ehe er verflachend sich als Doppelufer hinbreitet, das Eichichter Schlößchen, anspruchslos wie das Dorf, das drunten auf dem Uferfuß des Abhanges liegt. Aus dem alten Namen „Am Eichichte“ ist über „Meichicht“ im Thüringermunde „Mähch“ geworden; und dies liebe, nervenberuhigende Thüringisch gehört auch mit zu den unschuldigen Freuden dieser Stätte, an die ich mir nur Freytags „Ahnen“ mitnehmen werde, um vor allem „Ingraban“ wieder zu lesen, dessen Begebenheiten sich in diesen Gegenden abspielen.

Die Bergkastelle im Gebiete der Saaltalsperre.

Auf unserm einsamen Wege bis Ziegenrück haben wir Muße, noch einmal den durchwanderten Abschnitt in einem großen, erdgeschichtlichen Ueberblick zurückzudenken. Denn schon hinter Saalfeld fühlten wir, daß wir in ein anderes Gebiet eintreten, und die ganz andere Art der Bedachung der Häuser zeigt uns, daß hier der Schiefer beginnt. Noch bis in das Gebiet des Petersberges hin hatten wir auf Schritt und Tritt Spuren der einstigen Vergletscherung finden können, und über den eiszeitlichen Resten lag der Schwemmlandboden der jüngsten Erdepoche. Um Halle und Merseburg waren wir bereits ins Tertiär gelangt, die Zeit der Braunkohlenbildung. Dann aber begannen die Ufer Aufschlüsse zu zeigen, die aus Kalkgestein und aus Sandsteinen aufgebaut waren, und wir waren wiederum tiefer in die Vergangenheit der Erde hineingeraten, in die Trias. Nun wandern wir durch Erscheinungen, die dem Karbon angehören, allmählich den ältesten Schichten entgegen, dem Urgestein, den Graniten. Gewiß kommen Spuren auch älterer geologischer Schichten innerhalb der jüngeren Formationen vor und umgekehrt, aber das, was uns vorwiegend entgegentritt, berechtigt uns doch, von einem solchen Wege in die Vergangenheit hinein zu sprechen. Aber selbst in dieser naturhaften Entrücktheit werden wir immer wieder in die Gegenwart zurückgeführt, ja sogar in weite Zukunftsausblicke reißt uns das plötzliche Erwachen aus Vergangenheitsträumen. Wir stehen am Beginn der letzten, gewaltigen Saaleschleife, ehe wir

Ziegenrück erreichen, vor dem 1923 erbauten Kraftwerk am Conrod, und wir treten nun in das Gebiet ein, das in künftigen Jahrzehnten und Jahrhunderten dazu ausersehen ist, weite Landstrecken durch die „weiße Kohle“ der Neuzeit mit elektrischer Kraft zu versorgen. Von der Umwälzung und Umformung, die dem ganzen Landstrich auf fast 25 Kilometer Luftlinie südwärts bevorsteht, kann sich heute die kühnste Phantasie nur schwer eine Vorstellung machen; denn was zwischen Ziegenrück und Blankenstein heute tiefes Saaltal ist mit herrlichen alten Waldungen und freundlich am Fluß gelegenen Siedlungen, das wird in Jahrzehnten in Wassers Tiefen verschwunden sein wie das sagenhafte Vineta am Meeresstrande, und ein Stausee mit breitem Kopf und dickem, gewundenem Leib wie ein Seeungeheuer wird hingelagert sein; und tief im Grunde werden ein halb Dutzend Dörfer träumen von dem kurzen Erdentage, den sie am Lichte verlebten. Dieses bei weitem schönste Stück Landschaft den ganzen Saalelauf hinauf und hinunter wird verschwunden sein, und eine neue Landschaft von eigenartigem Reiz, aus der in jahrzehntelanger Arbeit ein Schmuckstück künstlicher Naturgestaltung geschaffen werden kann, wird vielleicht nach einem Jahrhundert ein stärkerer Magnet sein für Scharen von Besuchern, als es heute das grüne Kleinod an Heimatschönheit ist. Schon hat die Technik begonnen, die Berge da und dort aufzubrechen und sich in ihr Geweide einzuwühlen. Wer dies Stück Saale noch in seiner alten, romantischen Pracht sehen will, muß bald sich aufmachen, ehe es zu spät ist.

Wie sonderbar wird es uns anmuten, wenn wir als alte Leute noch einmal wieder in das uns einst so liebe Tal kommen und finden es nicht mehr. Alles ist Fläche geworden, was einst tiefe Gliederung hatte. Die alte Saalburg, die jetzt noch hoch droben ragt, daß wir den Kopf in den Nacken legen müssen, wenn wir drunten an ihrem Fuße stehen, wir werden sie zu

ebener Erde vor uns haben, und dicht unter ihrer weiten Tordurchfahrt wird der Wasserspiegel beginnen, von dem wir heute in langen Wegschleifen emporsteigen, um das Schloß zu erreichen.

Wie die Schlösser von Orlamünde und Hirschberg, so gehen auch die von Ziegenrück, Burgk und Saalburg auf die gleiche Entstehungszeit und -ursache zurück, wenn wir auch bei keiner das genaue Datum sicherstellen können. Eine augenfällige Aehnlichkeit in der Anlage spricht auch für gleichzeitiges Werden sowie dafür, daß sie einem gemeinsamen Zwecke zu dienen hatten, eben der Abwehr der Sorben. Ein festes Haus wie die Kemenate in Orlamünde hat sich meist besser erhalten als der Wartturm, der als Zuflucht in letzter Not und des Ueberblicks wegen da war. Auch bestehen geschichtliche Verbindungen zwischen den Burggebieten und weiter das Saaltal hinab bis gegen Pforta und Naumburg hin.

Ziegenrück entstand unter dem Schutze des Kastells, das, auf hohem Berge machtvoll gelagert, die gewaltigen Doppelschleifen der Saale überblickt. Heut ist es Amtsgericht, und es mag sein, daß für manchen Streitlustigen der Steilweg da hinauf, sei es in ermüdender Sommerhitze, sei es durch den kühlen, tiefen Schnee einsamer Wintertage, Gelegenheit zur Besinnung und Bereitschaft zu friedlichem Sichvergleichen schafft. Nicht weit von dem in sich abgeschlossenen Hof, in den das ehemalige Hochhaus einbezogen ist, liegt ein ruhevoller, kleiner Platz neben dem Fußpfade, eine Lichtung, von ansteigenden Wällen umgeben, auf denen Buschwerk wuchert und über die herein die umgebenden Baumriesen ihre grünen Kronen wölben. Da ruht sich's weich und schattenkühl im Gras, und man träumt von der wechselvollen Vergangenheit der Stätte, die sich auf Grund von Grabungsfunden bis in alte druidische Keltenzeit zurückverfolgen läßt. Die Burg findet sich 1222 als Lehen der Grafen von Arnshaugk, die uns um Jena begegneten, im Besitze der

Herren von Orlamünde. Ludwig der Bayer schenkt sie 1328 seinem Vasallen Heinrich von Plauen, dessen Sohn sie jedoch an die Thüringisch-Meißenschen Landgrafen verliert. Hier also, wo die Fäden der Geschichte hauptsächlich nach Norden führen, spinnen sich bereits Verbindungen zum Vogtlande hinüber, die dann vor allem die Geschichte von Hof und den Fichtelgebirgsburgen beherrschen. In den vierziger Jahren des 17. Jahrhunderts ist die Burg bereits halb zerstört und wird von Torstenson und seinen Schwedenscharen besetzt gehalten. Merian der Aeltere schrieb in seiner Topographia vom Jahre 1656: „Derzeit soll noch ein Burgstall vom Schlosse übrig sein." Was heute noch steht, ist das einstige Kornhaus mit der alten Kapelle; Reste des Wartturms sind vor dem Eingangstore; er wurde vor mehr als einem Jahrhundert abgetragen und seine Steine zum Bau der Schloßgartenterrasse verwandt.

Gleichzeitig mit der Burg ist wohl in der Stadt von Saalfelder Mönchen ein Kloster erbaut worden, die „Schäferei", die jetzt als Armenhaus benutzt wird. Und im Jahre 1222 wurde die Bartholomäuskirche gestiftet. Auf Beziehungen zum Kloster Pforta weist die 1261 vom Grafen Hermann von Orlamünde an der Drebamündung errichtete, dem Kloster, das bei Ziegenrück Landbesitz hatte, geschenkte Mühle hin, die heute noch unter dem Namen Nähermühle steht. 1300 wurde der Ort zur Stadt erhoben; im Frühjahr 1656 brannte sie bis auf das Rathaus und vier Häuser der unteren Straße vollständig nieder mitsamt der alten Kirche. In dem großen Kriege hatte auch sie schwer zu leiden, während sie später verschont blieb. Der Wiener Kongreß 1815 ließ sie an Preußen fallen.

Wir wandern in dem wunderschönen Waldtal aufwärts, an dem von den Zeißwerken erbauten Kraftwerk Wisenttal vorüber. Die Wisent, von Schleiz kommend, fließt hier dicht in der Nähe der Saale, aber 54 Meter höher liegend, vorüber und mündet erst etwa

5 Kilometer weiter unterhalb in die Saale, ein forellenreicher Gebirgsfluß, der unterhalb des Dörfchens Eßbach Felsbildungen von grotesker Romantik durchschneidet. Ueber den Höhenunterschied wird das droben gestaute Wasser heruntergeleitet in Turbinen, die elektrische Kraft für den Talsperrenbau liefern. Bei der Wisentmündung ist ein Kraftwerk des Ausgleichbeckens geplant; wenige Kilometer die Saale aufwärts erreichen wir die Stelle, an der das Kraftwerk Budebach stehen wird, die Hauptanlage, die den Druck des am Bleiloch gestauten Wassers zu verarbeiten hat, welches durch den 5 Kilometer langen Bleilochstollen in die Werkturbinen stürzen wird.

Die Landschaft wird hier mit jedem Schritt schöner. Wir steigen im Hochwald am rechten Ufer empor, und plötzlich bietet sich uns ein Durchblick von einzigartiger Schönheit durch die hohen, dunklen Tannen: in bläulicher Ferne liegt auf waldiger Uferhöhe Schloß Burgk, das schönste vielleicht der Schlösser des oberen Saaletals. Nähern wir uns ihm von dieser Seite, so liegt es neben dem breiten Gasthaus wie zu ebener Erde, ja fast noch etwas hinabgesunken an dem Rande einer Wiese. Aber bald sehen wir, wie sich der umbuschte Berg unter ihm hinausschiebt ins Tal, wie es auf Vorposten liegt über einem Abfall nach drei Seiten, dessen Fuß die Saale in mächtiger Schleife umzieht. Ein massiger, ragender Bau, dessen vorgeschobener Flügel ganz den Stil der Orlamünder Kemenate und des Ziegenrücker „Kornhauses“ wiederholt, nur daß er nicht vereinsamt steht, sondern ein breites Zwischenglied leitet zu einem zweiten, massigen Flügel über, die jedoch beide nicht die Höhe des eigentlichen Kastells erreichen. Daneben erhebt sich ein breiter Rundbau, und vorgelagert ist dieser zusammengeschlossenen Einheit ein als Vieleck in Fachwerk gebauter Pavillon mit Giebelchen unter dem geschwungenen Runddache und die 1910 wiederhergestellte Schloßkapelle mit einem zierlichen Dachreiter.

Es hat seinen Reiz, hier droben in dem Gasthofe sich für eine Nacht einzurichten. Man kann dann im sinkenden Abend auf der kleinen Terrasse am Gärtchen sitzen und das ziemlich steile Stückchen Straße hinabschauen zu dem Toreingang des Schloßgutes, hinter dem sich im Grün die Burg lagert. Und in der Sommerabenddämmerung kann man durch den Gutshof über die alte Brücke gehen, von der man rechts und links in den ehemaligen Graben sieht, und kann das hallende Tor durchwandern, von dem aus geheimnisvolle Türen in die einstigen Wehranlagen hineinführen; und dann kommt man in den Hof, der zur Linken die Mauern mit den Schießscharten hat und zur Rechten den fast erdrückenden Zwischenbau; hat man den Hof durchschritten, so entläßt einen jenseits ein kleines Tor über eine Steintreppe an den Fuß des vorgeschobenen Trutzbaus, der sich von hier unten gesehen zu fast schwindelnder Höhe erhebt. Wendet man sich dann nach links wieder zurück, so führt außen herum ein Weg unterhalb der Mauer durch dichtes Gewäld wieder zu dem Gutsbezirk zurück dahin, wo man ihn zuerst betrat. Solche Gänge sind am schönsten in der Stille der Dämmernis oder im allerfrühesten Morgenerwachen. Und nach dem Frühstück kann man das Ungetüm von innen besichtigen und sich von seiner über tausendjährigen Geschichte erzählen lassen. Wir können das mittelalterliche Gerät, die zahlreichen Rüstungen bewundern, Graf von Pappenheims Helm und das Holzbein des Prinzen von Homburg anstaunen, den wir durch Kleist in so jugendlicher Verklärtheit kennen, daß wir ihm diese schwere Blessur gar nicht recht glauben wollen; aber es ist kein Schwindel; er verlor das linke Bein in schwedischen Diensten vor Kopenhagen als Sechsundzwanzigjähriger und ritt mit dem „silbernen Beine“ die schneidige Attacke von Fehrbellin, ein Mann von zweiundvierzig Jahren, der zum zweiten Male verheiratet war. Aber auch seine dritte Frau ist nicht die Kleistsche

Natalie gewesen. Ein Bildnis und ein Brief Wallensteins vervollständigen die Sammlung von Denkwürdigkeiten, denen sich würdig der sogenannte versteinerte Hund beigesellt, den man 1739 beim Abbruch des Tores fand. Selbst die Schloßkapelle hat ihren Schatz, eine Silbermannsche Orgel, und die altertümliche Küche beansprucht Aufmerksamkeit für ihren gewaltig ausgedehnten Rauchfang. So bietet Schloß Burgk nach den verschiedensten Richtungen Besonderes; seine schönste Besonderheit ist aber, daß es durch die verständnisvolle Fürsorge seiner fürstlich Reußischen Herren wie keine andere den Zauber der Altertümlichkeit bewahrt hat. In ihr können wir uns am ehesten in die Umgebung zurückversetzen, in der vor tausend Jahren unsere fernen deutschen Ahnen ihr ritterlich abenteuerliches Leben lebten. So vereinigt Burgk geschichtlichen Wert mit höchster landschaftlicher Schönheit, und wir dürfen dankbar sein, daß das Gebiet um dieses Kronjuwel der Saalekönigin Erlinde von den Umwälzungen, die die Talsperre bringen wird, unberührt bleiben darf.

Immer wieder bringt die Landschaft neue Ueberraschungen. Steigen wir auf Zickzackwegen den steilen, dichtbewachsenen Hang von Burgk zur Saale hinunter, so leitet uns eine jener verdeckten Brücken, wie wir sie als Fahrbrücke auch bei Zwätzen und wieder bei Saalburg treffen, über den Fluß. Schmal und aus Holz gebaut, wirkt sie fast wie eine Kegelbahn in einer ländlichen Wirtschaft. Ich mag diese Brücken, die langsam aussterben, gern; auch sie zaubern ein Stück deutsche Vergangenheit herauf; und wenn man gar, wie das weiter oben bei Saalburg der Fall ist, die riesigen, gelben Ungetüme von Postautos in dieser Vorzeitröhre verschwinden sieht und sie dann dumpf donnernd hindurchpoltern, daß der Staub aus allen Ritzen quillt, dann kommen sie einem so wundervoll unwirklich vor, als könnte diese fürchterliche Kultur von heute doch nur ein böser Märchentraum sein. Doch

ach, wie bald wird dieſe letzte Romantik dahinſchwinden und alles eine große, techniſche Landſchaft geworden ſein!

Von der Talſohle aus nach Burgk hinaufſchauend, glaubt man ein ganz anderes Schloß vor ſich zu haben, wenn man ſich des Bildes erinnert, das ſich am Vortage von der Ziegenrücker Seite her bot; hier wuchtet vor allem ſichtbar der Kernbau mit dem ſchräg ſteigenden Dach in die Höhe, auf ſchroff ſich aus dem Flußtal hebender Kuppe. Am Burgkhammer vorüber erſteigen wir den jenſeitigen Uferhang, und dann geht es am Bleibergmaſſiv entlang, einem geologiſch hochintereſſanten Gebiete, wieder zur Saale hinab, und nun zeigt ſich unſerm rückgewendeten Blick bereits die Stelle, wo an der gewaltigen Staumauer gearbeitet wird. Der Berg iſt ſchon an beiden Ufern angeriſſen; mächtige Krane und Maſchinen ſtehen da; Sprengungen fliegen mit dumpfem Knall empor, nachdem zuvor die warnenden Hörner ſchauerlich getutet haben. Etwa ſiebzig Meter Höhe ſoll die Mauer erreichen, und das Becken wird 215 Millionen Kubikmeter Waſſer faſſen, eine kaum vorſtellbare Menge; denn ſchon ein Würfel von 600 Meter Seitenlänge iſt ſchwer zu verbildlichen. Um dieſe Sperrſtelle herum wird ſich eine rieſige Seefläche bis Saalburg hindehnen, an den breiteſten Stellen faſt zwei Kilometer breit, und von Saalburg wird ein durchſchnittlich faſt fünfhundert Meter breiter, gewundener Seeſpiegel ſich bis Harra hinauf erſtrecken. Mitten im Grunde des Sees zwiſchen Sperrmauer und Saalburg wird die Kloſtermühle ruhen, bei der wir jetzt die Saale überſchreiten, um nach dem Oberdorf von Saalburg hinaufzuwandern, in dem am rechten Ufer ſich die alte Burg erhob. Hier wird es einem, im Gegenſatz zu Burgk, ganz beſonders ſchwer, ſich das Vergangene zu vergegenwärtigen, obwohl auch dieſes Schloß auf eine tauſendjährige Lebenszeit zurückblickt. Nur Reſte ſind noch vorhanden, deren ſchönſter ſeit dem Einſturz des Wart-

turmes im Mai 1913 verschwunden ist. Sechsunddreißig Meter ragte er in die Luft. Niemand argwöhnte sein Ende. Da hörten die auf den umliegenden Feldern arbeitenden Bewohner eines Tages ein dumpfes Donnern und Krachen, eine dunkle Wolke hing über der Ruinengegend; sie vermuteten eine Explosion und fanden den Turm, das alte Wahrzeichen des Ortes, in Trümmern. Und heut? Ich habe lange gesucht und fand schließlich innerhalb der Umzäunung der Oberförsterei den sauber verputzten und gegen weiteren Einsturz durch Maurerhand gefestigten, etwa zwei Meter hohen Stummel als künstliches Naturdenkmal prangen. Die Lobensteiner machen's richtiger; die verputzen und verfestigen ihren alten Wächter, ehe ihn die Altersschwäche knickt. Aber die haben auch einen Verschönerungsverein.

Die alten Mauern umfaßten einst die ganze Stadt. Auch heute noch sind sie zum größten Teile vorhanden, wenn auch oft in Baulichkeiten mit hineinbezogen. In einem Führer las ich: „Außerhalb der Stadtmauern bis hinunter an die blumigen Ufer der Saale . . .", und ich freute mich auf diesen verheißungsvollen Weg, denn gerade solche Dinge liebe ich. Aber da kam ich schön an. Ja, außerhalb der Mauer begann es unendlich lauschig: ein schmaler Weg im Grünen, das graue Steingewerk zur Linken. Da aber kam die erste Tafel: „Wegen Bauarbeiten gesperrt." Ich hoffte noch, denn es war nichts zu sehen. Aber nach einer kleinen Weile war es wirklich aus. Ich trat auf ein aus Sprengsteinen aufgeschüttetes Plateau: da lag vor mir das abgrundtiefe Tal, und aus der Tiefe stiegen schlanke, streichholzzart erscheinende Eisenkonstruktionen auf, schwindelnd hoch führten sie empor bis zum Talrande und trugen bereits eine hölzerne Arbeitsbrücke von einem Ufer zum andern. Und durch das Geäder dieses werdenden Riesenwerks, über das Wagen und Eisenbahn verkehren sollen, sah ich drunten in der Ferne die liebe, schöne, dreihundert Jahre alte Holz-

laubenbrücke schimmern. Die Saalhäuser, das Marmorwerk, der hübsche Gasthof mit dem schattigen Baumgarten gegenüber der Brückenmündung, alles wird bald auf dem Saalegrunde liegen, und Erlinde wird sich freuen über das niedliche Spielzeug, das sie geschenkt bekommt. Die schwindelhohen Träger aber werden etwa dreißig Meter tief im Wasser stehen; und wer über die Brücke gehen wird und auf den hohen Wasserspiegel schaut, auf dem wohl ein lebhafter Fremdenverkehr in Gondeln und Motorbooten sich abspielen wird, dem wird nicht zu schwindeln brauchen, denn von der Tiefe wird er nichts mehr gewahr.

Immer wieder streitet die Trauer um das Sinkende mit der staunenden Bewunderung für die Kühnheit und das Können der Technik, in deren Bann wir leben. Die Häuser in der Nachbarschaft, die diesem Treiben zuschauen, tun es nicht ohne Gefahr. Denn es kommt vor, trotz aller Vorkehrungen zur Sicherung, daß bei den Sprengungen gelegentlich ein zwanzigpfündiges Bröckchen seinen Weg durch eins der Augen solches harmlosen Häuschens nimmt und schließlich in dem weichen Bette landet, das auf die Heimkehr seines rechtmäßigen Belagerers wartet. Aber gottlob, das war schon so, als noch die Haubitzen redeten, und gilt auch heute noch: eine jede Kugel trifft ja nicht!

Saalburg hat gute und schlimme Tage gesehen. 1250 prägte es eigene Münzen und war Residenz eines Grafen Otto von Arnshaugk — 1222 wird es urkundlich bereits erwähnt — an der alten, fränkischen Heerstraße von Nürnberg nach Leipzig gelegen, hatte es in Kriegszeiten viel zu leiden. Der unglückliche Feldzug von 1806 fand hier seinen ersten, wenig ermutigenden Auftakt. Am 8. Oktober fielen die ersten Schüsse in diesem Kriege bei Saalburg, wo Murat den Uebergang über die Saale erzwang; Preußen und Sachsen unter Tauentzien mußten auf Schleiz zurückgehen; sechs Tage später fiel die Entscheidung bei Jena und Auerstädt.

Wenn wir unsere Bergfahrt fortsetzen, so erreichen wir, an zahlreichen Hämmern vorbei, Saaldorf, das auch dem Untergange geweiht ist, und weiter die Mündung der Lemnitz, eines westlichen Nebenflusses der Saale. Gute drei Kilometer in diesem Seitentale aufwärts liegt Lobenstein, das ebenfalls in die Kette von alten Sorbentrutzfesten hineingehört und dem trotz seiner ein wenig abseitigen Lage einige kurze Worte gewidmet werden sollen. Denn auch hierin reichen die bekannten geschichtlichen Verbindungen; ein Otto von Lobenstein, der vermutlich der Linie der Grafen von Lobeda-Arnshaugk angehörte und dieselbe Persönlichkeit zu sein scheint wie der 1250 in Saalburg residierende Graf Otto, wird hier im gleichen Jahre genannt. Der Name Lobenstein deutet wohl auf Loybe = Waldgebirge hin; und für den Ort ist kennzeichnend, daß er in einen Talkessel eingebettet liegt, umgeben von meilenweit sich dehnenden, waldigen Höhen. Ein kleiner Teich im Talgrunde, das Schloß in der Stadt, jetzt Amtsgericht, umgeben von Grünanlagen, der beschauliche Markt und ein am Abhange liegender, romantischer Friedhof sind eingegliedert in das allerliebste Städtchen, das von dem Berge überragt wird, an dem die Häuser trotz seiner Steilheit emporklettern, um dem alten, treuen Wächter droben nahe zu sein, dem Hauptzeugen vergangener Wehrhaftigkeit. Ein unter dem Hauptturm liegendes, turmartiges Ruinenstück ist noch bewohnt. Die Mauerreste reichen bis an das hochgelegene Gasthaus „Zum alten Turm", von dessen Garten der Blick über die welligen Hügel weit bis ins Bayrische hineinschweift und die Lunge die wundervoll gesunde, immer sanft bewegte Luft genießt. Oft ist die Stadt abgebrannt, aufkeimende Industrien sind wieder eingegangen; doch sie hat sich gehalten und durchgeholfen. Dem Gartenwinkel unterm alten Turm hab ich auch ein Plätzchen in meinem Herzen aufgehoben, wenn ihm einmal Flucht aus der Unrast der Arbeitstage nötig wird.

Doch zurück zur Saale und hinauf zum Ende des in Aussicht genommenen Staubeckens, nach Blankenstein! Hier mündet von Süden her die Selbitz, die einem landschaftlich wundervollen Tale entströmt. Am rechten Ufer der Saale, auf den nach Süden hineinspringenden Ausläufern der nördlichen Uferhöhen, dem Rehberge, liegt Blankenberg mit dem alten Schloß, von dem, abgesehen von Gemäuerresten und dem verwitterten Stumpfe des Bergfrieds, nur ein dem Ziegenrücker Kornhaus ähnliches Bauwerk steht; der ehemalige Burggrund ist heut von einem Rittergut besetzt. Der alte Burgbau ist etwas ungepflegt und wird von einem Arzt bewohnt, auch scheint er Gesindestuben zu enthalten. Innen ist ein enger, schachtartiger Hof. Die alte Auffahrt zur Burg kann man noch deutlich erkennen. Geht man um den Bau herum und auf dem sich senkenden Ausläufer des Berges weiter, so verliert man sich in eine sehr kühne Felslandschaft, die da und dort schöne Ausblicke auf den Flußbogen an ihrem Fuße bietet. Romantische Namen, wie Bastei, Jungfernsitz, Hochzeitskorb, schmücken dies Stück Alpenwelt im kleinen; und das Auge überschaut von hier oben die Begegnung der drei Reiche Preußen, Bayern und Reuß.

Von Hirschberg bis Hof.

Der nächste Weg führt uns auf dem linken, bayrischen Ufer nach Hirschberg. Wir überschreiten die Saale und durchqueren den Ort, über dem auf fünfhundert Meter hohem Berge, dem Lohbühlrücken, das alte Bergschloß thront, ein Zwillingsbruder derer von Ziegenrück, Blankenberg und Orlamünde. Die einstige Reichsfeste, gleichen Alters vermutlich wie die andern Trutze gegen die Slaven, wird erst 1154 urkundlich genannt. Hundert Jahre später finden wir als Besitzer die Vögte von Plauen und Weida. Als Stadt erscheint Hirschberg in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, und zwar spielt hier Böhmen in die Geschichte hinein. König Wenzel von Böhmen gab Hirschberg als böhmisches Lehen ab. Er war ein schlaffer, mehr und mehr der Jagd und dem Wein huldigender, statt die Regierungsgeschäfte betreibender Herrscher und zog sich dadurch sogar die Feindschaft seines böhmischen Adels zu; er mußte fliehen und soll in der Wenzelshöhle, die unterhalb des Schlosses liegt, Zuflucht gefunden haben, geheim gehalten von seinen treuen Hirschbergern. Zum Dank schenkte er ihnen das Stadtrecht mit wichtigen Privilegien. Später fing man ihn doch, und die Kurfürsten setzten ihn nach zweiundzwanzigjähriger Regierung schließlich ab.

In der ersten Julihälfte des Jahres 1743 taucht eine bekannte Persönlichkeit in Hirschberg auf: der fromme Graf Ludwig von Zinzendorf, der mit einer Tochter aus dem Fürstenhause Reuß-Ebersdorf vermählt war — Ebersdorf ist noch heut ein Brüdergemeindeort zwischen Saalburg und Lobenstein. Er

hielt damals im Löwensaale des Schlosses eine Synode der Herrnhuter Brüdergemeinde. Neben dem Schlosse liegt das Kammergut; eine schöne, alte Lindenallee führt zum Eingange. Der Turm, der an der Südwestseite stand, ist abgetragen worden. Ueber dem östlichen Rande der großen Saaleschleife, südlich vom Schlosse, erhebt sich der Hag, ein wundervoller Naturschutzpark mit uralten Laub- und Nadelbäumen. Herrliche Ausblicke bieten sich von hier auf das ragende Bergschloß und die Saale.

Kommt man nun nach Hof, so ist man bereits richtig im lieben Bayerland drinnen. Man merkt's vor allem am guten Bier und an den vielen, hellblauen Jacken, wenn's einem nicht die Mundart und manches andere sagt. Von der alten Burgherrlichkeit zeigt sich nichts mehr; die Bauten sind verschwunden. Die Stadt erstickt im Rauche ihrer industriellen Anlagen; grauschwarz und fad gebaut sind die Häuser; die Flußufer, die so schön sein könnten, sind mit Brauereien oder Fabriken besetzt, und da, wo man an den Fluß kommt, sieht er schwarz aus und riecht übel, so daß man ihm gern aus dem Wege geht. Ich habe es gewagt, in diesem von Blutegeln durchsetzten Moraſtwasser zu baden, denn es war unerträglich heiß; aber Erlinde läßt sich hier droben nicht sehen. Man muß schon auf den Theresienstein gehen, um etwas frisches Grün um sich zu haben, und auf den Labyrinthberg, wenn man eine Ruine sehen will. Aber die ist nicht echt; sie ist künstlich errichtet (wenn auch nicht ungeschickt), in Ermangelung romantischer Vergangenheitsreste. Und doch hat Hof eine Vergangenheit, die romantischer ist als seine heutige Poesielosigkeit. Weit vom Nordwald überdeckt war das Gebiet in alten Zeiten, und die Wenden siedelten sich auch hier an, bis Karl der Große mit seinen Heersäulen nach Hof und Eger vorstieß. Die Markgrafen des Nordgaues herrschten über das Regnitzland — die Regnitz mündet, von Osten kommend, südlich von Hof

— und über Eger, in dem sie später residierten. Schutz- und Trutzburgen, von fürstlichen Ministerialen der Markgrafen bewohnt, erhoben sich allenthalben. So entstand die Burg am Regnitzhof, die später „zum Hoff" hieß und dann kurz Hof genannt wurde. 1160 finden sich Burgmannen unter dem Namen „de Regnici" oder „de Curia". Nach Eger verzogen sie im 13. Jahrhundert. Inzwischen war fränkische Bevölkerung eingeheimatet worden; Vögte verwesten das Kaiserlehen; die von Weida, Plauen und Gera zogen in Hof ein. Gegen Ende des 14. Jahrhunderts erwarben die Burggrafen von Nürnberg das Gebiet — die Burg war damals wohl schon wüst — und als Haupt eines Kreises des Kulmbach-Bayreuther Fürstentums war es der burggräflichen Linie der Hohenzollern eigen bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts. Damals wurde es preußisch und zwei Jahrzehnte später bayrisch. Die geschichtlichen Nöte und Leiden sind nicht wesentlich andere als die der übrigen Saalestädte, und sie sollen deshalb nicht wiederholt werden. In Hof kam der Kirchenliederdichter Nikolaus Decius zur Welt, und Jean Paul hat hier das Gymnasium besucht und zeitweilig seinen Wohnsitz gehabt.

Die Nester am Waldsteinhang.

Der Weg flußaufwärts durchs Vorland des Fichtelgebirges zeigt uns in kleinem, leicht überschaubarem Abbilde das Wesen des späteren Stromes: seine unermüdlichen Schleifen durchs Wiesengelände, die oft so übermütig ausholen, daß sie fast zum Kreise sich schließen. Hier lernen wir leicht die toten Windungsarme verstehen, die wir weiter unten so häufig antreffen; wir sehen, wie wenig Arbeit des aufs Ufer treffenden Wassers noch nötig ist, um durch die nur schmale Landverbindung durchzubrechen in das Bett der nahe gegenüberliegenden Windung; und wir können uns vorstellen, wie dann das Wasser nach dem Durchbruch den neuen, graden Weg nimmt, während die alte Schleife verdurstet, verschilft und allmählich verlandet.

Wir nähern uns nun den ersten Höhen des Gebirges, dem Hallersteiner Wald, der in nordöstlicher Streichrichtung das Waldsteingebirge fortsetzt.

Nicht weit vom Dörflein und der Ruine Hallerstein streicht die Saale vorüber. Schön liegt der alte Burgrest da auf einem Diabasfelsen, einem wegen seiner Färbung auch Grünstein genannten vulkanischen Gestein. Das Schloß gehörte zu den Sparnecker Schlössern, die bei dem Dorfe Sparneck selber und auf dem Waldstein lagen. Mit dem Waldsteingebirge erreichen wir den Granit, der in großen Mengen und in verschiedensten Färbungen im Fichtelgebirge gebrochen und wie Marmor geschliffen wird. Auf dem Bahnhofe zu Hof ist eine große Platte angebracht, auf der das größte Marmorwerk im Fichtelgebirge Probe-

schliffe von Granit aus aller Herren Ländern, wo er überhaupt gebrochen wird, zur Schau stellt, und man bekommt eine Ahnung, in was für einer Mannigfaltigkeit der Körnung, Färbung und Tönung der Granit vorkommt, den wir ja meist nur vom Straßenpflaster her in seiner rohesten Nutzform kennen.

Im Waldsteingebirge drängen gewaltigste Granitklötze an die Oberfläche und bieten in dem dichten Waldgewirr bereits eine Naturfeste, die nur geringen Ausbaus bedurfte, um zu einem kaum zu nehmenden Felsennest zu werden. Am Fuße dieses steinigen Waldhanges fließt die Saale nordwärts herab, wendet sich dann östlich, die Ausläufer des Hallersteinwaldes umfließend, und biegt schließlich nach Norden, um in dieser Richtung auf Hof zuzuströmen, genährt von den zahlreichen Seitenbächen des Gebirges, die sie aufnimmt auf diesem Wege. So sind die Sparnecker Burgen die ersten, die den Lauf des Flüßchens behüten, und wir verweilen gern ein wenig bei ihnen. Das Sparnecker Geschlecht war wohl das angesehenste des Gebirges, sein Ende geht mit dem Ende des Rittertums Hand in Hand, und ausgestorben ist es überhaupt erst in der Mitte des 18. Jahrhunderts. Doch schauen wir uns sein denkwürdiges Geschick genauer an! Um die Mitte des 12. Jahrhunderts verlief die Grenze des Gebietes der freien Reichsstadt Eger über den Höhenzug des Waldsteingebirges. Dietpold von Giengen, später Pfalzgraf von Vohburg, kam 1122 als Markgraf des Gaues Ostfranken nach Eger, und in seinem Gefolge waren Adlige aus Bayern und Schwaben, die sich im Gebirge seßhaft machten und Burgen auf den Höhen erstehen ließen. Die Burg auf dem Waldstein soll damals, um die Mitte des 12. Jahrhunderts, erbaut worden sein von einem Geschlechte, das ursprünglich auf dem Haidsteine im Bayrischen Wald gesessen hatte. Es führte im Wappen einen roten Sparren (Balken) auf weißem Grunde und scheint auf einen Ahn zurückzuweisen,

der Gralsritter war. Neueste Forschungen weisen nach*), daß die Gralslegende historische Persönlichkeiten zum Urbild hat, die im 8. Jahrhundert lebten und deren Spuren in die Umgebung Karls des Großen führen. Sowohl eine Handschrift des Wolframschen als die des Chrétienschen „Parzival" zeigen auf einer Abbildung das geschilderte Wappen, bei Wolfram auf einem Zeltvorhang, bei Chrétien auf der Schabracke eines Streitrosses. Vielleicht geht die Einwanderung dieses Geschlechtes also überhaupt schon auf die Zeit zurück, in der Karl der Große gegen die Wenden bis nach Eger vorstieß. Jedenfalls folgten der Waldsteinburg im Jahre 1223 die Sparnecker Burgen am Fuße des Berges. Die Zusammengehörigkeit vieler Besitzer dieser Burgen ergibt sich aus gemeinsamen Vornamen und aus dem gemeinsamen Wappen. Nach dem roten Sparren nannten sie die Burgen und ihr Geschlecht Sparreneck, was verkürzt wurde. In den Kämpfen mit den Hussiten, die 1430 Hof gestürmt haben, finden wir die Herren von Sparneck wieder, und damals brannten die Böhmenhorden auch den Waldstein aus. Rasch aber erstand er wieder. Gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts hatten die Sparnecker mit den Scharen des Schwäbischen Bundes zu schaffen, und der Hauptmann Wolf von Freiberg zerstörte das unbesetzte Waldsteinschloß. Es blieb nun wüst und fiel mehr und mehr in Trümmer. Der Markgraf Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Kulmbach erwarb die Sparnecker Burggebiete durch Kauf, und sein Nachfolger Friedrich erreichte die Belehnung mit diesen Böhmen und dem Reiche zugehörigen Gebieten. Jahrhunderte lang lag die Stätte öde und gemieden da nach dem Aussterben des alten Geschlechtes, bis das 18. Jahrhundert sie dem naturfreudigen Herzen als Wanderziel entdeckte.

---

*) Dr. Walter Johannes Stein: „Weltgeschichte im Lichte des heiligen Gral." Bd. I. Das neunte Jahrhundert. 1928.

Und wirklich wird man selten wieder etwas so einzig Großartiges und Eindrucksvolles, so unverkünstelt Naturhaftes finden wie die Reste dieser aus einer Verbindung von Natur und Kunst erwachsenen Feste. Was diese Naturschönheiten so besonders ergreifend macht, ist, daß überall unmittelbar, wenn auch vielleicht unbewußt, spürbar ist der Hauch der urfernsten Vergangenheit im Gegenwärtigen. Denn in viel ältere Zeiten als die eben geschichtlich betrachteten führt die Felsenwildnis uns zurück. Zwei Hauptgebiete umfaßt sie: die ritterliche Burg und die heidnische Wendenwallstelle, die man erreicht, wenn man von der Burg aus weiter über die Höhe in nordöstlicher Richtung vordringt, allerdings nicht ohne zuvor recht an die Gegenwart gemahnt zu sein und aus aller mittelalterlichen Romantik gerissen zu werden. Steht da mitten in all dem Urtümlichen eine ganz moderne Sprungschanze des Münchberger Schneeschuhklubs drinnen, als ob es am weiten Waldsteinhang nur diesen einen Platz gäbe! Einen augenfälligeren und „auf die Nerven fallenderen" Beweis dafür, daß Sport zu allem anderen als zu wahrem, ehrfurchtvollem Naturempfinden erzieht, kann man sich nicht wünschen. Und doch sind vielleicht die Errichter dieser „Sportburg" unserer Zeit gleichzeitig Mitglieder des Vereins für Heimatpflege und Schutz der heimischen Naturdenkmäler.

Die wendische Wallstelle zeigt heute noch am steilen Felsgetürm empor in drei übereinanderliegenden Stufen Höhlen, in denen die Slaven einst wohnten, und einen Opferstein und den Untergrund einer Halle. Das ganze Stück Felsgebiet ist von gewaltigen, rohbehauenen Quadern umschanzt, daß wir uns staunend fragen, wie eine Zeit ohne die heutigen technischen Hilfsmittel sie schichten konnte. Die uns künstlich durch den wissenschaftlichen Hochmut unserer Tage ausgetriebene Ehrfurcht vor dem Können der Menschen von einst kann man hier wieder lernen, falls man

einmal „lernen gelernt“ hat. Und wie bedeutungsvoll muß diesen Menschen gerade dieser Platz gewesen sein, daß sie solche Arbeit und Zeit auf seine Ausgestaltung verwendeten! Wir messen so gern mit unserm Maßstab und urteilen wegwerfend über Dinge, die uns heute unnütz und wertlos erscheinen. Aber was hier an Wollen und Können aufgebracht wurde, steht nicht zurück hinter dem, was, als Leistung betrachtet, einmal die große Saaltalsperre darstellen wird.

Ueberragt wird diese Kult- und Schlupfstätte aus heidnischen Tagen von einem natürlichen Felsturm, dessen schüsselartig gehöhlte Plattform heut ein Aussichtstempelchen trägt, von dem ein herrlicher Rundblick sich bietet über das Gebirge und bis weit hin nach Hof, nach dem Erzgebirge, den Höhen bei Kulmbach und den Festen Koburg und Plassenburg.

Vielleicht war dieser Fels vor dem Eindringen der Slaven ein Druidenheiligtum; denn auch sonst finden sich in der Gegend zahlreiche ähnlich gehöhlte Steine, Druidenopferaltäre, die die christliche Zeit in Teufelstische umgewandelt hat. Ein solcher Teufelstisch, allerdings anders geformt, steht im Hof der alten Burg, und die Vertiefungen auf seiner Oberfläche haben der Sage Spielraum gegeben. Da soll in einem Dorfe am Waldsteinfuß ein Feilenhauer gelebt haben, der die Kunst des Geister- und Teufelbannens verstand. Schmiede und ähnliche Leute, die das Eisen zu zähmen wissen mit der Hammerkraft, sind ja Thors-Kinder, und Thor ist dem Erzengel Michael verwandt, der mit der Kraft des Eisens die Drachenbrut überwindet. So hat der wackre Feilenhauer denn alle bezwungene Teufelsbrut in den Waldsteinhof gebannt, und sie haben zum Zeitvertreib von ihm ein eisernes Kartenspiel bekommen, mit dem sie auf dem Tisch herumschmettern, und weh dem, der ihnen dabei zu nahe kommt! Ein Bauer aus der Umgegend hatte das Unglück, daß sie ihn sahen. Sie riefen: „Hans, Hans!“ und winkten ihm, heraufzukommen. Er eilte er-

schrocken davon und erzählte daheim ganz erschöpft von seinem Erlebnis. Nach drei Tagen war er tot.

Unmittelbar neben die alte Wendenstatt setzte die Kirche, um die heidnischen Erinnerungen wirksam zu vertreiben, eine Kapelle, die vielleicht von Mönchen des Klosters Waldsassen betreut wurde. Je mehr dann allerdings im Tal in den häufiger werdenden Siedlungen Kirchen erstanden, verlor das Bergkirchlein seine Bedeutung. Doch hat sich noch lange die Erinnerung daran erhalten in dem Feste der Waldsteinkirchweih, das die Gemeinden der Waldsteinumgebung am Tage der einstigen Kapellenweihe feierten.

Noch etwas weiter hinaus gen Nordosten liegt die „Schanze", ein herrlicher Ausblick, der auch in alter Zeit als Auslug gedient haben und verschanzt gewesen sein mag.

Im Gebiete dieser Wendenwallburg haben Grabungen zahlreiche Funde zutage gefördert, die unzweifelhaft slawischen Ursprungs sind. Tongefäße mit dem slawischen Wellenmuster, Schmuck und Waffenreste, Gebein von Mensch und Tier. Es waren wild- und raubzeugreiche Jagdgründe hier oben, die ein wohlgenährtes Leben sicherten.

Die Reste der Ritterburg zeigen noch heute deutlich ihre Anlage. Doch umwandern wir erst einmal den Sockel, auf dem sie sich erhebt! Ungeheure Granitklötze, in schräger Schichtung übereinandergetürmt, heben sich in dem Waldgewirr empor. An ihrem Fuße finden wir eine Höhlung, um die die Sage manch hübsche Geschichte spann.

Tagaus tagein hütete der Schäfer des Gutsherrn von Stockenroth seine Herde am Waldsteinhang. Er beobachtete, daß sein Hund ihn regelmäßig für eine Weile verließ und wohlgefüttert und gesättigt wiederkam. Das veranlaßte ihn, ihm eines Tages nachzugehen. Der Hund lief zwischen die Felsen und verschwand schließlich in einer Höhle, an deren Eingang

ihm, als er sie betreten wollte, eine weißgekleidete Fee entgegentrat. Sie bat ihn, er solle sie küssen, und der Schäfer, der nicht zimperlich war, erfüllte herzhaft ihren Wunsch. Da nahm ihn die Jungfrau fröhlich bei der Hand und führte ihn tiefer in den Berg hinein. In der Höhle stand ein gewaltiger Kasten, und ein großer, schwarzer Hund lag auf dem Deckel. Die Fee reichte dem Schäfer eine Johannisblume — die großsternige, tiefgelb blühende Arnika findet sich auch um den Waldstein an einzelnen Stellen noch heute — und sagte ihm, er könne mit ihr täglich kommen und den Kasten öffnen und dreimal in die Schätze hineingreifen. Und wirklich, wenn er sich, die Blume in der Hand, dem Kasten näherte, sprang der Hütehund herunter, der Deckel öffnete sich und blieb offen, bis der Schäfer dreimal hineingegriffen. Als er sich reich genug dünkte, zog er nach Sachsen; aber wie er dort einmal von seinem merkwürdigen Abenteuer erzählte, war die Wunderblume verschwunden.

Ein Webergeselle aus Zell hatte von der Zauberblume geträumt und ging nun täglich nach Feierabend auf die Suche nach ihr. Einmal sah er sie wohl unweit von sich im Grün blühen, aber in Gedanken ging er vorüber, bis er sich plötzlich besann und umkehrte, sie zu pflücken; aber er konnte sie nicht wiederfinden.

Und einem andern Einwohner von Zell geschah es, daß er am Johannistage nach Holz in den Wald fuhr, und als er um die Mittagsstunde an den Felsen hinter der Burg vorbeikam, sah er eine goldene Oeffnung schimmern, die schien wie ein offnes Tor im Felsgestein. Er stieg vom Wagen und ging zu Fuß zurück; denn bis er den Entschluß gefaßt hatte, war er schon ein Stück weitergefahren. Aber soviel er auch suchte, er konnte das goldene Tor nicht finden.

Anders erging es einer Beerenfrau, die am Johannistage auf der Waldsteinhöhe einen Strauch fand, der nicht leer werden wollte, so oft sie auch schon rund herum gepflückt hatte. Und als sie so weiterlas,

da sah sie plötzlich neben sich den Zugang zu einer Höhle; sie nahm ihr Kind, das ihr beim Pflücken half, bei der Hand und ging in die dunkle Tiefe hinein, aus der ein goldiger Schimmer drang, der sich hellte, je näher sie ihm kam. Und unversehens stand sie inmitten blinkender Schätze. Drei weiße Feen winkten ihr und sagten, sie solle nehmen, soviel sie mit einem Griff erhaschen könne. Aber die Gier packte sie, sie griff dreimal zu und barg das Erraffte in ihrer Schürze; dann sprang sie rasch aus der Höhle, die mit lautem Schall hinter ihr sich schloß. Da fiel ihr das Kind ein; sie hatte seiner in ihrem schlechten Gewissen nicht mehr gedacht. Nun war es im Berg, und nirgends eine Spalte, überall der erbarmungslos ragende Fels. Sie weinte und jammerte um ihr verlorenes Glück, das ihr die drei Hände voll Gold nicht ersetzen konnten, und immer wieder trieb die Sehnsucht sie auf den Waldstein hinauf, ohne daß sie die Oeffnung wiederfand. So war ein Jahr vergangen, und wieder war Johannistag. Die Frau, von den Kümmernissen und Gewissensbissen ganz abgehärmt, stieg in Erinnerung an den Jahrtag des Unglücks wieder auf die Höhe, und siehe, da war die Höhle wieder offen wie einst. Wie sie klopfenden Herzens hineinlief, fand sie das Kind: es spielte, einen roten Apfel in den Händen, fröhlich zwischen den goldenen Kleinoden. Sie hob's auf den Arm und trug's nach Haus. Aber zu der Stelle ist sie nie wieder gegangen.

Die ganze Gegend um den Waldstein ist reich an solchen Sagen von verborgenen Schätzen. Das erklärt sich durch den Erzreichtum und die tatsächlichen Gold- und Silberfunde, denen die zahlreichen Venedigergeschichten ihren Ursprung verdanken. Diese Goldsucher, die plötzlich da und dort auftauchen, nach Schätzen graben und dann wieder spurlos verschwunden sind, haben nichts mit Venedig zu tun; denn sie sind viel älter als die junge Lagunenstadt. Vielleicht sind sie irgendwie mit Venus zusammen-

zubringen, welche die Sage auch in dem südlich vom Waldstein gelegenen Ochsenkopf wohnen läßt, während ihr Buhle im Tannhäuserwalde bei Ebnath weilt. Uralt ist der Bergbau hier; Otto der Große holte sich aus dem Fichtelgebirge erfahrene Bergleute, um den Bergbau im Harz zu beleben. Heut liegt er darnieder, aber es blüht der Steinbruchbetrieb so üppig, daß man auf Schutz der Naturschönheiten bedacht sein muß.

Venediger oder Walen, wie sie auch genannt werden, haben einst auch auf dem Waldstein nach Gold gesucht. In dem Teufelstisch im Burghof sollte eine goldene Glocke verborgen sein, die sie vergeblich zu heben suchten. Als sie am Feuer saßen im Hofe der alten Burg, trat dem einen von ihnen, der sich gerade erhoben hatte, um dürres Holz zu sammeln, ein riesiger Ritter in vollem Harnisch mit erhobenem Schwerte entgegen, so daß alle erschreckt auffuhren und davonliefen.

Das Gold und Silber, das um den Waldstein gefunden wird in den Sagen, hat Bestand für manchen, für andere nicht, je nachdem sie innerlich zu der Gabe stehen. Einem Bauern, dem geträumt hat, am Waldstein läge ein Berg Ziegelsteine, die er zu seinem Scheunenbau verwenden könne, gelang es, den Haufen zu finden. Er steckte einen Stein ins Wams und eilte, einen Wagen zu holen. Weil ihm der Ziegelstein zu unbequem wurde, warf er ihn fort. Daheim starrte ihn die Frau erstaunt an, denn sein Wams glänzte da, wo er den Stein hineingeschoben hatte, golden, und auch innen war alles von Goldstaub blank. Atemlos eilte er mit dem Wagen zurück; aber der Haufen Steine war verschwunden, und auch der weggeworfene Ziegel fand sich nicht wieder.

Aehnlich erging es einem Holzhauer, dem ein kleines Mooswichtlein einen Ziegel reichte. Er warf ihn achtlos in die Büsche, und als er daheim die goldnen Spuren an seinen Händen sah, fiel's ihm ein, daß die von dem Steine sein könnten. Er suchte am

Die Saalequelle.

andern Morgen das Gebüsch vergeblich nach dem Ziegel ab.

Wer aber sorgsam das Gefundene hütete, dem brachte es Segen. So sahen zwei Frauen, die im Sommer Gras für ihre Ziegen sicheln wollten, im Waldsteingraben von dem Fels weiße und gelbe Eiszapfen herunterhängen, was sie bei der hochsommerlichen Witterung sehr in Erstaunen setzte. Sie brachen die Merkwürdigkeit, die eine einen weißen, die andere einen gelben Zapfen, und um sie daheim zeigen zu können, wickelten sie sie sorgsam in kühle Blätter und steckten sie zwischen das Gras in ihre Körbe. Daheim aber sahen sie zu ihrem freudigen Erstaunen, daß der weiße Zapfen sich in Silber und der gelbe in Gold gewandelt hatte. Sie suchten mehrmals noch an der Stelle nach den kostbaren Eiszapfen, fanden aber keine wieder. Meist ist es die Hochsommerzeit, um Johanni, wo solche Wunderdinge geschehen. Da zeigt sich die Schlangenkönigin mit goldenem Krönlein auf dem Haupte, und Sonntagskindern, denen sie am Kreuzweg begegnet, kündet sie ihr künftiges Schicksal.

Um diese Zeit erblüht in ihrer goldenen, würzig duftenden Schönheit die Wunderblume, die heilkräftige, Blitz und Unglück bannende Arnika; Quellen und Brunnen, die heilig sind, werden um diese Zeit der Sommersonnenwende noch heute in der Gegend von Wunsiedel, südöstlich vom Waldstein, geschmückt mit Blütensträußen und Kerzenlicht; und Arnikablüten werden auf die Ackerbeete und in die Fenster der Häuser gestellt als Schutz gegen Gewitterschäden.

Doch nicht poetisch zart umhaucht nur von Ungreifbarem ist der Waldsteinsockel; etwas weiter unterhalb finden wir ein recht massives Zeugnis prosaischen Daseinsgenusses an dem Pfade, der von Zell heraufführt. Da steht mitten im Wege ein langgestreckter, schmaler, nicht allzu hoher Bau aus hellem Granit, überdeckt mit schrägem Holzdach, fensterlos, und eigent-

lich ein Durchgang in der Wegrichtung, denn jede der Schmalseiten ist bis zu halber Höhe offen. Es ist der alte Bärenfang, der in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts errichtet worden sein kann. Die Tore an den Enden des Stollens hatten einst eiserne Falltüren, welche zufielen, wenn Meister Petz an dem in der Mitte der Längswand angebrachten Köder riß. Denn dieser war an einer Mechanik befestigt, die mit den Falltürhaken in Verbindung stand. Durch eine besondere Tür wurde der Gefangene dann in einen Käfig getrieben und in diesem zu den Markgrafen von Bayreuth gebracht, für welche die zinspflichtigen Bauern von Stockenroth den Bärenfang betrieben. Denn am markgräflichen Hofe waren Bärenhetzen ein beliebtes Spiel und Bärenschinken ein gern gesehener Leckerbissen. Die böse Fama weiß zu berichten, es hätten sich einmal bei strömendem Regen Mönche Schutz suchend in den Bärenfang geflüchtet und, als sie ahnungslos an dem Stück Fleische zerrten, sich in der unfreiwilligen Klause gefangen. Unter großem Gelächter der Bauern seien dann die braunen Kuttenbären aus dem Bärenloch herausgekrochen. Wir hoffen, daß der Markgraf das Kloster, dem sie angehörten, für den Schrecken und den ausgestandenen Hunger seiner Insassen entschädigt hat durch eine „Bären"-Schenkung.

Doch wir setzen unsere Wanderung um den Sockel der Waldsteinburg fort und steigen noch einmal zu ihrer luftigen Höhe empor, um uns ihre Reste genauer zu beschauen und ein wenig zwischen dem schönen Gemäuer, das warm in der Mittagsonne träumt, uns auszuruhen. Heut erreichen wir den unteren Schloßhof bequem über einige Stufen; einst, ehe der Burgschutt sich häufte, war das Tor nur durch eine herabgelassene Leiter zu ersteigen. Die eine Längswand des Hofes hat die Natur selber geschaffen. Mauerhoch und dicker als die stärkste Schanze ragen hier, nach der Außenseite mehr als doppelt so tief abstürzend, Granit-

blöcke. Reste der Stallungen und des Gesindehauses, auch gut erhaltene Mauerstücke finden wir. Dann aber wenden wir uns der Innerburg zu. Ihr Tor liegt höher als der Hofgrund und ist heut über ein Steintreppchen zu erreichen. Einst war da eine Falltreppe aus Holz, die aufgezogen den Eingang schloß. Durch das schmale Tor gelangen wir zwischen Fels und Mauerwerk, und in dem Schachte steigt die Treppe weiter zur Oberburg empor. Schießscharten kennzeichnen diesen engen Vorraum als Verteidigungsstelle. Droben erhob sich links das Herrenhaus, rechts die Kemenate. Das Mauerwerk rechts, wie es heut erhalten ist, begrenzte nicht nach außen die Burg, sondern etwa sieben Meter auswärts sieht man noch die Reste der Umfassung. Hier war auch das Burgverlies. Links neben einer zur Felsplatte hinaufführenden Treppe lag die Zisterne, die die Burgleute mit Wasser versorgte. Die Platte trug den Bergfried, und von ihr haben wir heute noch einen herrlichen Auslug.

Wir wenden uns, und ehe wir wieder in den Treppenkamin hinabsteigen, erklimmen wir die wenigen Stufen zur Linken, die uns auf eine zweite Plattform führen. Von hier überschauen wir den Burghof mit seiner natürlichen Blockmauer bis hinüber zu dem Druidenturm, der sogenannten „Schüssel", die die Wendenwallstelle überragt; und hier, in der wohligen Sonnenwärme gelagert, träumen wir noch einmal in die alte Zeit zurück.

Wir sehen im Geiste einen kühlen Herbsttag sich neigen. Dämmerung breitet sich über das Steingewirr, das noch nicht die Burg trägt; wohl aber ist am Wendenwall reges Leben. In der großen Halle brennen Feuer. Von der Schanze her bringen Heimkehrende die Jagdbeute getragen: zahmes Gewild und einen zottigen Bären schleppen sie mühsam heran. Droben auf dem Felsturm hockt der Wächter und schaut aus; er freut sich am Sinken der Sonne; denn

nun ist sein Dienst bald zu Ende, und er kann herabsteigen und am Schmaus und Trunk teilnehmen. Ein Trupp fehlt noch. Er kommt erst, als die Dunkelheit schon lange hereinbrach. Er hat sich draußen im Land mit den Siedlern zu schlagen gehabt, ist aber gewandt entschlüpft, indem jeder einzeln in die Wälder sich verlor, dahin und dorthin. Sie haben einen Platz droben, an dem sie sich sammeln, verborgen zwischen Steinen und Buschwerk, so daß sie unverfolgt die Wohnstatt erreichen. Das Opfer ist am Stein geschlachtet worden; das rauchende Blut, das aus den Rinnen herabfloß, ist in seltsam geformten Gefäßen aufgefangen und getrunken worden; nun haben sie sich am Waidmahl gesättigt, und die Männer halten noch einen Trunk, dieweil die Frauen und Kinder schon tief im Gestein des Berges in den Wohnhöhlen sicher behütet schlafen. Denn um die Stätte in weitem Umkreis kauern wohlverborgen die Wachen, falls ein Feind sich in die unheimliche Wildnis heraufwagen sollte. Allmählich sinken die Feuer, auch die letzten Trunkfesten verschwinden in die Erdlöcher, still wird's, und über dem schauerdunklen Walde leuchten hell die Sterne einer klaren, kalten Herbstnacht.

Jahrhunderte später. Das 16. Jahrhundert ist angebrochen. Die Sparnecker haben schon lange mitsamt dem Adel des Oberlands in rechtschaffnem Haß gegen Städte und Fürsten den Nürnbergern abgesagt. Wo sich Gelegenheit bot, suchte man Nürnberger Kaufleute und Ratsherrn zu fangen und in die Verliese zu werfen; und wenn auch in den Urkunden sich keine Belege dafür finden, so mögen auch die Sparnecker sich an solcher Stegreifreiterei beteiligt haben, um, wie es Familientradition geworden, den verhaßten Städtern nach Kräften Verdruß und Schaden zu bereiten. Eines Tags kam ein guter Fang ein auf dem Waldstein. Hans Thomas von Absberg, seit 1520 in des Kaisers Karl V. und des Reiches Acht und Aberacht, von den Städten gefürchtet wie der Gottseibeiuns, hatte drei

fette Bürger niedergeworfen: den Kaufmann Baumgartner und die beiden kaiserlichen Räte Johann Lucas und Johann Lamparter. Sie waren auf der Heimkehr vom Wormser Reichstag an der Knittlinger Steige in Württemberg aufgehoben und von einem Bergnest zum andern geschleppt worden, um schließlich auf dem sichern Waldstein „untergeschleipft" zu werden. Hier hielt man sie für unauffindbar und hoffte auf mindestens 10 000 Goldgulden Lösegeld. Aber eines Tages waren die Gefangenen „mit Gottes Hülf' auskummen". Ein mitleidiger Bauer führte sie bis Münchberg, dort nahm sie der Pfarrer, der denen von Sparneck nicht wohlwollte, in seinen Schutz, und im Geleit eines Edelmanns Nikolaus Heerdegen kamen sie glücklich heim nach Nürnberg. Dies Mißgeschick reizte den Geprellten zu immer härteren Grausamkeiten, und so rüstete denn der Schwäbische Fürstenbund im Verein mit den Städten zur Bestrafung der Uebeltäter. Alle fränkischen Rittergeschlechter hatten sich zuvor zu „purgieren, sich eidlich von der Anschuldigung der Urheberschaft und Teilnahme an den Verbrechen, Hegung, Schutz und Pflegung der Täter zu reinigen". Die Sparnecker waren zum Falscheid zu stolz. So war ihr Schicksal besiegelt. Schwer gerüstet zog der Bund gegen Franken: vier „scharpfe Metzen" für hundertpfündige Eisenkugeln, drei Vierzigpfünder, neunzehn „Nothschlangen" für acht- bis einundzwanzigpfündige Blei- und Eisengeschosse und eine große Zahl „kleine gemeine Schlangen, von denen eine vier Pfund Pley scheußt", hundert „Hakenpuchsen", dazu neunhundert Zentner Pulver, Brechzeuge zum Einreißen der Mauern, zehntausend Mann zu Fuß und tausend Reiter nebst fast tausend Pferden zum Transport des Belagerungsgeräts. Im Maintal fiel rasch Burg auf Burg; und nun ging's, die „aufm gebirge, nitt minder waldstein, oprot, Sparneck und weysdorf, die Schlösser derer von Sparneck zugehörig, vor Einnehmen und zu

verbrennen und hinwegtun". Anfang Juli 1523 zog man vor die Burgen des Fichtelgebirges. Hauptmann Wolf von Freiberg und Graf Ludwig von Oettingen ſtanden am 10. Juli vor Sparneck am Waldſteinfuß und am 11. vor der Feſte auf dem Berg. Der Kriegsbericht ſagt: „Schloß Waldſtein, eine Mordgruben an einem wilden Ort in einem Walde, darin die drei Gefangenen gelegen und auskummen ſeind, verbrennt und zerriſſen worden, hat Chriſtoff und Wolffen von Sparneck zugehört". Die Bewohner aber fing man nicht, auch ſie waren „mit Gottes Hülf' auskummen".

Von jedem der durch den Bund zerſtörten Schlöſſer wurde eine genaue Abbildung hergeſtellt. Eine ſolche ſcheint der zeitgenöſſiſche Holzſchnitt zu ſein, der, vom Waldſteinwirt verwahrt, die brennende Burg wiedergibt. Die Flamme hat den Mittelbau erfaßt, ſie lodert aus dem Turm, dem Eingangstor und dem Ziſternenraum. Unten, rechts vom Burgaufgang, brennt ein Blockhaus. Nicht weit davon ſteht ein Teil des Belagerungstrupps; Spieße und Hellebarden ragen, überweht von der gelben, mit ſchwarzen Längsſtreifen verſehenen Fahne. Das Bild hat die Unterſchrift:

„Waldſtain, hatt Wolffen und Criſtoffen von ſporneck zugehort, Ligt dry Meil vom Hoff, Iſt auff den X. tag July vom Bunt verbrannt worden."

Hinauf zur Quelle.

Von Zell, einem Dörfchen, das seinen Namen wahrscheinlich einer Einsiedelei des Franziskanerklosters in Münchberg verdankt, wandern wir über die von Feldern und saftiggrünen Wiesen bedeckten Wellen des Münchberger Stadtwaldes, langsam steigend, empor. Die „Flur" läßt uns den Blick über Zell und das Vogtland frei, bis wir in den Wald eintauchen, in dem der Weg uns nach kurzer Wanderung zur Quelle der Saale hinleitet. 705 Meter hoch liegt sie in dort anstehenden Fleckschiefer und tritt aus dem Stollen eines ehemaligen Bergwerks auf Ockererde ans Licht. Der freie Platz vor ihr ist von hohen Buchen überschattet, und das Wasser hat eine saubere Steinfassung erhalten, die nach hinten und seitlich durch einen Steinwall mit Sitzquadern zur Rechten und Linken abgeschlossen wird; es rinnt aus dem Becken, in dem es ruht, ein Stücklein unterirdisch in eine steingefaßte, schmale Bahn, darinnen es munter wellend den Platz durchquert, um neben dem Pavillon, der den Besuchern Schutz gegen Sonne und Regen gibt, sich sanft zu senken und dann in frischem Sprunge hinabzueilen durch die moosig-steinige Waldwildnis. In den Steinwall ist eine Syenittafel eingelassen, welche die Inschrift trägt:

Quelle der Saale,
gefaßt von den Städten Münchberg,
Schwarzenbach, Hof, Halle,
Weißenfels 1869.

Einst standen mächtigere Baumriesen um die Stätte, eine heilige Buche überwölbte den Quell, und in ihrem Wurzelhaus wohnte eine Alraune als weise Hüterin des heiligen Wassers. Die schatzsuchenden Venediger haben sie oft besucht, denn Gold, Rubine und schimmernde Lasursteine hofften sie zu finden. Damals mag der Ort geheimnisreich und märchenstill und schön gewesen sein. Versonnen und in dieses Einst versunken, höre ich

Der Saale Quellensang.

Jahrtausendalt und ewig morgenjung —
geheimnisvoll und offenbar im Lichte
ist meiner Quelle ungetrübter Sprung,
mein Erdenlauf ist voll Erinnerung,
lebendiger Born der Sage und Geschichte.

Geborgen in der Erde Urgestein,
entquelle ich dem Reichtum dunkler Tiefen;
weil er verlor das lichte Erdensein,
drängt's mich hinauf in Licht und Sonnenschein,
die Gold und Edelstein zum Dasein riefen.

Ich bin das urlebendig ewige Band,
das Zeit und Raum geheimnisvoll verbindet,
daran im Heut das Einst sich wiederfand,
in dessen Strom Geword'nes sich erkannt
und längst Entschwund'nes sich im Dasein findet.

Das ist der Heiligkeit verborgner Sinn,
den deine Ahnen ungetrübt empfanden —
das war die Weisheit meiner Hüterin;
sie schrieb die Rune in die Buche hin,
die über mir Jahrhunderte gestanden,

die sich im Spiegel meines Wassers sah
und deren Wurzeln mein Gehäus umschlangen —
in ihrem Namen bin ich fern und nah —
durch sie vollzog sich alles, was geschah —
mit ihr bin immer ich durchs Land gegangen.

O möchten Augen, die mich tief verstehn,
in künftigen Tagen auf mich niederschauen,
und möchten die, die meine Quelle sehn,
an meiner Hand hinab ins Leben gehn
und an dem Werden guter Zukunft bauen!

Vom gleichen Verfasser erschien im Ch. Graeger Verlag, Halle, Postfach 26:

Springende Quellen. Lyrische Gedichte . . . . Mk. 1.80

Aus den Besprechungen:

Oberschlesischer Wanderer, Jahrg. 91, Nr. 101: „Wer schwingende Kraft und freudige Innerlichkeit sucht, dem sei dies Büchlein warm empfohlen . . ."

Magdeburger Generalanzeiger, Jahrg. 42, Nr. 106: „Die Gedichte sind warm empfunden, ohne Beigeschmack von Gekünsteltem . . ."

Heimatkalender für Halle a. S. 1928: „Der Quell seines Schaffens ist das innere Erleben einer wahrhaften Künstlernatur . . ."

Neuerscheinungen des Ch. Graeger Verlags

(J. Eckard Mueller)

Hanns Freydanck: Goethe u. Ramler

500 numm. Expl. . . . . Mk. 7.50
100 „ u. handsign. Expl. auf echt Bütten in Hldr. Mk. 18.50

Einige Besprechungen:

Numismat. Literaturbl. 1928, 273/274, Professor Dr. M. v. Bahrfeldt: „Eine fesselnde Untersuchung, entsprungen aus einem liebevollen Versenken in den Gegenstand, eine feinsinnige Würdigung und ansprechende Schilderung des Charakters, Wesens u. Wirkens Ramlers."

Colberger Zeitung 1928, Nr. 163, Prof. Dr. H. Klaje: „Der Verfasser kommt mit schwerem Geschütz daher; er geht den Beziehungen Ramlers zu Goethe mit großer wissenschaftl. Gründlichkeit nach . . ."

Das Buch ist mit 8 Tafeln reich ausgestattet, z. T. nach unbekannten Vorlagen.

Im gleichen Verlag erscheinen in gleicher Ausstattung:

V. Freiin v. Dungern-Dehrn: „Ritterburgen und Schlösser über der Lahn".

Ein Buch von hessisch-nassauischer Vergangenheit und Sage. Erscheinungstermin Anfang 1929. Subskriptionspreis geb. Mk. 5.50
später ca. Mk. 7.50

Hanns Freydanck: „Ritterburgen und Schlösser über der Weser".

Ein Buch von niederdeutscher Vergangenheit und Sage. Erscheinungstermin Frühjahr 1929. Subskriptionspreis geb. Mk. 5.50
später ca. Mk. 7.50

Fritz Francke: „Ritterburgen u. Schlösser über dem Neckar".

Ein Buch von Pfälzer Geschichte und Sage. Erscheinungstermin Frühjahr 1929.

In Vorbereitung:

„Ritterburgen und Schlösser über dem Main".

SAALFELD

MAUXION-HOTEL

ROTER HIRSCH

AM MARKT

DER RANG UNSERES HAUSES ENTSPRICHT
DEM RUF UNSERES NAMENS.

Weinrestaurant, Bier- und Schokoladenstube
Probierkeller, Diele, Bar,
Kongreßzimmer, Festsäle,
Weingroßhandlung.

EIGENES KURBÄDERHAUS

mit medizin. Heilbädern, Höhensonne usw.
Verschließbare Autogaragen mit Tank- und Reparaturwerkstätte.

WOCHENENDHOTEL

Telegr.-Adr.: ROTERHIRSCH SAALFELDSAALE
Telephon Nr. 83, 94

SAALFELD

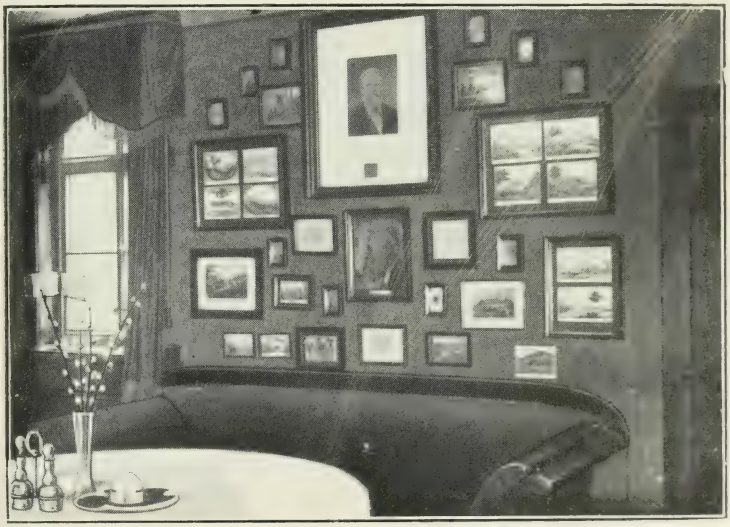
Der Gasthof „Blaues Schild“ oder, wie Fritz Reuter, der als Jenenser Student oft hier kneipte, es umschüttelte: das „Schlaue Bild“ ist ein alter, historischer Bau, der schon 1612 urkundlich erwähnt wird als eine der Dorndorfer Gemeinde gehörige Beratungsstätte des Gemeinderats. Er hat also die Sturmzeiten des Dreißigjährigen Krieges miterlebt. Rund zwei Jahrhunderte blieb er Gemeindebesitz. Mit seinem Uebergange in Privathand wurde er Gaststätte, und als die Burschenschaften gegründet wurden, wird das „Blaue Schild“ bereits als beliebtes Studentenlokal genannt.

Gasthof „Zum blauen Schild“

5 Min. vom Bahnhof Dornburg (Saale)

Weitbekanntes Haus im schönen Saaletal

Gegründet 1612



(Fritz Reuter-Ecke mit historischem Sofa.)

Goethe, Carl August, Fritz Reuter, Hoffmann von Fallersleben, Paul Schreckenbach, Müller von der Werra, Paul Grabein, Paul Burg

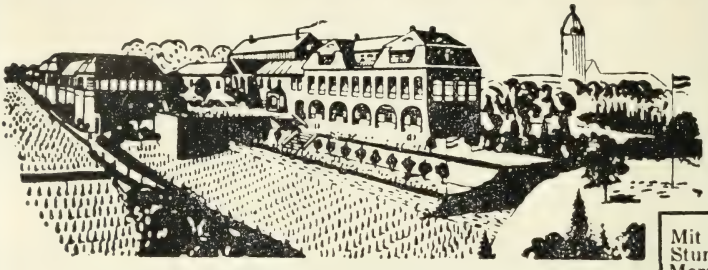
Spez.: Bach-Forellen, Saale-Aal * Fremdenzimmer * Pension

Bekannte Persönlichkeiten — wie der Turnvater Jahn, der auf Wanderungen mit seinen Schülern hier rastete; wie Goethe, der gern, wenn er von der Dornburger Höhe herabstieg, den hausgekelterten Wein kostete; wie Fritz Reuter, dem es auf seiner Flucht eine Woche lang Obdach bot und dessen Schlafraum und Lieblingssofa noch heute erhalten sind; wie Hoffmann von Fallersleben, der auf seinen Reisen durch Thüringen hier Quartier nahm; wie Jean Paul und die Romanschriftsteller Paul Grabein und Schreckenbach — haben sich dem Gedächtnis der freundlichen Stätte einverwoben; und auch der Verfasser hat sich in heißen Sommertagen in der schattigen Kühle des Gartens beim Imbiß und Trank erquickt. Seit einem dreiviertel Jahrhundert waltet die gleiche Wirtschaftsfamilie im Hause und hat es zu einer jener deutschen Gaststätten werden lassen, deren Ruf auf einer alten, ehrwürdigen Tradition gegründet ruht.

Eigener Weinbau.

Freyburg an der Unstrut.
Zur Erholung und zum Wochenendel
Berghotel Edelacker

Tel. 151.



Pension, Restaurant und Café,
in idealer Lage, mit **herrlicher Aussicht** und **Weinbergen.**
Erstklassiger Küchenchef. Autogarage. Sonntags Konzert- und Tanzunterhaltung. / Bahnfahrt bis Leißling bei Weißenfels a. S. Von dort Wanderung über Schloß Goseck durch den Wald zum Edelacker (11km). Gelbe Markierung. Besitzer: O. Eisentraut.

Mit Auto in einer Stunde von Straße Merseburg-Freyburg erreichbar.
Große Autohalteparks. ×)

Hotel u. Pension Papiermühle

Jena ~ Fernruf 2306

An der Straße Jena — Weimar, im idyllischen Mühltal gelegen. Großer Garten mit über 500jähriger Linde / Parkplatz / Tankstelle / Bad Zentralheizung / Straßenbahn Pension ab 5 Mk. / Zimmer ab 2 Mk.

Buchdruckerei der Hallischen Nachrichten, Halle (Saale).